This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

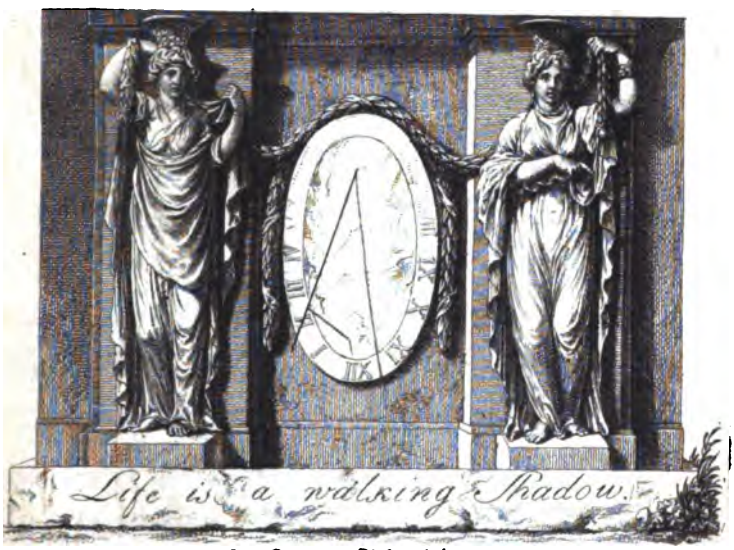
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

[redacted]

Sammlung
einiger
Aufſätze
hiſtoriſchen, antiquariſchen, mineralogiſchen und ähnlichen Inhalts,

von

A. F. Grafen von Veltheim,
D. d. W. W.
Erb- und Gerichts-Herrn auf Harbcke, Aderſtedt, Groppendorff ꝛc. Königl. Großbritanniſchen und Churfürſtl. Braunſchweig-Lüneburg. Berghauptmanne, der Königl. Societät der Wiſſenſchaften in London, wie auch einiger andern gelehrten Geſellſchaften Mitgliede.



Erſter Theil.

Helmſtedt
bey C. G. Fleckeiſen. 1800.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK

Das Urtheil der Väter von ihren Kindern iſt ſelten richtig.

Andre mögen es daher beurtheilen, ob dieſe Aufſätze es auch wirklich verdienten, daß ſie hier in einer Sammlung erſcheinen. Unter dem zahlloſen Heere unſerer Meßproducte mögen ſie indeſſen leicht geduldet und zu ihrer Zeit dann wieder vergeſſen werden. Nach widrigen und mühſamen Arbeiten, waren es für mich Erholungen; in trüben und kummervollen Tagen, gewährten ſie mir Zerſtreuung; vielleicht dienen ſie jüngern Freunden der Wiſſenſchaften zu einiger Aufmunterung, um dieſen und ähnlichen Gegenſtänden noch weiter nachzuforſchen.

Gegen-

Gegenwärtige Sammlung enthält nur diejenigen von meinen Aufſätzen, welche ſchon einzeln gedruckt ſind. Die meiſten habe ich jedoch völlig umgearbeitet. Nicht allein die gedruckten, ſondern auch die ſchriftlichen Erinnerungen von Sachkennern und Freunden, habe ich hiebey möglichſt benutzt, viele wörtlich, und gewiß immer mit Danke.

Vorzüglich nur meinen Freunden gewidmet, wird dieſe Sammlung, wie ich hoffe, noch zuweilen mein Andenken bey ihnen erneuern, und nun

Vade, Liber, verbisque meis loca grata ſaluta!

Sammlung

einiger

Aufsätze

historischen, antiquarischen, mineralogischen und ähnlichen Inhalts.

Von

A. F. Graf von Veltheim.

Inhalt
des erſten Theils.

Ueber das Feuerſetzen der Alten und Hannibals Methode die Alpen zu ſprengen, in Briefen an den Herrn Bergrath von Crell. Seite 1.

Im Götting. Magazine von Lichtenberg und Forſter 1782. 5tes Stück wurde dieſer Aufſatz zuerſt aufgenommen. Er iſt jedoch hier völlig umgearbeitet.

Ueber die Bildung des Baſaltes und vormalige Beſchaffenheit der Gebirge in Deutſchland. 39.

Die erſte Ausgabe von dieſer Abhandlung wurde 1786 zu Leipzig gedruckt, die 2te 1789 zu Braunſchweig. Ich habe ſie hier abermals etwas umgearbeitet.

Ueber

Inhalt.

Ueber die Masque de Fer. S. 103.

In den Anekdoten vom Franzöſiſchen Hofe aus den Zeiten Ludwigs XIV. aus Briefen der Herzogin von Orleans, welche ich 1789 in Braunſchweig (Strasburg) drucken ließ, wurde dieſer Aufſatz zuerſt mit eingerückt. Weil jedoch bald nachher mehrere Schriften und Vermuthungen über eben dieſen Gegenſtand im Publiko erſchienen, ſo iſt er hier um ein beträchtliches weiter ausgeführt.

Ueber einige Hauptmängel der Eiſenhütten in Deutſchland. 147.

Es wurde in des Herrn Bergraths von Crell Chemiſchen Annalen 5tes Stück 1790 dieſer Aufſatz zuerſt gedruckt. Aus mehreren Gründen verſchwieg ich damals, daß ich der Verfaſſer davon ſey. Es wurde indeſſen bald bekannt, und einige Zeit nachher, nämlich 1795, erfolgte eine zweyte Auflage. Durch eine Menge intereſſanter Zuſätze vom Herrn Bergrathe Hermann hatte dieſer Aufſatz zwar außerordentlich gewonnen. Ich habe ihn jedoch völlig ſo gelaſſen, wie er zuerſt erſchien. Er bleibt ſo ein getreues Bild von den damaligen Mängeln der meiſten Eiſenhütten in Deutſchland, und enthält immer noch einige Bemerkungen, die wohl verdienen, daß ſie bey verſchiedenen Eiſenhütten von Zeit zu Zeit wieder in Erinnerung kommen. Meine jetzige Lage erlaubt

erlaubt mir überdem nicht, dieſen Aufſatz in der Maſſe umzuarbeiten, daß er die großen Verbeſſerungen und Fortſchritte enthalte, die ſeitdem von einigen Deutſchen, vorzüglich aber von den Schleſiſchen Eiſenhütten, gemacht ſind. Daß ſolches nur allein durch den mit ſo großer Sachkenntniß verbundenen Eifer des vortreflichen Staatsminiſters von Heynitz und des Grafen von Reden bewirkt worden, iſt bekannt.

Vermuthungen von der Barberini- jetzt Portland-Vaſe. S. 175.

In dieſer Abhandlung, welche 1791 zu Helmſtedt zuerſt gedruckt wurde, habe ich verſchiedenes theils berichtiget, theils zugeſetzt.

Ueber die Vaſa Murrina. 191.

Durch Vergleichung dieſes Aufſatzes mit der erſten Ausgabe von 1791 wird man ſogleich bemerken, daß er hier völlig umgearbeitet ſey, und, wie ich glaube, mehrere nicht ganz unwichtige Zuſätze erhalten habe.

Ueber die Manufacturen der Modebücher, beſonders der Aufruhrprediger und Sprachumwälzer. 219

Die Greuelthaten und wahrhaft ſataniſchen Gallicismen, womit die Neufranken ſowohl als auch einige Deutſche Sycophanten ſich und unſer Jahrhundert auf ewig brandmarkten, beſtätigen leider nur allzuſehr alles, was hier im Jahre 1793 vor-

vorhergesagt und zum Theile nur als Ahndung von mir geäußert wurde. Diese Thatsachen, der Beyfall aller gutdenkenden Patrioten, und das Klagegeschrey, welches die entlarvten Demagogen nur in solchen Schmutzwinkeln hören liessen, die allgemein für unehrlich und übelberüchtigt erkannt sind, überzeugten mich völlig von der Gerechtigkeit meiner Sache. Ich habe daher diesen Aufsatz noch etwas weiter ausgeführt.

Ueber

Ueber das

Feuerſetzen der Alten

und

Hannibals Methode

die

Alpen zu ſprengen.

In Briefen

an

den Herrn Bergrath von Crell.

Erſter Brief.

Der bekannte Abbé Galliani pflegte wohl im Scherze zu ſagen: er wolle durchaus kein anderes Buch mehr leſen, als den Calender, weil es das einzige ſey, welches nichts als Wahrheiten enthalte. Zuverläſſig nur den Calender im ſtrengſten Sinne, und unmöglich unſere neumodigen Almanache, kann er damit gemeint haben. Denn ſo finde ich gleich im Gothaiſchen Calender eine Bemerkung, die eine der wichtigſten Entdeckungen von uns Deutſchen betrifft, und, bey näherer Unterſuchung, gehört das, was hier behauptet wird, doch gewiß nicht ins Reich der Wahrheiten.

Es wird nämlich darin geſagt: "Die Erfindung des Schießpulvers geht über den Mönch Berthold Schwarz hinaus, der durch ein Ohngefehr, der gemeinen Sage nach, auf dieſe Entdeckung 1330. oder 1351. gekommen ſeyn ſoll. Schon im 12ten Jahrhundert, iſt es auf dem Rammelsberge, zur Sprengung des Geſteins, gebraucht worden, und Heinrich Pfalzgraf am Rheine, ein Sohn Heinrichs des Löwen, hat es ſchon im Jahre 1200. gebraucht, die Mauern eines Schloſſes bey Tyrus zu ſprengen. Nur der kriege-

rische Gebrauch desselben fällt ohngefehr ins 13te oder 14te Jahrhundert."

Freund! wie wird Ihnen? und was sagen Sie zu dieser so positiven Behauptung? Daß der Verfasser dieser Bemerkung sich irren sollte, ist wohl kaum glaublich. Er sagt uns dieses mit so vieler Gewißheit, und wirft es daher dem Publiko ohne allen Beweis nur so hin, daß er sicherlich alles dieses recht gründlich, recht ängstlich wird überlegt und untersucht haben, bevor er sich zur Bekanntmachung dieser merkwürdigen Entdeckung entschließen können. Also gestehen Sie es nur, Ihnen wird bange, und Sie fürchten, daß uns ehrlichen Deutschen diese wichtige Erfindung des Schießpulvers wohl gar noch könnte entrissen werden. Doch trösten Sie sich; denn bald hoffe ich Ihnen zu zeigen:

"Daß wenigstens der Pfalzgraf Heinrich das Pulver zu Sprengung der Mauern eines Schlosses bey Tyrus — nicht gebraucht habe;"

"Daß man im 12ten Jahrhundert das Pulver zu Sprengung des Gesteines im Rammelsberge — nicht gebraucht habe;" und

"Daß ich, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Quelle des Herrn Verfassers kenne:

"Wenn aber dieß letzte seine Richtigkeit hat, daß der Hr. Verfasser seine Quelle nur nicht recht verstanden habe."

Noch gehört uns Deutschen diese wichtige Erfindung, und hoffentlich soll sie uns niemand entreißen.

Zuerst also die Quelle. Sollte es wohl eine andere als diese seyn? Arnoldus Lubecensis in Chron. Slauorum ap. Leibnizium. Tom. II, Script. rer. Brunf. p 707. liefert eine umständliche Beschreibung von der Belagerung des Bergschlosses Chorut bey Tyrus.

Sie wurde mit Ausgang des 12ten Jahrhunderts und zwar vom Kayser Heinrich VI. und Pfalzgraf Heinrich, Herzog Heinrichs des Löwen Sohn, geführt. Am angeführten Orte heißt es: Quia locus ille praeruptus erat nimis et quasi inacceſſibilis, nouum genus expugnandi, hostibus vero omnino incognitum, sunt aggressi. Fuerunt sane ibi nonnulli de Saxonia, quibus erat notum, qua arte excauatur mons argentarius, qui apud Goslariam multis est cognitus etc. Cumque tali arte montem cauarent, appositoque igne, prout libuit muros cadere facerent etc.

Vergleiche ich dieses mit jener Bemerkung, so wollte ich wohl alles darauf wetten, daß meine Vermuthung gegründet sey. Allein, wo finden Sie hier ein Wort, einen Gedanken, der vom Schießpulver redet? Schlagen Sie die ganze Stelle auf, und sicherlich finden Sie daselbst nichts, was Schießpulver oder deß etwas bedeuten könne. Aber, wenn es nun kein Schießpulver war, wovon hier die Rede ist, was war es denn? und was heißen also die Worte: tali arte appositoque igne? Um

Um dieſes richtig zu beſtimmen, müſſen wir zuvor unterſuchen, wie in ältern Zeiten das feſte Geſtein im Rammelsberge wirklich geſprengt wurde; und hierin werden uns die Geſetze dieſes Berges am ſicherſten leiten.

Obgleich diejenigen, ſo Leibnitz in ſeinen Script. rer. Brunſ. Tom. III. p. 535. ſeqq. drucken laſſen, bey weitem nicht die älteſten der noch itzt vorhandenen Geſetze dieſes Berges ſind; ſo werden ſie dennoch zu meiner Abſicht völlig hinreichen. Auch gehört es nicht zu dieſer Unterſuchung, daß die dort angegebene Jahrzahl von 1306. unrichtig iſt, und 1359. heißen muß. Auf der von ihm gebrauchten Handſchrift ſteht allerdings jene unrichtige, aber, wie er ſelbſt bemerkt, von einer neuern Hand. Bey anderer Gelegenheit hoffe ich ohnedem eine richtigere Ausgabe, ſowohl dieſer Geſetze, als auch der ältern von 1186. und von 1271. bekannt zu machen. Hier iſt es mir hinreichend, daß jene, ſo im Leibnitz ſtehen, aus dem 14ten Jahrhundert ſind.

Gewiß mehr als einmahl, und mit der größten Aufmerkſamkeit, habe ich alle dieſe Berggeſetze durchgeleſen; allein nirgends finde ich darinn eine Sylbe, eine Spur vom Schießpulver. Zu behaupten, daß es dennoch im Gebrauche geweſen ſeyn könne, obgleich deſſen mit nichts in dieſen Geſetzen erwähnt werde, dürfte wohl etwas mehr als literariſche Speculation ſeyn. Sie ſind für die damaligen Zeiten ſo vollſtändig, und alle bergmänniſche Arbeiten ſo deutlich

lich darinn aufgeführt, daß das Schießpulver, wäre es nur irgend im Rammelsberge gebraucht worden, ganz zuverläſſig auch mit angegeben ſeyn müßte: allein da iſt auch nicht ein Wort, ſo dahin zu deuten wäre.

Dagegen heißt es:

L. 198. — ok mach he vorbeden ſtreef to howende etc,

L. 200. — unde dat ſe vorbeden eder van den vurhoder vorbeden laten, wor me ſtreef howe deme Barge tho ſchaden, öt ſy an verden eder an ſchechten: etc.

Ferner wird geſagt:

L. 113. Ok en ſchal nemand to rechte in ſiner groven ſinen brant anſteken eder vur eder rok maken alſo dat öt in anere groven komen mothe, er den me nachſangk lut to vranckenbarge. Na mach he dat wol don, unde wanne me dar dachmetten lut, ſo ſchall malck in ſiner groven ſine brende unde ſin vur uthdon unde leſchen, uppe dat öt ſinen neyberen bowen eder beneden to neynen ſchaden en kome.

L. 114. We er nachſanghe anſticket unde vur maket in ſyner groven, den mach me by des barges knechte vor dat Münſter beden laten. etc.

L. 198. — etc. ok wur ne to vure gheſant worde dat bowen de rechten tid gewaret hedde dat ſcholde he melden etc.

L. 204. We vur maket in deme barge brickt dat vur ane ſinen willen alſo dat öt ſchaden doyt eder don well, unde

unde des nicht leſchen en kann, de ſchall — etc. velle in deme barge ein nod van vure, dar ſcholden de vronebodeu to varen to raden unde to helpen etc.

Vergleichen Sie dieſes noch mit dem, was Paul Otmann in ſeiner 1565. beſchriebenen Nachricht vom Rammelsberge ſagt. Calvör hat ſolche in ſeiner hiſtoriſchen Nachricht vom Unter- und Ober-Harze drucken laſſen, und p. 198 heißt es:

"Es iſt auch daneben zu wiſſen, daß das Rammelsberger Erz ſo gar feſte iſt, daß auch der mehreſte Theil Feuer gibt, und alles Erz mit Feuer muß gewonnen werden: aber Gott der hat das Erz in dem ganzen Berge gleich wie zu erſchütt werden laſſen, damit die Feuer an die Klüfte können geſetzt werden und nicht erſtlich verſchrämen dürfen und hebt das Feuer ſehr wohl."

p. 199. Es ſind aber die ſächſiſchen Bergleute, die im Rammelsberge arbeiten, wie die Tagelöhner, die können nicht ſinken oder längen; allein was das Feuer in der Nacht gearbeitet und gehoben, das werfen ſie mit Haufen herein."

Sehen Sie, mein wertheſter Freund, hier haben Sie mit eins den Aufſchluß der ganzen Geſchichte. Jene gefährlichen Worte, tali arte appoſitoque igne, heißen alſo gerade nichts mehr und nichts weniger, als was von den älteſten Zeiten an bis zu dieſer Stunde im Rammelsberge

und

und bey mehreren Bergwerken in beständigem Gebrauche war, um die festesten Felsen zu sprengen: kurz das, was der Bergmann mit Schlägel und Eisen arbeiten und Feuersetzen nennt.

Wie diese Arbeiten geführt werden, wissen Sie. Im Rammelsberge und auch auf andern Bergwerken sind sie noch täglich zu sehen: in mehreren Bergwerksbüchern sind sie deutlich beschrieben: mich länger hiebey aufzuhalten, darf ich mir also nicht erlauben.

Ueberall aber läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der Gebrauch des Schießpulvers bey den Bergwerken erst im Anfange des 17ten, höchstens mit Ausgang des 16ten Jahrhunderts eingeführt sey. Einige der hiezu dienenden Beweise führt Calvör im 2ten Theile seiner historischen Nachrichten vom Harzer Maschinen-Wesen an; nämlich p. 19. 20. 21. 22. und diese verdienen allerdings hiebey nachgeschlagen zu werden.

Freund, was dünkt Ihnen nunmehr noch vom Schießpulver im 12ten Jahrhundert? ich dächte, bey meiner Erklärung, und bey dem gänzlichen Stillschweigen der angeführten Nachrichten davon, sey jenes zum wenigsten bey Tyrus und im Rammelsberge, auf immer in die Luft geflogen.

Doch eins muß ich noch anführen. Ist nämlich meine Vermuthung gegründet, daß nur allein die hier angeführte Stelle aus dem Arnoldo Lubecensi zum Beweise dient,

dient, ſo glaube ich auch darin Recht zu haben, daß eben dieſe Stelle nicht recht verſtanden ſey.

Jedoch will ich damit nichts weiter geſagt haben, als nur, daß der Urheber von jener Nachricht den wahren Sinn und die richtige Bedeutung dieſer Worte um des Willen verfehlt habe, weil er nicht Bergmann war und die in ältern Zeiten gewöhnlichen Arbeiten des Bergbaues nicht kannte. Dagegen wird der Hr. Calendermacher ſchwerlich einen andern Vorwurf von ſich ablehnen können; den nämlich, daß er die Quelle, ſo unrein ſie auch wahrſcheinlich iſt, bey dieſer ſo auffallenden Nachricht mit keinem Worte nennt. Und wie gefährlich ſind nicht Irrlehren im Calender? Wie mancher Witzling, wie mancher Dilettante, wie mancher angenehme Höfling, nimmt nicht jährlich den nöthigen Vorrath ſeiner gangbaren Kenntniſſe blos aus unſern Almanachen? Was er hier findet, iſt ihm ganz Evangelium; oft ſein einziges.' Widerſpricht man ihm da, ſo entſtehen leicht Krämpfe, die auch die beſte literariſche Curart ſo leicht nicht wieder beruhigen kann. Die Veranlaſſung zu ſolchen Unglücksfällen hat denn der Hr. Calendermacher ganz auf dem Gewiſſen.

Zweyter Brief.

Bey einer Belagerung von Chorut iſt mir inzwiſchen, noch eine andere beygefallen, die zwar nicht ganz nach gleicher

gleicher Methode geführt wurde, jedoch viel ähnliches damit hatte. Es iſt die des Narſes von Cumä. Agathias Schol. Lib. I. Edit. Pariſ. 1660. p. 21. ſagt davon: Cum vero iam murus, qua erat in antri longitudinem porrectus totus ſuffoſſus et e ſublimi pendulus eſſet et tantum tignis firmiter in altum erectis ſuſtentaretur, tum ſtrue foliorum aridorum et quicquid aridorum alterius ſiccae quaeque facile accendi poſſet materiae ad manum erat tignis ſubiecta igneque immiſſo, ſpelunca exceſſerunt, neque multo poſt flamma excitata ſuſtentacula illa ſtatim peruſta conflagrarunt, ponderique ceſſerunt: etc.

Aber wäre es nicht möglich, daß man auch hier des Feuerſetzens ſich eben ſo bedient habe, als bey jener Belagerung von Chorut? und daß Agathias Schol. nur darum dieſe, ſonſt auch ſehr natürliche Beſchreibung gegeben habe, weil er von jener Arbeit keine deutliche Vorſtellung gehabt?

Doch dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt wenigſtens ſo viel gewiß, daß in den älteſten Zeiten, ſo weit nur immer die Geſchichte geht, ſowohl überhaupt als auch beym Bergbau, das Feuerſetzen zu Sprengung der Felſen und des Geſteines im allgemeinen Gebrauche war. Auch davon kann ich Beweiſe anführen. Agatharchides liefert im Periplu rubri Maris, c. Geograph. vet. Script. ex ed. Hudſonii, p. 23. ſeq. eine umſtändliche Beſchreibung von dem

dem Bergbaue der Aegyptier unweit des rothen Meeres. Bey dieſer Gelegenheit ſagt er: Montium illorum, vbi aurum reperitur, quae praerupta ſunt et aſperam omnino naturam habent, lignis incendunt: cumque igni laxos et molles fecerunt, experimentum illis demum admouent. Tum, quae in petra emollita ſunt, ferro latomico in fruſtra ſcindunt. Noch ſagt Diodor. Lib. III. c. VI. ex Edit. Weſſel. p. 182. Terram auro grauidam, vbi duriſſima eſt, igni ſubactam emolliunt, et tum demum manuum opus adhibent. Petram ita laxatam quae ism mediocri cedere labori didicit, aliquot hominum profligatae ſortis myriades (dena millia) ferro lapicidario diffringunt. Endlich verſichert Plinius, wenn er in ſeiner Hiſt. Nat. L. 33. Sect. 21. Ed. Hard. p. 617. von den Arbeiten beym Bergbau redet: Occurrunt in vtroque genere ſilices. Hos igne et aceto rumpunt. Um dieſes jedoch gleich deutlicher zu verſtehen, will ich noch eine Stelle beyfügen, die mir äußerſt wichtig und angenehm iſt, beſonders ſeitdem ich ſie mit bergmänniſchen Augen leſe. Denn ſehen Sie, wie genau, wie deutlich, und ich mögte ſagen wie ſo ganz bergmänniſch das Feuerſetzen darin beſchrieben wird. Es iſt die bekannte Nachricht von Hannibals Uebergange über die Alpen im Livio, Lib. 21. c. 37. Inde ad rupem minuendam, per quam vnicam, vbi eſſe poterat, milites ducti quum caedendum eſſet ſaxum, arboribus circa immanibus deiectis detruncatisque,

que, ſtruem ingentem lignorum faciunt: eamque quum et vis venti apta faciendo igni coorta eſſet, ſuccendunt, ardentiaque ſaxa, infuſo aceto putrefaciunt. Ita torridam incendio rupem ferro pandunt, molliuntque amfractibus modicis cliuos, vt non iumenta ſolum ſed elephanti etiam deduci poſſent.

Silius Italicus. Lib. III. 643. beſchreibt dieſe Arbeit folgendermaßen:

Excoquitur flammis ſcopulus, mox proruta ferro,
Dat gemitum patiens reſoluto pondere moles.

Schade daß Polybius, der ſonſt jenen Uebergang ſo umſtändlich beſchreibt, nicht auch die Arbeit bey Verfertigung dieſes Weges näher anzeigt. Was er davon ſagt, iſt viel zu wenig und viel zu allgemein, als daß es jene Stelle im Livius noch erläutere. Doch glücklicher Weiſe bedarf ſie es nicht.

Man richtete nämlich dicht an dem Felſen große Stöße von Holze auf, ſetzte dieſe in Brand, ſuchte den Luftzug ſo zu leiten, daß die Flamme beſtändig gegen das Geſtein ſpielen mußte, und wenn dieſes glühend, wenigſtens ſehr erhitzt und mürbe gebrannt war, wurde es begoſſen, indem es durch die ſchnelle Erkältung noch mehr zerſpringt und leichter zu gewinnen iſt.

Mich hat es immer gewundert, daß man in dieſe Stelle des Livii, beſonders auf Schulen, ſo viel abentheuerliches hinein und ſo viel wahres hinaus erklärt hat. Sie wiſſen,

daß

daß bey dieſer Arbeit das Begießen, beſonders mit Eſſig, eine Nebenſache, und in Vergleichung deſſen, was das Feuer dabey ausrichtet, das am wenigſten wirkende Mittel ſey. Aber gerade den Eſſig hat man als die Hauptſache angeſehen, und gewöhnlich erzählt man uns kurz und gut: Hannibal ſprengte die Alpen mit Eſſig.

Von dieſem Rieſengange, den überhaupt nur ein Hannibal unternehmen und ausführen konnte, findet ſich, meiner Ueberzeugung nach, die beſte und vollſtändigſte Unterſuchung theils in Grosleys Obſervations ſur l'Italie, Tom. I. p. 40. woſelbſt aus überwiegenden Gründen bewieſen wird, daß Hannibal gerade über den Mont-Cenis gegangen iſt, und keinesweges über den S. Bernard oder über den Mont Genevre; theils auch in der Hiſtoire de la Guerre des Alpes ou Campagne de 1744. par le Marquis de St. Simon. Amſterdam 1769. fol. Preface, p. III — XXXIX. So meiſterhaft indeſſen auch dieſe letzte Unterſuchung im Ganzen iſt, beſonders wegen Beſtimmung des Weges, den der Carthagiſche Held genommen hat, ſo wird doch offenbar p. XXX. XXXI. XXXII. dem Eſſig mehr Wirkung und ein größerer Antheil an dieſer Arbeit zugeſchrieben, als er der Natur der Dinge nach haben kann, geſetzt auch, daß die Gebirgslager da, wo Hannibal ſich des Eſſigs bediente, wirklich nur Kalklager geweſen wären.

Ueber-

Ueberhaupt läßt sich allein schon daher, daß Polybius der Sprengungs-Methode eigentlich gar nicht, und Silius Italicus nur des Feuersetzens, nicht aber des Essigs erwähnt, mit aller Wahrscheinlichkeit behaupten, daß man bey dieser Arbeit keine sehr unbekannte und ungewöhnliche Methode angewendet, auch den Essig nicht als das Hauptwirkungsmittel angesehen habe.

Ganz neuerlich ist wiederum eine Untersuchung von diesem Unternehmen des Carthagischen Helden erschienen, und zwar unter dem Titel: The Course of Hannibal over the Alps ascertained. By John Whitaker. London 1794. 8vo 2 Voll. Indessen ist auch hierin der Antheil des Essigs beym Sprengen der Felsen weit größer angenommen, als es seyn sollte. Es wäre gewiß sehr zu wünschen, daß der General von Nicolai dem Publico ebenfalls diejenigen Bemerkungen mittheilen möchte, die er nach so mühsamen Untersuchungen an Ort und Stelle über diesen Gegenstand zusammengetragen hat.

Haben Sie indessen Lust noch einige Stellen nachzulesen, wo vom Gebrauche des Essigs zu dieser Arbeit die Rede ist, so will ich Ihnen nur den Galenum in seinem Werke de Simpl. medic. facultat. c. 22. den Dion. Cassium XXXVI. princ. des Apollodori Poliorcetica. p. 21. Scholiast. in Iuven. X. 153. nennen. Allein das neueste Beyspiel, wo, meines Wissens, der Essig noch bey einer Belagerung gebraucht worden, ist das von François de

Lorraine

Lorraine Duc de Guiſe, der ſich deſſen 1557. während ſeiner Vertheidigung gegen die Spanier in Neapel bediente. In ſeiner Lebensbeſchreibung iſt es umſtändlich angeführt. Er ſagt nämlich — je m'aviſai d'une invention aſſéz extraordinaire. Je fis ouvrir un chemin ſous terre, dans un jardin abandonné auprés du Couvent de Saint Sebaſtien. — Je fis trois ou quatre jours baigner les pierres de la muraille avec du vinaigre et de l'eau de vie, qui étant diſſoutes par ce moyen, en grattant tomboient ſans aucun bruit toutes par morceaux, et l'on pouvoit la renverſer ſans faire d'effort. c. Memoires de feu Monſieur le Duc de Guiſe. Paris. 1668. 4to p. 639. et 40.

Ohne mein Erinnern iſt Ihnen hinlänglich bekannt, wenn gleich das Begießen des glühenden Geſteins nicht ganz ohne Nutzen iſt, daß es dennoch, und beſonders beym Feuerſetzen in den Bergwerken, mit ſehr vielen Koſten, Aufenthalte und Unbequemlichkeiten verknüpft ſey. Eben dieſes iſt aber auch die einzige und wahre Urſache, warum man ſolches beym Feuerſetzen ſchon längſt wieder abgeſchafft hat. Man fand nämlich, daß der Vortheil durch jene Koſten und Unbequemlichkeiten weit überwogen wurde, und man ſah augenſcheinlich, daß durchs Feuern allein die Abſicht, auch bey dem feſteſten Geſteine, vollkommen erreicht werde, ſobald man dieſes nur gehörig zu leiten wiſſe.

Daß

Daß inzwischen bey den Alten dieses Begießen im allgemeinen Gebrauche gewesen, habe ich schon vorhin gezeigt. Plinius gibt es daher am angeführten Orte nicht als etwas neues an, sondern vielmehr als etwas beym Bergbau allgemein gewöhnliches und höchst bekanntes. Daß aber die Alten hiezu eben Essig und nicht blos kaltes Wasser nahmen, war ein Vorurtheil, deren sie freylich sehr viele vom Honig, vom Oele, vom Blute und dergleichen Dingen mehr hatten. Dies Vorurtheil, besonders zu dieser Arbeit, führt Plinius umständlich an Hist. Nat. L. 23. Sect. 27. p. 304. 305. ex Ed. Hard. Aceto summa vis in refrigerando, non tamen minor in discutiendo: ita fit vt infusum terrae spumet — etc. Wahrscheinlich also wurden sie in diesem Vorurtheile noch dadurch bestärkt, daß einige Erd- und Stein-Arten, als Mergel und Mergel-Schiefer, durch Aufgießung eines scharfen Essigs mit merklichem Brausen aufgelöst werden und zerfallen. Aber wie gern müssen wir nicht den Alten dergleichen verzeihen. In unsern Zeiten, wo doch Chemie, Physik und Naturhistorie zu einem ungleich höhern Grade der Vollkommenheit gebracht sind, schreibt und redet man von Wünschelruthen, von Geisterseherey, von Wunderglauben, von übernatürlichen geheimen Künsten, und Gott weiß wovon noch, und zwar ohne nur im mindesten dabey zu erröthen.

Dritter Brief.

Ohne bey jenen höchſttraurigen Betrachtungen hier länger zu verweilen, will ich vielmehr mit Nachſpürung des Feuerſetzens bis zu einem höhern Zeitalter fortgehen.

Erſchrecken Sie nur nicht, wertheſter Freund, wenn ich ſogleich behaupte, Nachrichten vom Feuerſetzen beym Bergbau ſogar ſchon im älteſten Buche zu finden, welches überhaupt vorhanden iſt: alſo — im Hiob!

Dieſer große Naturkündiger widmet ſein 28ſtes Capitel beynahe ganz dem Bergbau, und nach des Ritter Michaelis Ueberſetzung ſagt er im 5ten Verſe:

Ein Erdreich, aus dem oben Speiſe wächſt,
Wird unten, als vom Feuer umgewühlt.

Warum denn nicht, mit Feuer? Dieſes zu entſcheiden, wird ſchlechterdings eine kritiſche Unterſuchung des Grundtextes erfordert; einer Seits um nichts hineinzutragen, was nicht wirklich darinn liegt, anderer Seits aber, um auch dasjenige zu benutzen, was wirklich darinn liegt. Allein, da ich nicht gelehrter ſcheinen mag als ich bin, ſo ſage ich Ihnen grade heraus, daß ich vom Grundtexte leider nicht ein Wort verſtehe. Dagegen habe ich meine Zuflucht zu einigen mir höchſtwerthen Freunden genommen. Ihr Anſehen iſt ſo wichtig, ſo entſcheidend in der gelehrten Welt, daß ich meine Vermuthung dreiſt mit deren Namen belegen kann. Es iſt nämlich der Hofrath und Ritter

Michaelis,

Michaelis, der Herr Abt Velthusen und der Hr. Hofrath Bruns. Hier ist das Resultat ihres so gütigen Unterrichts.

"Es kommt blos darauf an, ob hier ein ב (kaph) oder ein ב (beth) stehen müsse. Im ersten Falle würde es als vom, im zweyten aber mit heißen. Bisher war das erste, nämlich das ב (kaph) angenommen, weil dieses beynahe in allen Handschriften sich so findet. Allein eben diese beyden Buchstaben sind ihrer großen Aehnlichkeit wegen von den Abschreibern an andern Orten oft verwechselt. Gewinnt dabey der Sinn, so ist man, auch bey der strengsten Kritik, allerdings berechtigt, den einen Buchstaben statt des andern wiederherzustellen. Im Kennicottischen Bibelwerke findet sich aber sogar eine Handschrift, nämlich die mit 118 bezeichnete, (in der Harleyischen Bibliothek auf dem Brittischen Museum, nach Kennicotts Angabe vielleicht im Anfange des 14ten Sec. geschrieben,) wo der, welcher die Codices verglich, nicht Kaph, sondern Beth zu sehen glaubte." Man machte mir dabey folgende Anmerkung: "Wahrscheinlich hat der, welcher diese Handschrift verglich, wirklich Beth gesehen, und redet nur darum zweifelhaft, (vt videtur) weil er diese Lesart weder verstand, noch erwartete. Auch käme es noch darauf an, da fast jeder Leser, welcher ein Kaph erwartet, beym geschwinden Durchlaufen überall, wo wirklich ein Beth steht, dennoch Kaph lesen wird, ob nicht bey genauerer Vergleichung mehrerer Handschriften an dieser Stelle sich das

Beth noch weiter durch Codices beſtätigen ließe? — Doch höchſt wichtig bey dieſer Stelle iſt mir die Ueberſetzung in der Vulgate, in deren Verfaſſer ich hin und wieder (z. B. beym Salomoniſchen Tempelbau) einen Kunſtverſtändigen, wenigſtens einen Mann, der mit mehr Geſchmack, als die übrigen Alten, zu überſetzen pflegt, entdeckt zu haben glaube. Dieſer ſagt nun ganz beſtimmt: Terra, de qua oriebatur panis, in ſuo loco *igni* ſubuerſa eſt. Nehme ich dazu, daß Hieronymus, der Verbeſſerer der Vulgate, in ſeinem Commentar zwar eine Note zu unſern Worten macht, aber mit keiner Sylbe über ſeine Abweichung von der Septuaginte, wie er ſonſt wohl zu thun pflegt, eine Entſchuldigung beybringt, ſo werde ich aus dem Grunde, daß ihm hiebey nicht der mindeſte Zweifel beygefallen iſt, und dennoch ſeine Note * ganz beſtimmt die Leſeart mit Feuer oder durch Feuer vorausſetzt, doch wohl annehmen müſſen, daß Hieronymus in ſeiner Hebräiſchen Handſchrift kein Kaph, ſondern wirklich Beth geleſen habe.

Daß ſchon die erſten Könige in Aegypten den Bergbau trieben, iſt Ihnen aus den Agatharchides und Diodor bekannt. Letzterer, nämlich Diodor, verſichert Lib. III. p. 184. ex Edit. Weſſeling. Horum metallorum inuentio perantiqua eſt, vt quae priſcos olim Reges habuerit

*) Diuerſas res et obſcuras connectit, vt cum ſuperioribus inferiora non haereant: proinde mihi videtur, quia hoc loco *terram Sodomorum* deſcribat, cuius abundantiam et amoenitatem cum admiratione collaudet.

habuerit auctores. Beyde Schriftsteller aber sagen ganz ausdrücklich, daß das Feuersetzen dort beym Bergbau eingeführt wäre. Dem Moses, oder wer sonst der Verfasser von Hiobs Gedichte seyn mag, mußte also auch diese Bergarbeit hinlänglich bekannt seyn, wie er denn übrigens den Grubenbau eben so beschreibt, als Agatharchides und Diodor den Aegyptischen beschreibt. Man ist also nach Verbindung aller Umstände sehr wohl berechtigt zu behaupten, daß alle drey Schriftsteller ihre Kenntnisse und Nachrichten aus einer und derselben Quelle geschöpft haben.

Nun frage ich Sie, mein wertheſter Freund, ob ich als Bergmann nicht jetzt berechtigt sey, zu behaupten, daß dort im Hiob allerdings ein Beth, und keinesweges ein Kaph, stehen müsse? Die Geschichte zeigt uns schon, bis zu einem hohen Zeitalter hinauf, daß das Feuersetzen zu Sprengung der Felsen allerdings im allgemeinen Gebrauche gewesen sey: Hiob redet gerade hier von der Art, wie zu seiner Zeit der Bergbau geführt worden: im 4ten, 9ten und 10ten Verse sagt er sogar, daß der Bergmann, um Erze zu gewinnen, Stollen und Strecken durch das festeste Gestein führen müsse: eine natürlichere und eine geschwindere Methode konnte zu Hiobs Zeiten gewiß nicht bekannt seyn, als eben dieses Feuersetzen. Endlich so hat ja auch die Lesart Beth wirklich eine zwey- bis dreyfache Wahrscheinlichkeit der historischen Kritik für sich, die der Conjecturalkritik zu Hülfe kommt. Hier zu entscheiden, überlasse

laſſe ich Ihnen zwar gern; aber erinnern Sie ſich dabey, daß man an andern Stellen ſich manche Berichtigungen erlaubt habe, und — erlauben müſſen, wozu gewiß viel weniger Grund und Anleitung vorhanden war, als hier.

Allein zugegeben, daß hier wirklich ein Beth ſtehen, und die Stelle mit Feuer heißen müſſe: wer ſagt uns, daß Hiob nicht vom vulkaniſchen Feuer reden wollen? Hierauf antworte ich: Es heißt ja ausdrücklich ein Erdreich, aus dem oben Speiſe wächſt und bey Vulkanen kann dieſes wohl nie der Fall ſeyn, aber noch mehr; ich behaupte ſogar, daß Hiob die Vulkane überall nicht kannte. Denn hätte er ſie gekannt, ſo hätte er auch ſicherlich davon irgendwo, und wenigſtens im 39ſten Capitel, ein ſchrecklichſchönes Gemählde von ſeiner Meiſterhand geliefert, und dieſes findet ſich nirgends.

Dies war alſo, wertheſter Freund, dasjenige, was ich Ihnen vorerſt über das Schießpulver vor Tyrus und über das Feuerſetzen der Alten zu ſagen hatte.

Vierter Brief.

Von der Erfindung des Schießpulvers habe ich jedoch manches noch auf dem Herzen, welches ich Ihnen gelegentlich einmahl mittheilen werde. Denn ſo viel auch bis jetzt über dieſen Gegenſtand geſchrieben und geſtritten iſt, ſo dünkt mich doch, daß er noch immer nicht ſo bearbeitet und

behandelt

behandelt ſey, als es billig hätte geſchehen können und ſollen. Gibbon und der Hofrath Heinrich haben wohl recht, wenn erſterer ſagt: The vanity, or envy, of ſhaking the eſtabliſhed property of Fame, has tempted ſome moderns to carry gunpowder above the XIVth. (ſee Sir William Temple, Dutens etc.) and the Greek fire above the VIIth. century (ſee the Saluſte du Preſident des Broſſes, T. II. p. 381.) But their evidence, which precedes the vulgar aera of the invention, is ſeldom clear or ſatisfactory, and ſubſequent writers may be ſuſpected of fraud or credulity. (c. Gibbons Hiſt. of the Decl: and Fall of the Rom. Emp. Baſil. 1789. T. 13. p. 226. not. 23. Cap. 52.) und letzterer: daß kein einziger glaubwürdiger und recht verſtandener Schriftſteller mit irgend einem klaren Zeugniſſe beweiſe, daß das Schießpulver vor 1354. in Europa bekannt geweſen und gebraucht worden. (ſ. deſſen Deutſche Geſchichte bis zum Tode Maximilian I. 1791. Leipzig, I. S. 534.)

Sie glauben es kaum, lieber Freund, wie zum Theile hierin verfahren iſt. Einige ſehr brauchbare Stellen ſind wirklich noch gar nicht genutzt. Viele hat man zwar, hier oder da, als Beweiſe für oder wider die Sache angeführt, aber entweder ohne Unterſuchung der Glaubwürdigkeit und Aechtheit des Inhalts, oder ohne gehörige Sachkenntniß, oder auch außer dem Zuſammenhange, und nur oberflächlich. Bey manchen Schriftſtellern wurde die Liebe zur ungekünſtelten

ten Wahrheit durch die Ruhmbegierde, eine auffallende historische Entdeckung gemacht zu haben, völlig unterdrückt; bey andern erlaubte es weder die Lage, noch die Zeit, alles dasjenige aufzutreiben und kaltblütig zu prüfen, was doch schlechterdings hiezu nöthig war; andern gestattete die gelehrte Eigenliebe nicht, die einmahl behauptete, obgleich falsche Angabe, wieder zurückzunehmen; sie mußte vielmehr vertheidigt und einige Wahrscheinlichkeit wenigstens erkünstelt werden; andere wollten durch eine sehr gelehrte, recht exemplarische Vorsicht und Bedachtsamkeit bey Prüfung der Wahrheit nur wichtig scheinen, oder einen bisher nie erfundenen Scharfsinn beweisen; andere endlich urtheilten über alles kurz ab, und brachen den Stab, unbekümmert übrigens wegen Wahrheit oder Ueberzeugung.

Carl van Mander sagt im Leben von van Eyk (Ed. de 1604. p. 200) B. Schwartz habe die Canonen erfunden. Sogleich wird daraus entschieden, C. v. Mander sage bestimmt, daß B. Schwartz nichts weiter als nur allein die Canonen erfunden, an Entdeckung des Schießpulvers aber keinen Antheil habe.

Zur genauen und sichern Richtung der mit Griechischem Feuer umwickelten Balken und Kugeln, oder der damit gefüllten Bomben, welche größtentheils aus gebranntem Tone verfertigt, und mit etwas Eisen versehen waren, bediente man sich, bey den Wurfmaschinen, verhältnißmäßig großer und langer Röhren. Diese waren meistens von Eisen,

auch

auch wohl von Metall, damit sie so wenig, als die Wurfmaschinen selbst, durch die hineingelegten Feuermassen in Brand geriethen. Solche Röhren hießen Canones. Diese sind nun sehr leicht in unsere metallene Canonen umgeschaffen, und dann auch die künstliche Brandmischung, höchst natürlich, Canonenpulver getauft.

Die mit einer ganz außerordentlichen Kraft abgeschossenen Kugeln, eisernen Stangen, Ketten, brennenden Balken, rissen von den in dicken Haufen eindringenden Feinden mehrere Köpfe, auch Arme und Beine mit fort; und, wie gewöhnlich, erhöhten die Geschichtschreiber solche Vorfälle durch etwas verstärkte Ausdrücke. Solche Nachrichten werden dann für buchstäblich genau erklärt, und für anatomisch und chirurgisch richtig beschriebene Operationen ausgegeben, endlich daraus geschlossen, daß solche Mordmaschinen schlechterdings nichts anders, als nur mit Schießpulver gefüllte Canonen, gewesen seyn könnten.

Die großen, in der Luft fortgetriebenen und brennenden Massen, verursachten, in Verbindung mit dem Krachen der oft ungeheuren Wurfmaschinen, ein dem schwachen Donner ähnliches Getöse, wovon unter andern auch Du-Cange Beyspiele nachweist. Dies wird bis zum Donner unserer Canonen erhoben, und folglich — auch alles übrige in Schießpulver und Canonen, sehr glücklich umgeschaffen.

In dem, was ich vorhin von Gibbon aus seiner vortrefflichen Abhandlung vom Griechischen Feuer anführte, liegt offen-

offenbar ein feiner, obgleich sehr deutlicher Wink, daß wir Deutsche doch ja nicht alles, was die Ausländer, selbst seine eigenen Landsleute, uns für neuentdeckte alte Nachrichten aufgetischt haben, sogleich für wörtlich — ächt und unerkünstelt aufnehmen sollen. Ein Mißtrauen, wozu wir um so mehr berechtigt sind, seitdem man Manuscripte von Ossian, Rawley, Shakespear, ꝛc. so künstlich fabrizirt hatte. Aber dieser so edlen und so gegründeten Warnung ungeachtet, wird alles, was uns die Ausländer gewogentlichst vorsetzen, mit ächt-deutscher Treuherzigkeit und mit der gutmüthigsten Resignation geradezu verbraucht, ohne nur irgend an der Quelle zu forschen, ob auch die in Paris, oder Dublin, oder Padua, oder Palermo aufgefundenen Mannscripte durch und durch ächt sind, und ob nichts von späterer Hand hineingekünstelt worden.

Noch bis gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts bediente man sich hin und wieder bey Belagerungen von kleinen Städten und Flecken der sogenannten Feuerschützen. Diese führten sehr weit tragende starke Armbrüste. Damit schossen sie lange Pfeile ab, welche vorn mit eisernen Spitzen und Wiederhaken versehen waren, um an den Dächern der Häuser und Thürme oder an hölzernen Hütten leicht hängen zu bleiben. Diese Pfeile waren mit Werg umwunden, welches mit der zum schleunigen Entzünden geschickten Mischung durchtränkt und überzogen war. Unmittelbar vor dem Abschießen wurde dieses vorn angezündet, und so in

die

die Städte über die Mauern abgeschossen. Solche Feuerschützen müssen nun durchaus unsere jetzigen Büchsenschützen, und ihre Brandmischung unser Schießpulver gewesen seyn.

Die Wurfmaschinen, deren man sich im Mittelalter bediente, waren, nach Verschiedenheit ihrer Bestimmung, ihrer Größe und ihrer mechanischen Einrichtung, unter sich gar sehr verschieden. Mit einigen warf man große Bomben von Stein, mit andern Bomben oder auch Fässer, die mit einer Brandmischung gefüllt waren; mit andern schoß man Balken ab, die man nicht in Brand setzte, mit andern Balken, die im Brand waren, mit andern einen Schwarm von Pfeilen und Steinen, mit andern nur einzelne Pfeile, u. w. d. m. Nach dem Unterschiede dieser unter sich so verschiedenen Bestimmungen, Größen, mechanischen Einrichtungen und Abstuffungen, auch nach Verschiedenheit der Nationen und deren Sprachen, hatten nun dergleichen Kriegsrüstungen, eben so wie die jetzigen, mehrere unter sich sehr verschiedene Benennungen. Daher denn die Namen Arcubalista, Balesta a trueno, Baliste, Bombarde, Catapulte, Engennos, Enguin, Espignarde, Fonderos, Fundibalum, Ign. sagittar., Marga., Onager. Pierriere, Tormentum, Trebuchet, und noch so viel andere mehr. Billig hätte man nun den Anfang damit machen sollen, alle diese so verschiedenen Kriegsrüstungen des Mittelalters, so viel es nur irgend möglich war, genau zu bestimmen, und gewiß ist es, daß hiezu viele brauchbare

und

und noch unbenutzte Quellen und Anleitungen vorhanden ſind. Aber, weil hierin nicht gründlich vorgearbeitet worden, ſo iſt dieſe Dunkelheit ſolchen Schriftſtellern ungemein willkommen, denen es nicht auf ſtrenge allgemein überzeugende und zugleich bleibende Wahrheit ankommt, ſondern nur darauf, etwas recht auffallend Neues geſagt zu haben, und viel zuſammengeſchriebene Stellen vorzuſetzen. Da gibt es denn Möglichkeiten und Vermuthungen und Wahrſcheinlichkeiten und Behauptungen ohne Ende, und da iſt bald dieſes, bald jenes in Canonen, und Büchſen, und Flinten und Schießpulver umgetauft und heraus demonſtrirt.

In einigen Miſchungen des Brandpulvers, deſſen man ſich im mittlern Zeitalter bediente, lag freylich ſchon der Stoff zum Schießpulver. Bey der älteſten Miſchung des Griechiſchen Feuers war die Naphta offenbar die Grundlage. In der Mitte des 13ten Jahrhunderts bediente man ſich derſelben noch häufig im Oriente bey den Belagerungen. Die angeſetzten Sturmleitern wurden ſogar von den Belagerten mit brennender Naphta begoſſen, und überhaupt gaben ſich damals immer noch unglaublich viel Menſchen mit der Kunſt ab, die Brandmiſchung aus Naphta zu bereiten, um bey den Belagerungen durch Wurfmaſchinen abzuſchleudern. Unter mehreren Stellen, die ſolches unwiderſprechlich beweiſen, bitte ich vorerſt nur nachzuſehen:

Abul-

Abulpharagii Chron. Syr. Lipſ. 1789. p. 562. und p. 536.

Späterhin und beſonders in ſolchen Gegenden, wo es ſchwer oder gar unmöglich war, Naphta zu erhalten, erfand man eine andere Miſchung aus Pech, Oel, Kohlen, Schwefel, auch fügte man wohl Salpeter hinzu. Kurz, man ſetzte alles zuſammen, wovon man wußte, daß es irgend die Eigenſchaft hatte, ſchnell Feuer zu fangen und dieſes ſchnell zu verbreiten. Dies war nur allein die Abſicht und auch der Gebrauch; der Grundſtoff war jedoch immer Harz oder Pech. Dieſes Brandpulver enthielt alſo freylich auch mit die Grundlage und eine Anleitung zur Erfindung des Schießpulvers. Allein, in keiner Wiſſenſchaft, ſo bald es auf beſtimmte, reine, fortdaurende Wahrheit ankommt, darf und wird der philoſophiſch denkende Mann ſich ſolche Ausdrücke, Benennungen und Behauptungen erlauben, die ſchwankend und nur halb wahr, auch der Natur des Gegenſtandes nicht vollkommen und ſcharf angemeſſen ſind. Die Schlußfolgen ſind ſodann auch nur halb wahr und ſchwankend, und können nie allgemeine Ueberzeugung bewirken.

Ich behaupte daher, daß man die Verfertiger von jenem Brandpulver eben ſo wenig die Erfinder des Schießpulvers nennen könne, als jenes Brandpulver ſelbſt Schießpulver.

Oder

Oder mit gleichem Rechte müßte man auch den Cicero, weil er von einzelnen durch einander geworfenen Buchſtaben redet, die älteſten Stempelſchneider, weil ſie Namen und Buchſtaben oftmals abdruckten, die Becker in Herculanum, weil ſie verſchiedene Worte auf den Brodten abdruckten, die Römiſchen Soldaten, welche die Namen ihrer Legion mit einem Stempel auf die von ihnen verfertigten Ziegel druckten, für die Erfinder der Buchdruckerkunſt; ferner den Künſtler, der für den Nero einen Smaragd zum deutlichen Sehen entfernter Gegenſtände zuſchliff, für den Erfinder der Teleſcope; ferner den Marcus Varro nach Plin. Hiſt. Nat. L. XXXV. Sect 2. für den Erfinder der Kupferſtecherkunſt: ferner den erſten Töpfer für den Erfinder des ächten Porzellans, ausgeben wollen!!! u. w. d. m. So etwas kann ein Bailly und Dutens ſehr wohl drucken laſſen, ein Deutſcher aber doch wohl nicht.

Zu was für ſonderbaren Vermuthungen, Folgerungen Streitigkeiten und Behauptungen hat die berüchtigte Canone von Amberg nicht Anlaß gegeben. Bald iſt die Jahrszahl nicht recht geleſen, bald iſt ſie 1303, bald 1301, bald iſt ſie mit Römiſchen Zahlen ausgedruckt, bald ein C vom Stückgießer vergeſſen, u. ſ. w. Zuerſt bemerken Sie nur, lieber Freund, daß die Jahrzahl, die zu dieſem gelehrten Streite Anlaß gegeben hat, gar nicht in Römiſchen Zahlen ausgedrückt iſt, mithin kein C vergeſſen ſeyn kann:

ferner,

ferner, daß sie weder 1303. noch 1301. lautet: ferner, daß sie überall weder 1300. noch 1400. heißt, sondern ganz deutlich und bestimmt — 1501. Das erste Versehen besteht darinn, daß derjenige, der die Entdeckung gemacht haben wollte, nicht mit den Zügen, Verzerrungen und Figuren bekannt war, die man den Zahlen hin und wieder im 15ten und 16ten Jahrhundert gab, und die man auch in vielen Dokumenten und Handschriften antrifft. Die Jahrzahl sieht genau so aus —

1501.

und heißt 1501. Aber nun zur Hauptsache; was werden Sie wohl denken, lieber Freund, wenn ich Ihnen gerade heraus sage, daß diese ganze Amberger Canone niemals in rerum natura existirt hat, und bis in diesem Augenblicke nicht existirt! die Sache ist folgende: Mit Ausgang des 15ten Jahrhunderts hielt sich zu Amberg ein Mathematiker auf, mit Namen Merganus Martini. Dieser dirigirte und besorgte das Gießen einiger Canonen. Er starb 1501, wurde zu Amberg begraben, und man errichtete ihm daselbst ein zwar kleines aber doch ehrenvolles Denkmahl aus Bronce. Auf diesem Denkmahle stehen nun seine Wapen; ein Griff auf einem Schilde, und auf dem andern Schilde eine Canone, in der Ueberschrift aber, die eben bemerkte Jahrszahl 1501. Dies ist nun die wahre Geschichte der so berühmten Amberger Canone. Indessen glauben Sie nur nicht, daß dieses eine von mir gemachte

Ent-

Entdeckung sey. Nein, lieber Freund. Es ist sogar schon gedruckt. Unter andern noch neuerlich in den Oeuvres de Voltaire Edit. de Gotha Tom. 19. p. 382. Wie gefallen Ihnen nun die wohl hin und wieder aus der Amberger Canone gefolgerten Schlüsse?

Es ist wirklich ein ganz eigener und charakteristischer Zug der Deutschen, (rühmlich kann ich ihn doch unmöglich nennen,) daß sie sich die größte Mühe geben, es sich recht sauer werden lassen, und, wenn gar nichts mehr helfen will, sogar unstreitige Thatsachen abläugnen, um, wo möglich, ihrer Nation und ihren Vorfahren die Ehre der wichtigsten Entdeckungen abzudemonstriren.

Wie beym Schießpulver, so auch bey der Buchdruckerkunst. Davon nur gelegentlich hier ein Beweis.

Peter Schöffer von Gernsheim ließ 1492. hinter der Croneke der Saßen, einem Werke, welches damals in mehr als einer Rücksicht viel Aufsehen erregte, mit großen Buchstaben, und zwar, damit es jedermann recht in die Augen fallen sollte, ganz mit rothen Buchstaben drukken, Maynz sey der Geburtsort der Buchdruckerkunst. Von Johann Schöffern wird in der Dedication zu seiner Römische Historien Titi Livii, welche er 1523. zu Maynz druckte, diese Angabe nicht nur ganz ausdrücklich bestätigt, son-

sondern es werden sogar die ersten Erfinder namentlich aufgeführt, und der Antheil angegeben, welchen ein jeder davon an dieser Erfindung gehabt hatte. Niemand unterstand sich, dieser so öffentlichen Behauptung damahls zu widersprechen. Uffenbach brachte Peter Schöffers Behauptung von 1492. wieder in Erinnerung. Bald nachher aber wurde die Existenz dieses von P. Schöffer gedruckten Zeugnisses doch hin und wieder bezweifelt, und Uffenbachs Versicherungen nicht für entscheidend zuverlässig angenommen.

In Panzers Annalen der Deutschen Literatur, Nürnberg 1788. S. 196. finden sich die Belege zu dem, was ich hier sage. Und doch kennen Sie zum wenigsten ein ganz vollständiges und wohl conservirtes Exemplar von dieser Croneke der Saßen, hinter welchem sich die Schöfferische Ehrenerklärung auf das genaueste so findet und erhalten hat, als es Uffenbach angibt. Der Augenschein, das Papier, die Lettern, der Zusammenhang des Bogens, kurz alles ergibt es ganz unstreitig, daß es durchgehends ächt und richtig sey.

Ein Exemplar davon besitze ich, wie Sie wissen, selbst in meiner Bücherſammlung.

Schöffers Behauptung steht auf dem letzten Blatte. Eben daher aber konnte es leicht beym Gebrauche verlohren gehen,

und mag vielleicht gar — bey einigen Exemplaren von übelgeſinnten Neidern vorſetzlich deſtruirt ſeyn.

Doch von der Buchdruckerkunſt wollte ich ja nicht reden. Alles, was dieſe Erfindung betrifft, wird uns, wie ich hoffe, Hr. Breitkopf gewiß noch vollſtändig mittheilen. Ich wollte Ihnen hier nur vorläufig ein paar Worte von der Erfindung des Schießpulvers ſagen, und davon denn nächſtens, ſi Diis placet, ein mehreres.

Leben Sie wohl.

Gedanken
über
die Bildung
des
Basaltes
und
die vormalige Beschaffenheit
der
Gebirge in Deutschland.

Sr. Excellenz

Herrn

F. A. Freyherrn von Heynitz,

Erb- und Gerichtsherrn auf Dröschkau, ꝛc.

Königl. Preußischen wirklichen geheimen Staats-

Kriegs- und dirigirenden Minister, auch

Ritter des schwarzen Adler-

Ordens.

gewidmet

vom

Verfasser.

Tot locis tot incendiis, rerum natura terras cremat. Praeterea cum ſit huius vnius elementi ratio foecunda, ſeque ipſe pariat et minimis creſcat ſcintillis, quid fore putandum eſt in tot rogis terrae.

C. Plinii Sec. Hiſt. Nat. L. II.

Der Baſalt gehört wohl mit Recht zu den Steinarten, die den Forſchungsgeiſt der Naturkündiger vorzüglich beſchäftigen. Der erſte, der ihn überhaupt namentlich anführt, iſt Plinius. Er beſchreibt ſogar eine Kindergruppe aus dieſer Steinart, wovon leider das Original nicht mehr vorhanden iſt, ſondern nur eine Nachbildung in weißem Marmor, welche zu Rom am Eingange des Belvebers liegt. 1) Die erſte mineralogiſche Beſchreibung von dem Baſalte liefert uns dagegen Strabo. Denn wenn gleich aus Pococks Deſcr. of the Eaſt. London. 1743. Vol. I. p. 119. noch mehr aber aus Nordens Voyage en Egypte. Copp. 1755. fol. p. 93. ſo viel erhellet, daß diejenigen Steine, welche

er

er bey Siena ſah, kein Baſalt, ſondern Granit ſind, ſo ergibt es dennoch die Verbindung aller Umſtände, daß er ſie im Vorüberfahren wirklich für Baſalt angeſehen habe. Er glaubte richtig zu ſehen, und verband damit, was ihm vorhin ſchon vom Baſalte bekannt war. Er ſagt nämlich in ſeiner Beſchreibung von Egypten: "Beynahe hundert Stadien fuhren wir von Syena nach Phylas, in einer Ebene fort. Auf beyden Seiten des Weges ſahen wir an vielen Orten den Hermesſäulen ſehr ähnliche hohe Steine, die ſäulenförmig (cylinderförmig), ſehr glatt, und beynahe rund, auch von eben der ſchwarzen und ſehr harten Steinart waren, deren man ſich zu den Mörſern bedient. Dieſe Steine ſtanden auf andern größern, und auf ſolchen ſtanden wieder andere; einige lagen jedoch einzeln herum. Der größte davon hatte nicht weniger als 12 Fuß im Durchmeſſer, die übrigen aber zum wenigſten 6 Fuß." Noch beſchreibt er eine Pyramide, die auch jetzt, mehreren Nachrichten zufolge, bis zu ihrer halben Höhe, wirklich aus Baſalt erbauet ſeyn ſoll, und wozu man die Steine aus den entfernten Gebirgen von Aethiopien geholt hatte. 2) In ältern Zeiten haben Herodot und Diodor, und in neuern Zeiten Belon und Norden dieſe Pyramide ebenfalls beſchrieben. Der erſte, der nach Wiederbelebung der Mineralogie dieſer Steinart ihren alten Namen wiedergab, war Agricola. 3) Von dieſer Zeit an wurde zwar der Baſalt von mehreren Naturforſchern angeführt und in den

Minera-

Mineralogien aufgenommen, die Unterſuchung ſeines Urſprungs wurde jedoch nur mit wenigem Eifer betrieben. 4) Endlich trat Hr. Demareſt, und beynahe zu gleicher Zeit Hr. Ferber auf, und zeigten durch eine Menge von Beobachtungen und Gründen, bis zu einem hohen Grade von Evidenz, daß der Baſalt wahrſcheinlich vulkaniſchen Urſprungs ſey. 5) Sogleich ſetzte dieſes ein Heer von Kennern und Halbkennern bis zum noch unmündigen Dilettanten in Bewegung. Deutſche und Engländer und Franzoſen und Schweden und Italiäner ergriffen dieſen Gegenſtand mit Vorliebe. Man beſtätigte oder beſtritt dieſe Hypotheſe; man erfand neue oder modificirte nur jene; man bauete auf oder riß nieder, und ſo unterſuchte und compilirte und kämpfte man fort, oft freylich mit ungleichen Kräften und mit ſehr verſchiedenem Glücke. 6) Inzwiſchen gewann die Naturkunde dabey allerdings. Denn man erhielt eine Menge von Materialien, die nicht nur über die Mineralogie, ſondern auch über die Geogenie ſelbſt, ein großes Licht verbreiteten. Beynahe erhielt es das Anſehen, als ob man ſich endlich über eine Theorie vom Urſprunge des Baſaltes vereinigen würde. Denn gegen die Vulkanität deſſelben wurden im Ganzen nur wenige und ziemlich unbedeutende Zweifel erregt, und die Meinung, daß er eine ins Meer ergoſſene Lava ſey, erhielt einen vorzüglichen, faſt allgemeinen Beyfall. So verhielt es ſich ungefehr mit dieſem Gegenſtande, als Hr. William Hamilton

milton zu Dublin, eine neue Theorie hievon vortrug. In ſeinen Letters concerning the northern coaſt of the county of Antrim, containing a natural Hiſtory of its Baſaltes, London 1786. ſagt derſelbe nämlich p. 163.: "It is not in the erupted torrents of theſe volcanos we are to look for the phaenomena of cryſtallization, but in the interior parts of the mountains themſelves, and under the ſurface of the earth, where the metallic particles of the lava have not been dephlogiſticated by the acceſs of freſh air, and where perfect reſt, and the moſt gradual diminution of temperature, have permitted the parts of the melted maſs to exert their proper laws of arrangement, ſo as to aſſume the form of columnar lava: That we muſt wait, until theſe volcanic mountains, which at preſent burn with ſo much fury, ſhall have compleated the period of their exiſtence; until the immenſe vaults which now lie within their bowels, no longer able to ſupport the incumbent weight, ſhall fall in, and diſcloſe to view the wonders of the ſubterranean world: And then may we expect to behold all the varieties of criſtallization, ſuch as muſt needs take place in theſe vaſt laboratories of nature; then may we hope to ſee banks and cauſeways of baſaltes and all the bold and uncommon beauties, which the abrupt promontories of Antrim now exhibit."

Wenn

Wenn es nur irgend von Nutzen wäre, ſo würden viele meiner Freunde es bezeugen müſſen, daß ich ſchon mehrere Jahre vorher, über die Bildung des Baſaltes, eben dieſe Theorie angenommen hatte. Es war auch allerdings meine Abſicht, eine etwas ausführliche Abhandlung davon aufzuſetzen, und dieſe der nähern Prüfung des Publici zu unterwerfen: allein, eine immerwährende Folge höchſtdringender Geſchäfte wollte mir dieſes nie erlauben. Eben dadurch aber iſt jener Schriftſteller mir jetzt zuvorgekommen. Es bleibt mir alſo nichts übrig, als ihn nur mit einigen Bemerkungen zu begleiten, die, wie ich hoffe, ſeine Hypotheſe noch mehr bekräftigen, und durch Anwendung derſelben auf bekannte Gegenſtände den Kreis ihrer Benutzung erweitern werden.

Eins muß ich jedoch anführen, bevor ich weiter gehe. Vor kurzem wurde nämlich der Wunſch, den ich vorhin geäußert, aufs neue bey mir rege. Ich ſuchte daher alles durch, wo nur irgend Belehrung zu hoffen war, und ſo fand ich ſehr bald eine Stelle, die ich ſchon längſt hätte finden ſollen, und die mich hinlänglich überzeugte, daß auch ich nicht der erſte würde geweſen ſeyn, der dieſe Hypotheſe vorgetragen hätte. Der Mann, von dem ich hier rede, iſt der Ritter William Hamilton, welcher mit jenem von Dublin nicht zu verwechſeln iſt, und die Stelle, die ich meine, findet ſich in ſeinem Supplement to the Campi Phlegraei, Naples 1779. p. 5. not. a. Er ſagt daſelbſt:

"As

"As the fragments of Baſalt columns, which I found on the cone of Veſuvius, had been evidently thrown out of it's crater, may not Lava be more ſubject to criſtalize within the bowels of a Vulcano, than after it's emiſſion and having been expoſed in the open air? and may not many of the Giant's cauſeways already discover'd, be the nuclei of Volcanik Mountains whoſe lighter and leſs ſolid parts may have been worn away by the hand of time?"

Wie es gekommen, daß dieſe Stelle bisher ſo wenigen, ich möchte ſagen, gar keinen Eindruck gemacht hat, iſt mir doch unbegreiflich; auch daß der Ritter Hamilton diesen Gedanken nicht ſelbſt weiter verfolgt und ausgeführt hat. Ich dächte immer, er hätte es wohl verdient von denen mehr beherziget zu werden, die uns noch neuerlich ſo viel Schwankendes über Vulkane und Baſalte und Laven geſagt haben.

Ueberhaupt aber glaube ich, bey den vielen vortreflichen Nachrichten, verſchiedenen Theorien, und ſo mancherley durchdachten Gründen und Gegengründen, ſey es unerlaubt, nur immer noch das, und oft mit wäßrichen Brühen, wieder aufzuwärmen, was andere geſagt haben, oder ſagen können, oder nicht ſagen ſollen; oder wie ſich hier an einer Baſaltſäule ein Glastropfen anders ausnehme als an jener, oder wie da ein Muſchelchen beſſer als dort erhalten ſey, oder wie die graue Farbe ſich hier mehr ins Blauliche, und

dort

dort ins Grünliche verliere, und was dergleichen Micrologien noch ſo viele ſind; bey welchen man mehr ein gründlicher Naturkundiger zu ſeyn ſcheint, als in der That iſt. Mich dünkt vielmehr, es ſey endlich einmahl Zeit, daß man mit männlichem Ernſte zuſammentrete, von den geſammleten Schätzen das Unnütze ausſichte, das Brauchbare gehörig ordne, mit Wahrheitsliebe weiter vorwärts rücke, und ſo eine mehr zutreffende Theorie zu beſtimmen ſuche, ohne ſich durch kindiſche Rechthaberey verleiten, oder durch Mäckeley unbedeutender Dinge aufhalten zu laſſen.

Die Frage, ob überall der Baſalt vulkaniſchen Urſprungs ſey, berühre ich hier nicht. Denn kaum glaube ich, daß der noch aus Ueberzeugung hieran zweifeln könne, dem die Schriften eines Demareſt, des Hrn. Ferbers vortrefliche Briefe aus Welſchland, Hamiltons Campi Phlegraei, Raspens Beytrag zur natürlichen Geſchichte von Heſſen; jene Briefe des Dubliner Hamilton über die Küſte von Antrim; das Memoire ſur les Iles Ponces par le Commandeur de Dolomieu, u. d. m. bekannt ſind, und dann mit Aufmerkſamkeit und hinreichender Kenntniß mehrere vulkaniſche und Baſaltgebirge unterſucht hat.

Bey einigen Sätzen übergehe ich auch die Anführung der Beweiſe. Man wird jedoch leicht bemerken, daß es nur da ſey, wo ſich Beweis und Urſache meiner Vorausſetzung

von

von ſelbſt ergiebt, oder die Quellen doch leicht zu finden ſind.

Zu beſſerer Ueberſicht des Ganzen will ich dagegen von den Theorien, welche über den Urſprung des Baſaltes bisher vorgetragen ſind, die wichtigſten berühren; jedoch nur höchſt kurz, indem man ſich ihrer, als zu bekannter Dinge, ſchon hinlänglich erinnern wird.

Einige nahmen nämlich an: die Lava habe ſich ins Meer ergoſſen, und ſey durch die ſchnelle Erkältung in Baſaltſäulen kryſtalliſirt.

Andere: Vulkane hätten den Grund des Meeres durchbrochen, die Lava durchs Waſſer in die Höhe getrieben, und dieſe ſey dann wie jene gebildet.

Noch andere: Die Baſaltſäulen wären, ſo wie die Berg- und andere Kryſtalle, blos auf dem naſſen Wege erzeugt.

Ferner: Als die Lava in dem Innern der vulkaniſchen Gebirge noch völlig im Fluſſe geweſen, ſey Waſſer hineingeſtürzt, und dadurch die Kryſtalliſation bewirkt worden.

Wiederum andere: Einige Baſalte wären zwar auf dieſem naſſen Wege, andere aber durchs Feuer, wie oben erwähnt, hervorgebracht.

Ferner: Die Lava habe außerhalb den Vulkanen mächtige Weitungen gebildet, in welche bey noch flüſſigem Zuſtande ſich die flüſſigere Baſaltlava ausgeſaigert, und ſo im Feuer ſtalactitiſch zu Säulen geformt hätte.

Endlich:

Endlich: In den erkalteten Lava-Gebirgen habe das Wasser die Bestandtheile des Basaltes aufgelöst, und in den angetroffenen Weitungen oder Abhängen ohngefehr eben so stalactitisch in Säulen abgesetzt, als dieses von dem gewöhnlichen Tropfsteine bekannt ist.

Von dem Systeme einer gleichzeitigen Schöpfung, nach welchem alles, wie wir es jetzt in den Gebirgen antreffen, mit eins so vom Schöpfer erschaffen worden, sage ich hier nichts; denn nach diesem ist alle fernere Aufspürung der Naturkräfte, Veränderungen und Revolutionen ohnehin schon überflüssig.

Auch übergehe ich das System der Uebergänge, wo am Ende im Mineralreiche, alles in alles, und eins ins andere, und vorwärts und rückwärts, durchs Wasserbad oder sonst, übergehen und umgewändelt werden kann. Sollte die Lehre der Transsubstantiation auch im Mineralreiche Statt finden, so würde doch wahrscheinlich der Metallgehalt einiger im Innern der Gebirge umgewandelten Steinarten wohl ebenfalls nur hinein gewandelt seyn. Dann hätten wir schon die Umwandlung der Erdarten in Metall gewonnen; die fernere Umwandlung aber der Metalle unter sich würde nun weit weniger Bedenken finden; und dann mag gar noch Deukalions Geschichte wahr seyn, der aus Steinen Menschen machte! Auch würde bey diesen Umständen wohl anzurathen seyn, daß den Bergämtern noch ein Collegium Medicum zugeordnet würde, um bald Era-

sin,

ſin, bald Criſin der Gebirge gehörig zu bemerken, und darnach den richtigen Zeitpunkt zu ihrem Aufſchluſſe anzugeben.

Noch gehört billig hieher der Auswuchs jenes Italiäners, der die Mineralien aus männlichen und weiblichen Saamen, dagegen die Menſchen per Cryſtalliſationem entſtehen läßt. 7)

Doch ich will lieber von den vielen Zweifeln, bey welchen mir jene Hypotheſen vom Urſprunge der Baſaltſäulen ſo gar nicht einleuchten wollten, einige anführen.

1) Warum findet man bey den noch brennenden Vulkanen, entweder überall keine Baſaltſäulen, oder doch verhältnißmäßig nur, in ſo geringen Maſſen, daß ſolches im Ganzen nur unbedeutend iſt?

2) Warum findet ſich unter dieſen Baſaltbergen doch nicht ein einziger, von dem man nicht immer noch mit einiger Wahrſcheinlichkeit zeigen könnte, daß er einem älteren in dieſer Nachbarſchaft gelegenen Vulkane ſein Daſeyn verdanke, und ſo ſchlechterdings nicht dem noch brennenden zuzuſchreiben ſey?

3) Warum hat es denn nie ein Sterblicher erlebt, daß ausfließende Lava ſich wirklich in Baſaltſäulen umgebildet, und zwar ſo wenig im Meere als auf dem Lande?

4) Warum treffen wir die Baſaltberge auch da ſo häufig an, wo keine Spur von noch brennenden Vulkanen vorhanden iſt, dagegen alles um ſie her, die unläugbarſten

Beweiſe

Beweiſe einer durch Waſſer ausgeführten höchſt convulſiviſchen Revolution darbietet?

5) Warum finden wir auf hohen Gebirgesrücken ſo viele iſolirte Baſaltberge, ohne weder um, noch unter ihnen eine Spur vulkaniſcher Ausbrüche anzutreffen?

6) Warum finden wir den ſäulenförmigen Baſalt wiederum bis zu einer außerordentlichen Tiefe, unterhalb und an den Seiten vom einfachen ſelbſt Granitgebirge unmittelbar eingeſchloſſen?

7) Warum treffen wir oft Stücke von Baſalt an, durch welche Lagen von innigſt damit verbundenem und vollkommen erhaltenem Granite hindurch ſetzen?

8) Warum bemerkt man an einigen der ſchönſten Baſaltfelſen, daß ihre Säulen durch mächtige und horizontale Lagen einer unförmlichen Lava unterbrochen und dadurch in zwey oder mehr Stockwerke abgetheilt ſind?

Dieſe und noch mehr dergleichen Zweifel waren es, die ich mir bey den bisherigen Hypotheſen nie zu meiner Befriedigung auflöſen konnte, die aber, nach meiner Meinung, völlig verſchwinden, und wovon ſogar die Facta genau ſo und ſchlechterdings nicht anders erfolgen konnten und mußten, ſobald man nur die Hypotheſe annimmt, welche dort der Ritter Hamilton, wiewohl nur frageweiſe und nicht ganz ausſchließend, vorträgt, die ich mir jedoch folgendermaßen mit dem Dubliner Hamilton beſtimmt und eingeſchränkt denke.

Die Baſaltſäulen entſtehen nämlich nur allein in dem Innern der vulkaniſchen Gebirge, und zwar wenn eiſenreiche Kieſe (Pyrites) die erſte Veranlaſſung zur innern Entzündung gaben, in der Nähe liegende Steinkohlenflötze dieſes unterirdiſche Feuer weiter verbreiten und unterhalten, dadurch nebenliegende Erdarten zu einer dünnflüſſigen Lava aufgelöſt werden, dieſe in den unterirdiſchen Haupt- oder Neben-Weitungen Seen bildet, und darauf das Ganze ruhig wieder erkaltet, ohne daß der Zufluß der freyen Luft die Metalltheile dieſer Maſſe gehörig dephlogiſtiſiren könne. Da wo wir jetzt aus Baſaltſäulen geformte Felſen antreffen, lagen in einem frühen Weltalter vulkaniſche Cordilleren, die eine nachfolgende Revolution völlig abgetragen, und ihr Inneres theils mehr, theils weniger aufgedeckt hat.

Bey Prüfung dieſer Hypotheſe muß ich ausdrücklich folgende Thatſachen in Erinnerung bringen.

1) Aeußerſt wichtig und gewiß höchſt merkwürdig, ja beynahe möchte ich behaupten, für meine Hypotheſe entſcheidend ſind alle Baſaltfelſen und Klippen, welche an der Küſte von Sicilien, bey Jaci und den Isles Cyclopes ſich finden, wenn man die herrlichen und ſo äußerſt genauen Zeichnungen ohne Vorliebe betrachtet, welche uns Houel davon geliefert hat. Sie ſtehen in dem bekannten Prachtwerke Voyage pittoresque des Isles de Sicilie, de Malte et de Lipari, p. Houel. Paris 1782-87. T. 1-4. Imp. fol. Wem es irgend darum zu thun iſt, nur Wahrheit

heit und Ueberzeugung über dieſes Naturproblem zu verbreiten, den bitte ich, vor allen andern, folgende Vorſtellungen zu betrachten: zuerſt T. 2. Vue generale des Ecueils des Cyclopes Pl. CVII. p. 67. dann Vue du premier Ecueil des Cyclopes Pl. CVIII. p. 68., hierauf Ecueil de Baſalte au Port de Trezza Pl. CVI. p. 66., ferner Baſalte au pied du Promontoire de Caſtel d'Jaci Pl. CXII. p. 71., endlich Baſalte dans l'Etat de deſtruction Pl. CX. p. 70.

2) Der Ritter Hamilton will auf der Spitze des Veſuvs wirkliche Baſaltſäulen gefunden haben, welche dieſer Berg unmittelbar vorher aus ſeinem Innern herausgeworfen haben ſoll. 8) Den Beweis von dieſem Facto übernehme ich zwar nicht, vielmehr überlaſſe ich dieſes gänzlich dem Ritter Hamilton, zumahl da ich in dieſem Augenblicke von einem der erſten Naturkündiger, unmittelbar aus Italien, die Verſicherung erhalte, daß der Veſuv nie Baſaltſäulen ausgeworfen habe; allein, da der Ritter Hamilton die Wahrheit von dieſem merkwürdigen Vorfalle doch ſo öffentlich verſichert, ſo verdiente er auch allerdings hier mit angeführt zu werden. Meine Hypotheſe beruht jedoch nicht auf dieſen Vorfall; ich überlaſſe es alſo gern einem jeden, davon zu glauben was er will.

3) Herr Faujas de S. Fond hat einen ausgebrannten Vulkan abgebildet, in deſſen Crater ſich noch jetzt Baſaltſäulen finden. 9)

4) In dem bekannten erloschenen Vulkane bey Cassel stehen die Basaltsäulen grade da und in Menge, wo der gewiß ansehnliche Crater noch in diesem Augenblicke höchst deutlich zu sehen ist, und wo unmittelbar umher beynahe alle Produkte zum Theile in unglaublicher Menge vorhanden sind, die gewöhnlich in den vulkanischen Gebirgen angetroffen werden.

5) Daß in den Brieven over Italien etc. van Dr. Ed. Sandifort, Prof. te Leyden, door Wilh. Xaver Jansen, Med. Dr. te Dusseldorf. Leyden 1790. bey Neapel auch des Hrn. Minervino's Sammlung von vulkanischen Producten angezeigt wird, und zugleich, daß darunter zwey große krystallisirte schöne Basalte aus dem Innersten des Vesuvs befindlich sind.

6) Herr Ferber sagt in dem 11ten seiner vortreflichen Briefe aus Welschland S. 138: "der P. de la Torre, als er einst mit Lebensgefahr versucht habe, den innern Bau des Vesuvs zu beobachten, glaube darin gleichsam Balken gesehen zu haben." Ich gestehe zwar aufrichtig, daß ich den Ausdruck von Balken, in der Beschreibung, welche gedachter P. de la Torre zu Neapel 1755. herausgab; nicht auffinden könne, wo ich ihn jedoch wohl gegen das Ende des ersten Capitels vermuthen dürfte; allein da es seyn kann, daß ich diesen Ausdruck irgendwo übersehen, oder daß der P. de la Torre sich dessen in einer andern Schrift bediene, überhaupt aber, wenn Herr Ferber

ber und ich verschieden sehen, ich in meinem Sehen immer einiges Mißtrauen habe, so mag es dennoch mit diesem Ausdrucke seine Richtigkeit haben. Wollte man nun nicht lieber annehmen, daß diese Balken nur hervorragende Steinschichten oder Gesteinlager gewesen, so ließe sich dieser Ausdruck sehr bequem durch Basaltsäulen erklären.

7) Bey verschiedenen Feuerarbeiten erfolgt eine Bildung von Krystallen ganz offenbar und zwar in Menge. z. B. die schön krystallisirten Ofenbrüche bey der Niederschlagsarbeit am Oberharze; in den Schlacken beym Kiesschmelzen ꝛc.

8) Herr Keir hat in den Phil. Trans. Nro. 34. Vol. LXVI. eine Nachricht mitgetheilt, wie eine Glasmasse, die sehr langsam und ruhig aus dem flüssigen Zustande in den festen übergeht, Krystalle bilden könne.

9) Es erfolgen nicht nur prismatische, sondern auch sogar rhomboidalische abgestumpfte Säulen von einigen Erdarten, wenn diese für sich geschmolzen werden und so ruhig erkalten; selbst noch alsdann, wenn die Schmelzung wiederholt wird. Die vortreflichen und höchstlehrreichen Versuche, so uns der H. Geheimerath Gerhard im 2ten Theile seiner Geschichte des Mineralreichs mittheilt, geben davon S. 20. und 21. sub Nro. 49. und 76. sehr auffallende Beyspiele an.

10) Daß vor einigen Jahren in England dem, wegen seiner Kenntnisse, seiner Glasfabriken, und seines außerordentlich

ordentlich großen Brennglaſes, ſo bekannten H. Parker, ein mit geſchmolzenem Flintglaſe gefüllter Hafen, durch Zufall und Vernachläſſigung der Arbeiter, im Glasofen für ſich ruhig erkaltete, und dadurch dieſe Glasmaſſe vollkommen die Kryſtalliſation und prismatiſche Form der Baſaltſäulen annahm. Ein Zufall, der für unſern Gegenſtand in mehr als einem Betrachte höchſt lehrreich iſt, und wobey noch die Form des gewölbten Ofens füglich als ein Modell eines Vulkans anzuſehen iſt. 10)

11) Daß Lord Stanley, der mit vielen Koſten eine Reiſe nach Island unternahm, um die Naturgeſchichte dieſer Inſel zu unterſuchen, von Island ein anſehnliches Stück einer Baſaltſäule mitgebracht hat, und zwar von folgender Beſchaffenheit: Der untere Theil, gegen einen Fuß lang, beſteht aus eben der poröſen Lava, die die gewöhnlichſte am ganzen Hekla iſt. Sie iſt grau und blaſig mit vielen Löchern, wovon beſonders die kleinern mit dem gelblichen Glaſe angefüllt ſind, welches ſich in der Lava von Fulda und Frankfurt ſo häufig findet. Eben dieſes Stück Lava vom Hekla hat die ſechseckige Säulengeſtalt angenommen, wird aber, je weiter es ſich über den Boden erhebt, dichter und dichter, daher auch ſchärfer in den Kanten und endlich oberhalb eine völlig durchaus dichte ſchwarzblauliche Baſaltmaſſe. Hiervon kann ſich jedermann in London im Hauſe von Lord Stanley durch den Augenſchein überzeugen, wie es denn auch gewiß iſt, daß ſich mehr eben ſo gebildete

Baſalte

Baſaltſäulen unter den alten Lavaſtrömen des Hekla finden. 11)

12) Daß ſich ſogar auch die Kryſtalliſation der vulkaniſchen Granaten blos im Feuer genau nachahmen laſſe, wenn man kleine Stücke reiner und durch Phosphorſäure grün gefärbter Bleyerde vor dem Lothröhrchen zu Kugeln ſchmelzt. Dieſe bilden beym Erkalten vollkommen die Granatkryſtalliſation, und zwar ſo oft man dieſes mit demſelben Stücke wiederholt.

13) Daß der Abate Fortis in Memoria orittografica della Valle vulcanico-marina di Ronca. Venezia. 1778. 4to. allerdings einige Lager von Baſaltſäulen anführt, die offenbar nicht anders als nur im Innern des vulkaniſchen Gebirges gebildet ſeyn können.

14) Daß in den Inſeln Ponza eine große Menge von Baſalten mitten in einem zwar zerrütteten, jedoch wirklich noch glimmenden Vulkane ſtehen, vgl. Briefe über den Baſalt, überſetzt von C. A. v. Salis Marſchlins, Zürich und Leipzig 1792. S. 59.

15) Daß bey ſo ungeheuren Schmelzungen, als diejenigen ſind, welche in den Haupt- und Nebenweitungen der vulkaniſchen Gebirge unläugbar vorgehen, die Kryſtalliſation dieſer eiſenhaltigen Schlacken, ſowohl gegen unſere Feuerarbeiten und kleinen Verſuche, als auch unter ſich ſelbſt verglichen, gewiß in eben dem Verhältniſſe größer, regelmäßiger und gleichförmiger ſeyn müſſe, als dieſe Seen

von

von Lava gröſſer, gleichförmiger durchgeſchmelzen, und vollkommener aufgelöſt waren, zugleich aber ruhiger und langſamer erkalteten.

16) Daß man alsdann eine ſchwarzgraue Schlacke erhalte, die ſowohl nach ihrer Textur als auch nach ihren Beſtandtheilen dem Baſalte höchſtähnlich iſt, wenn man Kieſe von beträchtlichem Eiſengehalte nimmt, dieſen, ohne ſie jedoch zu röſten und ohne ihnen etwas zuzuſetzen, welches den Schwefel und Arſenik beſonders aufnehmen würde, etwas Thon und Kalkerde, auch nur Granit beymiſcht, einen groſſen Tiegel damit anfüllt, ſolchen gegen allen Zutritt der Luft äuſſerſt verwahrt, und dann das Ganze in einem ſtarken und anhaltenden Feuer vollkommen durchſchmelzen läßt.

17) Daß man häufig ſolche Schlacken und verglaſte Körper erhalte, zu deren Wiederumſchmelzung nur ein ſehr geringer Grad von Hitze nöthig iſt, obgleich ihre erſte Verſchlackung einen ſehr hohen Grad erforderte; ferner, daß bekanntlich durch Wedgewoods Pyrometer auch der Grad der Hitze wieder aufzufinden ſey, den ein verglaſter Körper vorhin ausgeſtanden hätte; daß aber alle mit wirklichem Baſalte auf dieſem Pyrometer angeſtellte Verſuche ohne Ausnahme ergeben, daß zwar nicht aller Baſalt einerley, inzwiſchen immer einen auſſerordentlich hohen und ungleich höhern Grad von Hitze ausgeſtanden habe, als jetzt zu deſſen Umſchmelzung erfordert wird.

18)

18) Daß alle durch den naſſen Weg gebildete Kryſtallen eine blättrige Textur haben, dagegen die Baſalte niemals von blättriger, ſondern durchgehends von körniger Textur ſind, mithin auch ſchon um deswillen nicht auf dem naſſen Wege gebildet ſeyn können.

19) Daß die Olivin-Nieren, welche ſich in ſo großer Menge in der Lava am Carlsberge bey Caſſel finden, gewöhnlich in einer ganz ſchwarzen, völlig glaſigen, und ſehr blaſigen Schlacke unmittelbar eingewickelt ſind, auch die an der Oberfläche mehr ins dunkelgrüne übergehende Farbe das Eindringen einer durch Feuer bewirkten Eiſenfärbung zu verrathen ſcheint.

20) Endlich, daß jemehr wir dem großen Gange der Natur in ihren Werken nachſpühren, jemehr finden wir, daß ihre Mittel einfach und ihre Wege gleichförmig ſind, obgleich ihre Wirkung höchſt unterſchieden ſeyn kann. Daß wir auch der Natur ſehr oft zuſammengeſetzte Mittel um deswillen irrig zuſchreiben, weil wir nicht bedenken, daß bey ihnen unendlich größern Arbeiten ein geringer Umſtand ſchon eine ſichtbare Veränderung bewirken könne, die bey unſern höchſt kleinen Verſuchen entweder gar nicht erfolgt, oder nur unſern Sinnen entwiſcht.

Wenn nun alles, was ich bisher über dieſe Hypotheſe geſagt habe, mit einander verbunden wird: ſo glaube ich auch mit Recht behaupten zu dürfen, daß ſie ein großes

Ueber-

Uebergewicht von Wahrſcheinlichkeit gegen die bisherigen erhalte.

Allein ſo wenig ich jemals den Bindeſchlüſſel meines Glaubens blindlings einem Andern überlaſſen werde, eben ſo wenig kann mir einfallen, daß ein Anderer mir ſolchen übergeben wolle. Auch habe ich vorhin bemerkt, daß ich dieſe Hypotheſe, ſo wie ich ſie dort beſtimme, mir ſchon längſt entworfen hatte, ohne jemals das mindeſte von dem zu wiſſen, was der eine oder andere Hamilton davon geſagt hatte. Es kann daher wohl ſeyn, daß nur Vorliebe mich in verſchiedenen Stellen mißleite.

Ich erwarte es alſo und wünſche es ſogar, daß man dieſe Hypotheſe gründlich unterſuchen und ohne Vorurtheil prüfen wolle. Der Hauptgegenſtand muß dabey immer gewinnen. Entweder wird dieſe Hypotheſe noch mehr beſtätigt, oder man muß uns eine andere liefern, die noch einleuchtender, noch allgemein zutreffender, der Sache noch angemeſſener iſt. Wer kann dies mehr wünſchen als ich, und ſollte es wirklich erfolgen, ſo bin ich der erſte, der dieſe Hypotheſe zurücknimmt, und dem, der mich eines andern überzeugt, öffentlich dafür danke. Denn wahrlich eine neue Wahrheit in der Naturgeſchichte, die mir auch der unbedeutendſte Laie ſagt, iſt mir unendlich lieber und ſchätzbarer als die blendendſte Unwahrheit, die ich ſelbſt geſagt hätte. Den Beyfall des Kenners, ſeine freymüthige Zu-

rechts-

rechtweiſung, ſelbſt ſeinen ſtrengen Tadel kann niemand auf der Welt höher ſchätzen als ich.

Aber der platte Zuſammenſchlepper! — Immer noch findet ſich irgendwo ein purer puter Zuſammenträger, deſſen Beobachtungs-Welt höchſtens ſechs Meilen im Durchſchnitte hat, oder wohl gar nur ſein Schreibtiſch iſt, und dennoch die übrige ganze Welt nach ſeiner kleinen Welt ſogleich umſchaffen will. Daß dieſer ſich dagegen auf das richtige Hinein- oder Hinaustragen des Sinnes äußerſt ſchlecht verſtehe, iſt bekannt; daß er denn mit höchſt trivialen und lächerlichen Einwendungen aufgezogen komme, verſteht ſich von ſelbſt; blos alſo um dieſer Schwachen willen muß ich noch Folgendes bemerken.

1) Da wo ich hier von Baſalt oder Baſaltſäulen rede, verſtehe ich nur allein ſolchen Baſalt, welcher deutlich und augenſcheinlich zu mehrſeitigen Säulen ausgebildet iſt, die zwar dicht auf und neben einander ſtehen oder liegen, deren Seitenflächen aber durch Steinſcheidungen gleichförmig unterſchieden werden, und auch nach dieſen, mehr oder weniger vollſtändig, von einander zu trennen ſind.

2) Ich läugne keinesweges, vielmehr bin ich davon überzeugt, daß eine Lava, die mit den Baſaltſäulen gleiche Beſtandtheile hat, gehörig durchgeſchmolzen iſt, ſich außerhalb den Vulkanen in ſehr hohe Thäler ergießt, und daſelbſt ruhig erkaltet, ſich zu einem, den Baſaltſäulen ähnlichen Gewebe ausbilden könne; allein ein nur mittelmäßig

geübtes

geübtes Auge wird; durch Vergleichung so wohl des Ganzen als auch der innern Textur, zwischen diesem Basalte und dem, welcher im engern Verstande säulenförmig zu nennen ist, gewiß sehr leicht einen auffallenden Unterschied bemerken, und noch bestimmter wird man ihn da finden, wo sich dergleichen Lava ins Meer stürzte oder durch andere Veranlassung und schnelle Erkaltung in längliche Stücke zersprang. Es kann viel Lava ihren Bestandtheilen, ihrer innern Mischung nach, sehr wohl Basalt seyn, der aber um deswillen noch lange nicht zu dem säulenförmigen gehört.

3) Ich bin gewiß sehr weit entfernt zu behaupten, daß alle Lava, die in dem Innern der vulkanischen Gebirge erkaltet, sich in Basaltsäulen ausbilde. Dies kann nur unter denen Umständen erfolgen, die ich bey Bestimmung der Hypothese angeführt habe. Ist die Auflösung nicht vollständig, nicht gleichförmig: sind die Bestandtheile nicht die erforderlichen; ist der Eisengehalt nicht beträchtlich; geht das Schmelzen, wie sich der Hüttenmann ausdrückt, mufig; wird durch zudringendes Wasser oder andere Convulsionen der Zeitpunkt der Krystallisation gestört; so werden auch im Innern der vulkanischen Gebirge nur unförmliche, verworrene, durchaus ungestaltete Lagen von Basalt und andern Laven erfolgen. Die Natur der Dinge und die große Verschiedenheit der ausfließenden Laven und der so mancherley ausgeworfenen Produkte ergibt dies von selbst. Es kann daher sehr wohl seyn, daß einige vulkanische Gebirge in

ihrem

ihrem Innern gar keine Baſalte bilden; daß andere dagegen davon ſehr viele enthalten; daß ſie in einigen nur in Nebenweitungen, in andern auch im Hauptfeuerherde anzutreffen wären u. w. d. m. Kurz ich hoffe, daß der Mineraloge, der nicht etwa den Mann von ſchweren Begriffen ſpielen will, oder nicht Sophiſterey der Wahrheit vorzieht, den Sinn meiner Hypotheſe von ſelbſt richtig faſſen werde, ohne daß dieſes einer weiteren Ausführung bedürfe.

4) Von Einigen könnte behauptet werden, daß ja die Herrn Banks und Solander Augenzeugen geweſen, als ſich in Island auf friſcher Lava Baſaltſäulen gebildet hätten. Dieſes iſt freylich von mehtern vorgegeben, und der Herr Geheimerath Gerhard behauptet es wörtlich, nicht nur im 1ſten Theile ſeiner Geſchichte des Mineralreiches, Berlin 1781. S. 172. ſondern beruft ſich deshalb ausdrücklich auf Troils Briefe, woſelbſt der Beweis S. 20. aufzufinden ſey, ja in ſeinem neuen Grundriſſe eines Mineralſyſtems, Berlin 1786. trägt er S. 308. dieſe Sage aufs neue vor.

Hätte das Factum ſeine Richtigkeit, ſo war Troil allerdings der Mann, der es wiſſen konnte, der es wiſſen mußte, und der es gewiß beſtimmt würde geſagt haben. Er war in dieſem Fache weder Neuling noch Schwärmer, hatte die Herren Banks und Solander auf ihrer Reiſe nach Island begleitet, alle Vorfälle mit Sorgfalt gemerkt und uns eine ausführliche Nachricht davon mitgetheilt. Allein,

lein, ſo wenig am angeführten Orte, als im ganzen Troil ſteht ein Wort von dem, was hier geſagt wird; ja ich behaupte ſogar, daß Troil grade das Gegentheil davon beweiſe, nämlich, daß zwar während des Aufenthalts dieſer Reiſenden auf Island, "eine Steinart bey Laugarnäs, welche viel gröber und glasartiger als der gewöhnliche Baſalt und offenbar Lava war, in vielſeitige und ordentliche Stücke, obgleich nicht ſo reguläre Figuren als die angeführten Pfeiler waren, zerbarſt;" daß außerdem aber dieſe Reiſenden, bey einer Bildung eigentlicher Baſaltſäulen, auf keine Weiſe gegenwärtig geweſen, vielmehr darinn immer noch ungewiß geblieben ſind, und verſchiedene Zweifel für und wider die bekannten Theorien geäußert haben. Um ſich hievon zu überzeugen, bitte ich nur Troils Briefe, Upſal 1779. den 22ſten Brief von S. 264. bis 268 mit einiger Aufmerkſamkeit zu leſen. Dieſes Vorgeben war jedoch zu meiner Belehrung viel zu wichtig, als daß ich davon nicht noch mehr Gewißheit hätte einholen ſollen. Einige meiner Freunde in England erſuchten alſo den Ritter Banks auf mein Bitten, um die Zeichnungen und Nachrichten, ſo er auf dieſer Reiſe geſammlet hätte, über gedachten Vorfall aber, um eine nähere Belehrung. Die Antworten, ſo ich hierauf erhalten, lauten nun ausdrücklich dahin, daß er alle auf dieſer Reiſe geſammleten Zeichnungen und Nachrichten dem Herrn Pennant überlaſſen habe, der dann, wie bekannt iſt, in ſeinem Tour in Scottland and

Voyage

Voyage to the Hebrides, London 1776. T. I. p. 299. ſeq. das was Staffa betrifft, nebſt ſehr ſchönen Zeichnungen von den merkwürdigſten Baſaltfelſen einrücken laſſen, daß von jenem Vorgeben aber grade nichts wahr ſey, als was im Troil davon angeführt worden. Schon das gänzliche Stillſchweigen eines Banks, eines Troils, eines Pennants von dieſem höchſtmerkwürdigen Vorfalle mußten ihn äußerſt verdächtig machen. Mit einem Worte, er iſt völlig ungegründet, ſehr unrichtig verſtanden und falſch ausgelegt, und eigentlich hat nur der Biſchof Harwy allein dieſen Mißverſtand zu verantworten.

5) Sehr oft habe ich den Vorfall ſelbſt erlebt, daß man ein mächtiges Lager von dichtem ſchwarzem Schiefer, oder aber eine Gebirgsart, die offenbar nur Trapp war, für Baſalt ausgab. In zweifelhaften und auf eine oder andere Weiſe entſcheidenden Fällen, bitte ich daher inſtändigſt, es nach dem Verhalten im Ganzen, nach den äußern Kennzeichen und nach den Beſtandtheilen jedesmal gründlich zu prüfen, ob es mit dem vorgegebenen Baſalte ſeine Richtigkeit habe. Daß noch viele Baſaltlagen alsdann wieder umzutaufen ſind, vermuthe ich gewiß. Ueberhaupt iſt es kaum zu glauben, wie irrig und falſch ein großer Theil der Angaben iſt, mit welchen man uns ſeit einiger Zeit über Gebirgsarten beehrt hat. Wenn es mich nicht zu weit von dem Hauptgegenſtande ableitete, ſo könnte ich Beyſpiele

in

in nicht gleichgültigen Fällen angeben, wo man uns Grabhügel unſerer heidniſchen Vorältern, die der großen darinn befindlichen Steine wegen, ſehr tief ausgegraben waren, und um welche noch die kleinern Steine herum lagen, die man während der Arbeit ausgeworfen hatte, für Craters ausgab; wo man uns einen einfarbigen Granit von feiner Miſchung für Sandſtein, eine gleichförmige gemiſchte feine Breſche für Granit, einen Trapp für Baſalt, und Baſalt für Trapp, einen Gneiß von gröberer Miſchung für Granit, ja ſogar einen dem Brocatell ähnlichen Marmor für Granit mit Verſteinerungen, und was dergleichen falſche Dinge mehr ſind, mit einer Zuverſicht, mit einer Selbſtzufriedenheit in die Hand drückt, die kaum ihres gleichen hat. Sogleich finden ſich Andere, die, ohne dieſe Angaben nur irgend zu bezweifeln, Folgen und Entdeckungen und Weißagungen für und wider die Lehre von den Gebirgslagern bis ins Unendliche daraus herleiten, und die Köpfe junger Anfänger mit einem Nebel überziehen, den nur eine langjährige Erfahrung wieder vertheilen kann;

— — — — vt mihi ſaepe
Bilem, ſaepe iocum veſtri mouere tumultus.
HORATIVS.

Möchte doch ein freundlicher Genius die Augen dieſer Herren nur etwas erleuchten! Möchten ſie doch dieſe Steine des Anſtoßes recht gründlich unterſuchen, bevor ſie uns ſolche als Wunderdinge aufheften wollen! Möchten ſie doch

beden-

bedenken, daß, ſo gelehrt und entſcheidend wir unſer Geſicht auch immer dabey verziehen, dennoch die Zeit das Wahre oder Falſche unſerer Angaben zuverläſſig ans Licht bringe, und dann ſolche Dinge zu nichts weiter nützen, als höchſtens zum Denkmale unſerer Schande und Unwiſſenheit!

Der große Linne' ſagt ſo vortreflich in einem ſeiner Briefe: Si vera noſtra ſunt aut falſa, erunt talia, licet noſtra per vitam defendimus. Poſt fata noſtra pueri, qui nunc ludent, noſtri iudices erunt. Und dies mögten doch ja ſolche Herren zu Herzen nehmen, die ihre Meinungen, nicht ſowohl aus Ueberzeugung und mit Gründen, ſondern mehr aus Eigenliebe und Rechthaberey vertheidigen und andern aufdringen wollen.

6) Es iſt bekannt, daß die Steinſcheidungen einiger Erd- und Steinarten eine ſolche Richtung haben, daß ſie bey ihrer Trennung Parallelepipeden geben, die den Baſaltſäulen nicht ganz unähnlich ſind. Allein wie unbedachtſam, wie voreilig, wie äußerſt inconſequent würde es nicht geſchloſſen ſeyn, wenn man ſolche, blos aus dieſem Grunde mit dem Baſalte verbinden und ihrer Bildung eine damit gleiche Urſache beylegen wollte. Daß höchſtähnliche Bildungen aus ſehr verſchiedenen Urſachen entſtehen, iſt ſo bekannt, daß es kaum einer Erinnerung bedarf. Kryſtalliſirte Salze; kryſtalliſirte Spathe; kryſtalliſirte Schlacken; Tropfſteinſäulen, die im Durchſchnitte dem verſteinerten

Holze völlig gleichen, und was dergleichen noch mehr iſt; und dennoch wird jeder Unbefangene ſogleich zugeben, daß die vollſtändigſten Stücke jener Erd- und Steinarten einer nur mittelmäßig ſchönen Baſaltſäule noch weit weniger ähnlich ſind, als dieſe auf ſo verſchiedenen Wegen entſtandene Kryſtalle einander gleichen. Allein in wie viel anderem Betrachte finden ſich nicht noch merkliche Abweichungen. Die Glastropfen und ſchlackigen Blaſen, den Bimſtein, die vulkaniſchen Granaten, die Ströme von Schlacken und Laven aller Art, die Puzzolanerde und mehr dergleichen offenbar vulkaniſche Produkte, die ſich an und um ſo vielen Baſaltgebirgen finden, wird man bey den Parallelepipeden des Porphyrits wohl vergeblich ſuchen, und die Bildung der Puzzolanerde in ähnliche Stücke, läßt ſich gewiß auf andere Weiſe viel leichter und viel angemeſſener erklären. Die Puzzolanerde iſt bekanntermaßen, wie auch Herr Ferber in ſeinen Briefen aus Welſchland S. 147. und S. 108. es beſchreibt, nichts anders, als die nicht zu Tuff zuſammen gebackene, ſondern mürbe und loſe vulkaniſche Aſche, die ſich in vielen Gegenden noch mit feinen Bimſteinſtückchen vermiſcht, in Hügeln und ganzen Lagen findet. Wie eine ſolche Erdart, wenn ſie durch und durch zu einem Schlamme erweicht worden, und ruhig bey ſtarker Hitze austrocknet, dergleichen den kleinen Baſaltſäulen beynahe ähnliche Stücke bilden könne, läßt ſich analogiſch ſehr leicht erklären, wenn man bedenken will, daß bey großen, mit vielem

Schlamme

Schlamme angefüllten Teichen, unter gleichen Umſtänden eben dergleichen Stücke gebildet werden.

7) Vielleicht möchten mir Einige den Berg entgegenſtellen, welchen Herr Faujas de S. Fond in ſeinen Recherches ſur les Volcans eteints du Vivarais et Velay auf der 10ten Tafel S. 293. abgebildet hat.

Ich muß es grade heraus ſagen, daß ich dieſe Zeichnung, ſo wie ſie da zu ſehen iſt, für höchſt problematiſch halte, an ihrer ſtrengen Genauigkeit zweifele und überzeugt bin, daß der lebhafte Gallier entweder an einigen Stellen etwas überſehen, oder à la françoiſe embellirt habe. Mit vieler Zuverſicht ruft er dabey aus; "là on jouira du Spectacle le plus ſatisfaiſant pour un naturaliſte, on verra d'une maniere diſtincte et non equivoque que la lave dans une pente encore rapide et avant que d'avoir coulé ſur un terrein egal, a affecté la forme prismatique; que cette même lave, en deſcendant dans le baſſond, a formé une charmante Colonnade etc." Wem es bekannt iſt, was das Gerücht von des Herrn Faujas Betragen gegen Herrn Demareſt, wegen der in Frankreich entdeckten Puzzolanerde, und gegen Lord Dundonald wegen des aus Steinkohlen zubereiteten Theeres ſagt, darf bey deſſen Angaben wohl zuweilen zweifeln. Doch, es ſey darum. Ich will mir ſogar gefallen laſſen, daß alles und nichts mehr und nichts weniger wahr ſey, als was der Herr Faujas uns hier vorgemahlt und dazu erzählt

zählt hat. Dagegen aber sey mir anzunehmen erlaubt, daß in einem frühen Weltalter über den Basaltsäulen noch die Fortsetzung des vulkanischen Gebirges, oder ein alter Nebenvulkan, eben so nahe an dem noch vorhandenen Berge gelegen habe, als nach der 5. 6. 10. Tafel in Hamiltons Campis Phlegraeis die Somma am Vesuve liegt, und daß sich unter diesem Nebengebirge eine große Weitung oder ein zum Theil aufgerissener alter Crater befunden habe, in welchem der vom Herrn Faujas gezeichnete Lavastrom eingestürzt, darauf ruhig erkaltet und krystallisirt sey. Ueberhaupt bitte ich diese drey Hamiltonschen Zeichnungen hiebey aufzuschlagen, indem man gewiß noch mehr auffallende Aehnlichkeit mit meiner Erklärung bemerken wird. Wollte man aber dem Herrn Faujas es überhaupt nicht so gradezu glauben, wenn er sagt: "que la lave avant que d'avoir coulé sur un terrein egal, a affecté la forme prismatique," so ließe sich die Sache noch weit leichter dadurch erklären, daß die Somma die Basaltsäulen vorhin aus eigenen Mitteln in ihrem Innern gebildet habe, und als durch eine spätere Revolution diese Somma eingestürzt und weggeführt worden, die Basaltsäulen aber stehen geblieben, sey der daselbst gezeichnete Lavastrom höchst zufällig in diese Gegend herabgeflossen, und habe sich mit den schon vorhandenen Basaltsäulen vereinigt. Kurz, ich kann um dieser französischen Zeichnung willen unmöglich jene Hypothese aufgeben, und mich überzeugen, daß sie Herr

Fau-

Faujas hiedurch auf eine entſcheidende Weiſe erſchüttert habe. Doch eben ſehe ich ja, daß dieſer Berg des Herrn Faujas, wenigſtens ſo wie er ihn beſchreibt, wirklich ein Phantom iſt. Herr Haidinger in ſeiner Abhandlung von den Gebirgsarten, Wien 1787. Anm. S. 58. erklärt ihn aus ſichern Nachrichten öffentlich dafür.

8) Der Herr von Dolomieu ſagt zwar in ſeinem Memoire ſur les Iles Ponces, Paris 1788. S. 45. "Les Laves anciennes de l'Etna prenoient frequemment cette forme (prismatique). On trouve des Colonnes de Baſalte dans tout ſon contour; elles lui font une eſpece de ceinture circulaire à une hauteur de deux ou trois cent toiſes au deſſus de la ſurface de la mer etc." Aber hier frage ich, warum dann nur die Laves anciennes und zwar frequemment? und dagegen nicht eben ſo die Laves modernes? Dies iſt, wie mich dünkt, eine Frage, die billig ſchon dem Herrn Commandeur hätte beyfallen und ihn im Entſcheiden etwas vorſichtiger machen ſollen. Man glaube auch ja nicht, daß dieſe Ceinture circulaire ſo nahe und ſo enge um den Aetna herumliege, als man es dem Ausdrucke nach billig glauben ſollte. Der Herr von Dolomieu ſagt ſelbſt S. 455. Je vais indiquer les parties de l'Aetna ou ſe trouvent les phenomenes les plus curieux de ce genre, und da ſind es deun: les Iles Cyclopes; le rivage de Trezza aupres du Mole; le rivage de la mer entre Jaci et la Trezza; la montagne du chateau de Jaci; les

les montagnes de la Trezza; Jaci Reale; la montagne de la Motte; montagne de Paterno: die Gegend von Bianca-Villa, von Aderno, von Bronte. Aus welchen Gründen will der Herr von Dolomieu aber beweiſen, daß dieſe Baſaltlava ſchlechterdings nur aus dem Aetna herabgefloſſen ſeyn müſſe, und daß in einem frühen Weltalter nicht auch hier, ſo wie an unzähligen Orten Siciliens und Italiens, noch mehrere Vulkane gelegen haben, die durch Revolutionen abgetragen und aufgedeckt ſind, zumahl der Herr von Dolomieu S. 451. ſelbſt hinzuſetzt: "il eſt evident que tout le pied de cette montagne etoit ſubmergé dans les premiers tems de ſon inflammation, la mer s'elevoit à plus de 400 toiſes au deſſus de ſon niveau actuel; ainſi que le prouvent les coquillages marins qui ſe trouvent à cette hauteur:" und wie kommt denn überall das, was hier der Herr von Dolomieu von Jaci und den Iles Cyclopes ſagt, mit dem überein, was er eben davon in den Voy. pittor. T. IV. c. 4 S. 78. behauptet, welches ich daher S. 74. umſtändlich anführe? Gehören nicht etwa die übrigen in Sicilien noch zerſtreueten Baſaltfelſen, wie z. E. der von Vizini und dergleichen mehr, auch noch zu dem beau Ceinturon baſaltique du mont Etna? Ueberhaupt ſcheint mir der Herr von Dolomieu, darinn etwas raſch zu verfahren, daß er den Baſalt, den er ſieht, ſogleich und ohne weitere Unterſuchung dem nächſten jetzt noch brennenden Vulkane zueignet; wie z. E.

S. 450.

S. 450. die Baſalte unter dem Schloſſe von Portici. Dieſe müſſen ſchlechterdings nur dem Veſuve zugehören, da doch alles unwiderſprechlich beweiſt, daß in dieſer ganzen Gegend, in ältern Zeiten, Vulkane in groſſer Menge gelegen haben. Ohne mich länger hiebey aufzuhalten, ſo wird doch, wie ich hoffe, ſoviel hieraus erhellen, daß wenn das, was der Herr von Dolomieu hier anführt, gleich nichts für meine Hypotheſe beweiſe, es doch auch gewiß nichts dagegen entſcheide.

9) Noch laſſen ſich Beyſpiele anführen, wo Baſaltlava auf Kalklagen von wenig verſehrten Schaalthieren ruhet, und wiederum mit gleichen Schichten von noch völlig erhaltenen Schaalthieren überdeckt iſt. Wollte man dieſe Beyſpiele gegen die Allgemeinheit des Satzes anführen, daß aller Baſalt vulkaniſchen Urſprungs ſey, ſo würde ich mir dieſes dadurch erklären, daß ein Strom Baſaltlava ſich vom Ufer in ein tiefes Meer geſtürzt und über die Schaalthiere unter dem Waſſer verbreitet habe. In der Folge legten die Schaalthiere über dieſe Baſaltlage ihren Bau aufs neue an, und durch noch ſpätere Revolutionen wurde dieſe Gegend zu Land oder auch über die Meeresfläche erhoben. Wenn man ſich der ſo verſchiedenen Vorfälle erinnert, welchen die vulkaniſchen Gegenden an ihren Küſten unterworfen ſind, (man denke hier nur an Sicilien) ſo wird man, wie ich glaube, in dieſer Erklärung wohl nichts Uebernatürliches und Ueberſpanntes antreffen.

10)

10) Auf eine ähnliche Weiſe ließe es ſich auch erklären, wenn Steinkohlenflötze ſich unter einer Lage von Baſaltlava finden, und von ſelbiger nur durch ein ſchwaches Dach oder Steinſchicht getrennt ſind. Sollten die an den engliſchen Küſten von New-Caſtle aus unter das Meer einſchießende Kohlenflötze wohl in Brand gerathen, wenn ſie mit einer Lava überzogen würden? ich zweifle ſehr daran. Außerdem iſt es eine bekannte Erfahrung, daß Steinkohlen, ſo wie Holzkohlen, wenn ſie völlig dicht eingeſchloſſen und vor allem Zutritte der freyen Luft durchaus verwahrt ſind, allerdings durchglühen, nicht aber verbrennen können. Auf Kohlenwerken ereignet es ſich zuweilen, daß ſolche durch Unvorſichtigkeit der Arbeiter in Brand gerathen. Iſt man nicht im Stande dieſes ſogleich wieder zu löſchen, ſo fährt man zwiſchen Dach und Sohle ſo nahe um den Brand mit einem Orte auf, als es die Hitze erlaubt, ſetzt dieſen Ort genau mit Thon aus, ſchneidet dadurch alle Gemeinſchaft des Brandes mit der freyen Luft und dem übrigen Flötze ab, und läßt es ruhig ausglühen. Iſt dieſes wirklich erfolgt, wozu freylich ein nicht geringer Zeitraum erfordert wird, ſo trifft man dieſe Steinkohlen in eben dem guten und brauchbaren Zuſtande wieder an, den ſie vorhin hatten; nur mit dem Unterſchiede, daß ſie in kleinere Stücke zerfallen und matter von Anſehn ſind.

Bey Erklärung anderer Vorfälle, wo mit Baſaltlava mehrere Kalkſchichten abwechſeln, die keine Verſteinerungen erhal-

erhalten, und wovon in dem Voyage pittor. de Naples et de Sicile T. IV. Chap. 14. S. 342. ein merkwürdiges Beyſpiel beſchrieben und in Kupfer geſtochen iſt, verweile ich hier um ſo weniger, da ſie eigentlich außerhalb dem Kreiſe meiner Unterſuchung liegen, und ſich noch leichter als obige Fälle erklären laſſen.

Dieſe Einwürfe waren es alſo, denen ich gern im Voraus begegnen wollte.

Dagegen ſey mir erlaubt; es durch einige Beyſpiele noch näher zu zeigen, wie ich mir, nach Anleitung jener Hypotheſe, die Schwierigkeiten erläutern würde, die bey den merkwürdigſten Baſaltfelſen etwa vorkommen möchten.

1) Hamiltons Campi Phlegraei Tom. I. tab. I. nro. II. iſt ein aus dem Meere hervorragender Felſen, welcher aus Säulenbaſalte beſteht. In der unmittelbar darauffolgenden Erklärung wird geſagt: "and was part of a great lava that ran form that vulkano, (mount Etna) into the Sea" und S. 8. heißt es: "an ancient current of lava, that ran into the ſea from Mount Aetna at Jacci near Catania, now formes an island entirely compoſed of diſtinct colums of Baſalte etc." Allein hier frage ich, wenn iſt denn dieſes geſchehen? und wo findet ſich der mindeſte überzeugende Beweis davon, daß es ſchlechterdings Lava aus dem Aetna geweſen? Dieſer Baſaltfelſen iſt ſo alt, daß keine Geſchichte von deſſen Bildung etwas ſagt, auch der Ritter Hamilton gibt keinen Beweis davon,

davon, wenigſtens beym nochmaligen Durchſuchen ſeines ganzen Werkes habe ich nicht das mindeſte davon auffinden können; jetzt bitte ich die XXXVI. Tafel im II. Theile aufzuſchlagen, wo er mit nro. 2. neben dem Schiffe rechter Hand bemerkt iſt, und in der Erklärung zu dieſer Tafel eben ſo wenig ein Beweis von jenem Vorgeben angeführt wird. Man betrachte daſelbſt die große Entfernung, in welcher dieſer Felſen rund um vom Meere eingeſchloſſen, vom Ufer und vom Aetna abliegt, und ob nicht danach ſchon jene Behauptung ſehr zweifelhaft werde. Wenn nun ferner noch damit verglichen wird: Voyage pittoresque de Naples et de Sicile Tom. IV. chap. IV. das S. 75. befindliche Kupfer und daß S. 78. der Commandeur von Dolomieu ausdrücklich ſagt: "Les isles Cyclopes ſont iſolées, elles ne dependent d'aucun courant; elles ſont diſtinctes entre elles et ſeparées de la côte et des Montagnes qui la bordent par un eſpace d'un mille et baignées par une mer profonde; on ne peut pas ſuppoſer l'interſection d'un courant auquel elles auroient apartenû; puisqu il n'y en a point, qui ſe dirige vers elles, qui ait leur élevation et qui ſoit formé des mêmes laves etc." Auſſerdem finden ſich in Sicilien in der That ſchon mehrere Baſaltberge, die ganz offenbar älteren und längſt ausgebrannten Vulkanen, keinesweges aber den Aetna zugehören. Ich will hiervon nur den bey Vizini anführen, der in obgedachtem V. P T. IV. c. 14. p. 341. ſeq. umſtändlich

beſchrie-

beſchrieben iſt. Wenn man ferner die eben daſelbſt cap. I. pag. 11. befindliche Charte von Sicilien zur Hand nimmt, und dabey erwägt, wie unendlich viel ausgebrannte Vulkane theils in Sicilien ſelbſt, theils an den ganzen Küſten herum vorhanden ſind, wie viel ſogar noch brennende Vulkane in dieſer Gegend ausgeſtreut liegen, und welche erſtaunende Zerrüttungen überhaupt dieſe ganzen Küſten durch vulkaniſche Revolutionen erlitten haben, ſo kann wohl niemand behaupten, daß ich für jene Hypotheſe zu viel fordere, wenn ich annehme, daß über dem bey Jaci liegenden Baſaltberge in ältern Zeiten ebenfalls ein Vulkan gelegen habe, nach deſſen Niederreißung nur dieſer Baſaltfelſen der Zerſtörung widerſtanden hat. Ich wünſchte, daß man bey dieſer Gelegenheit eine hiemit ſehr übereinſtimmende Betrachtung nachleſen möchte, die Herr Shwinburn über eine ähnliche Gegend Italiens angeſtellt, und in ſeinen Travels in the two Sicilies, London T. I. p. 58. auf eine ſo überredende Weiſe vorgetragen hat.

2) Auf den Zeichnungen der Drury vom Rieſenwege bey Antrim, und zwar auf dem Weſtproſpect, wird man am Horizonte grade unter den Worten Cauſwai in, eine Reihe von Baſaltpfeilern bemerken, die auf einer ſolchen Höhe ſtehen, daß man bis zu dieſer den gewöhnlichen Stand des Meeres wohl ſchwerlich annehmen dürfte, ſelbſt nicht in jenem Zeitalter. Unter den Worten Antrim in, finden ſich die 60 Pfeiler mit nro. 2. bezeichnet, welche gewöhnlich

wöhnlich die Orgelpfeifen heißen, und die ich blos für eine ausgefüllte Nebenweitung halte. Nur erſt bey ſpätern Ergießungen iſt ſie mit den darauf befindlichen Lavaſchichten überdeckt worden.

3) In des Faujas de S. Fond Recherches ſur les Volcans eteints du Vivarais et du Velay, finden ſich verſchiedene merkwürdige Fälle.

P. 271. Pl. II. Dieſem Baſaltberge ſieht man es wohl deutlich genug an, daß er nur ein kleiner Ueberreſt eines vormaligen weit größern ſey, auch daß die Revolution, welche ihn bis zu dieſen iſolirten kaum noch haltbaren Stükken durch- und niedergeriſſen, nothwendig mit einer übergroßen Gewalt gewüthet haben müſſe.

P. 278. Pl. IV. Dieſe Vorſtellung läßt ſich, wie ich glaube, auf zweyerley Weiſe erklären. Einmal, es ſey dieſes eine große Nebenweitung geweſen, in welche ſich die dünnflüſſige Baſaltlava wagerecht ergoſſen und zu Säulen ausgebildet habe, ohne jedoch die Weitung ganz auszufüllen, erſt bey nachfolgenden Convulſionen habe die unförmliche Lava dieſe ſäulenförmige überdeckt. Wiederum ließe ſich ſagen, die Weitung ſey mit der unförmlichen Lava zuerſt ausgefüllt geweſen, und nachher ſey die untere Lage wieder durchgeſchmolzen, worin ſich denn dieſe beſſer aufgelöſte Baſaltlava kryſtalliſirt habe. Kurz, ich glaube nicht, daß dieſe beyden Lagen gleichzeitig ſind.

P. 300.

P. 300. Pl. XI. Die Lava ergoß ſich hier zuerſt wagerecht in eine große vulkaniſche Nebenweitung bis an die Grotte, woſelbſt noch ein Kern von einem feſten Felſen ſtand, und ſo bildete ſie ſich zu Säulen. Hierauf, jedoch ſpäter, überfloß eine gröbere Lava dieſes Säulenlager, und bildete über den vorhandenen Kern das bogenförmige und concentriſche Gewölbe. Als durch noch ſpätere Revolutionen dieſes Gebirge zertrümmert und aufgedeckt wurde, iſt dieſer Felſenkern mit fortgeriſſen, und dies war um ſo leichter, da er durch öfteres Durchglühen äußerſt mürbe ſeyn mußte, oder was ich noch wahrſcheinlicher finde, er iſt in neuern Zeiten blos durch Menſchenhände zu Bauſteinen weggeführt worden. Die hinter den Häuſern befindlichen Säulen halte ich mit denen, ſo neben der Grotte ſtehen, nicht von einer gleichzeitigen Schmelzung, da dieſe gegliedert, und jene es nicht ſind.

P. 328. Pl. XIV. Dieſer Gegenſtand gehört zwar nicht eigentlich zu meiner gegenwärtigen Unterſuchung; da er jedoch einige Verwandtſchaft damit hat, und immer ſehr merkwürdig iſt, ſo ſey es mir erlaubt, gelegentlich meine Gedanken darüber mitzutheilen.

Die Kalkgebirge von Villeneuve de Berg lagen unmittelbar an den mächtigen vulkaniſchen Gebirgen von Coueirou, und noch näher an dem Montredon. Die Erdbeben, wodurch dieſe Vulkane die ganze Gegend erſchütterten, zertrümmerten noch weit mehr die unmittelbar daran

daran ſtoßenden Kalklager, veranlaßten darinn ſehr viele und mächtige, theils horizontale, theils verticale Riſſe, Spaltungen, Verrückungen und Kalkſchlotten.

Die dieſer Gegend nahe liegenden innern vulkaniſchen Weitungen ſchmolzen immer weiter aus, näherten ſich den Kalkgebirgen mehr und mehr, zuletzt brachen ſie ſelbſt auf dieſe großen Riſſe und Spaltungen durch, und da ſie offen waren, ſchoß die dünnflüſſige Lava mit eins hindurch, und füllte ſie aus. Daß man in dieſer Gegend noch mehr ähnliche Vorfälle auffinden könne, davon bin ich völlig überzeugt. Mit dieſen großen Trennungen und Spalten ließen ſich diejenigen gut vergleichen, welche man in Darbyſhire, Staffortſhire, Schropſhire bey Colbrook-Dale findet, welche Whitehurſt in ſeinen Inquiry into the original State of the Earth, London 1778. im App. von S. 154. u. f. umſtändlich beſchreibt.

P. 363. Pl. XIX. Es iſt gewiß recht zu bedauren, daß man ſich auf die Angaben der Herrn Franzoſen, beſonders bey Gebirgsarten, nur ſelten ſo ganz verlaſſen u[nd] es blindlings glauben dürfe, wenn da geſchrieben ſteht: bancs de Granit. Es kann inzwiſchen dennoch ſeyn, die Angabe hier ihre Richtigkeit habe, und dann erklär[e] ſie mir folgendermaßen. Daß mächtige Kl[üfte] durch das uranfängliche Granitgebirge hind[urch] von finden ſich verſchiedene Beyſpiele. will ich nur den bey Schreiberhau in

halten, und wovon in dem Voyage pittor. de Naples et de Sicile T. IV. Chap. 14. S. 342. ein merkwürdiges Beyſpiel beſchrieben und in Kupfer geſtochen iſt, verweile ich hier um ſo weniger, da ſie eigentlich außerhalb dem Kreiſe meiner Unterſuchung liegen, und ſich noch leichter als obige Fälle erklären laſſen.

Dieſe Einwürfe waren es alſo, denen ich gern im Voraus begegnen wollte.

Dagegen ſey mir erlaubt; es durch einige Beyſpiele noch näher zu zeigen, wie ich mir, nach Anleitung jener Hypotheſe, die Schwierigkeiten erläutern würde, die bey den merkwürdigſten Baſaltfelſen etwa vorkommen möchten.

1) Hamiltons Campi Phlegraei Tom. I. tab. I. nro. II. iſt ein aus dem Meere hervorragender Felſen, welcher aus Säulenbaſalte beſteht. In der unmittelbar darauffolgenden Erklärung wird geſagt; "and was part of a great lava that ran form that vulkano, (mount Etna) into the Sea" und S. 8. heißt es: "an ancient current of lava, that ran into the ſea from Mount Aetna at Jacci near Catania, now formes an island entirely compoſed of diſtinct colums of Baſalte etc." Allein hier frage ich, wenn iſt denn dieſes geſchehen? und wo findet ſich der mindeſte überzeugende Beweis davon, daß es ſchlechterdings Lava aus dem Aetna geweſen? Dieſer Baſaltfelſen iſt ſo alt, daß keine Geſchichte von deſſen Bildung etwas ſagt, auch der Ritter Hamilton gibt keinen Beweis davon,

daran ſtoßenden Kalklager, veranlaßten darinn ſehr viele und mächtige, theils horizontale, theils verticale Riſſe, Spaltungen, Verrückungen und Kalkſchlotten.

Die dieſer Gegend nahe liegenden innern vulkaniſchen Weitungen ſchmolzen immer weiter aus, näherten ſich den Kalkgebirgen mehr und mehr, zuletzt brachen ſie ſelbſt auf dieſe großen Riſſe und Spaltungen durch, und da ſie offen waren, ſchoß die dünnflüſſige Lava mit eins hindurch, und füllte ſie aus. Daß man in dieſer Gegend noch mehr ähnliche Vorfälle auffinden könne, davon bin ich völlig überzeugt. Mit dieſen großen Trennungen und Spalten ließen ſich diejenigen gut vergleichen, welche man in Darbyſhire, Staffortſhire, Schropſhire bey Colbrook-Dale findet, welche Whitehurſt in ſeinen Inquiry into the original State of the Earth, London 1778. im App. von S. 154. u. f. umſtändlich beſchreibt.

P. 363. Pl. XIX. Es iſt gewiß recht zu bedauren, daß man ſich auf die Angaben der Herrn Franzoſen, beſonders bey Gebirgsarten, nur ſelten ſo ganz verlaſſen und es blindlings glauben dürfe, wenn da geſchrieben ſteht: les bancs de Granit. Es kann inzwiſchen dennoch ſeyn, daß die Angabe hier ihre Richtigkeit habe, und dann erkläre ich ſie mir folgendermaßen. Daß mächtige Kießgänge ſelbſt durch das uranfängliche Granitgebirge hindurch ſetzen, davon finden ſich verſchiedene Beyſpiele. Statt mehrerer will ich nur den bey Schreiberhau in Schleſien anführen.

Man

Man weiß ferner, daß vulkaniſche Gebirge zuweilen ſehr nahe, theils auf, theils an den Granitgebirgen liegen. Will man nun hier den erſten Fall annehmen, ſo läßt es ſich leicht begreifen, daß der Feuer- und Lavaſtrom eines unmittelbar darüber liegenden vulkaniſchen Gebirges mit Hülfe dieſes Kießganges, ſich in das Granitgebirge ſehr tief hinein, auf dem Streichen des Ganges in dem Gebirge fort, und mittelſt der dem Gange etwa zufallenden oder zuſtreichenden Klüfte ſelbſt ins Haugende oder Liegende hinein, und an verſchiedenen Gegenden, ſogar wieder mitten aus dem Granitgebirge hinausarbeiten konnte. Ich halte es in ſolchem Falle auch für höchſt möglich, daß die damit verbundenen ungeheuren Convulſionen, im noch feſten Hangenden und Liegenden, mächtige Spaltungen, Riſſe und Verrükkungen, theils ſeiger, theils ſchwebend haben hervorbringen müſſen, und daß ſolche ſodann nicht nur mit unförmlicher, ſondern ſogar auch mit ſäulenförmiger Lava ausgefüllt ſeyn konnten. Will man jedoch lieber den zweyten Fall annehmen, ſo ſage ich: die vulkaniſchen Gebirge arbeiteten ſich mit ihren innern Weitungen völlig an das dicht neben ihnen liegende Granitgebirge, zum Theile auch hinein, und eröffneten ſich zuletzt eben ſo als vorhin gedacht, durch die ſie immer begleitende und gewiß alles überwältigende Convulſionen, einen Durchgang dicht an oder ſelbſt durch dieſe Granitgebirge. In beyden Fällen aber behaupte ich, daß eine ſpätere Revolution dieſe vulkaniſchen Gebirge völlig

nieder-

daran ſtoßenden Kalklager, veranlaßten darinn ſehr viele und mächtige, theils horizontale, theils verticale Riſſe, Spaltungen, Verrückungen und Kalkſchlotten.

Die dieſer Gegend nahe liegenden innern vulkaniſchen Weitungen ſchmolzen immer weiter aus, näherten ſich den Kalkgebirgen mehr und mehr, zuletzt brachen ſie ſelbſt auf dieſe großen Riſſe und Spaltungen durch, und da ſie offen waren, ſchoß die dünnflüſſige Lava mit eins hindurch, und füllte ſie aus. Daß man in dieſer Gegend noch mehr ähnliche Vorfälle auffinden könne, davon bin ich völlig überzeugt. Mit dieſen großen Trennungen und Spalten ließen ſich diejenigen gut vergleichen, welche man in Darbyſhire, Staffortſhire, Schropſhire bey Colbrook-Dale findet, welche Whitehurſt in ſeinen Inquiry into the original State of the Earth, London 1778. im App. von S. 154. u. f. umſtändlich beſchreibt.

P. 363. Pl. XIX. Es iſt gewiß recht zu bedauren, daß man ſich auf die Angaben der Herrn Franzoſen, beſonders bey Gebirgsarten, nur ſelten ſo ganz verlaſſen und es blindlings glauben dürfe, wenn da geſchrieben ſteht: les bancs de Granit. Es kann inzwiſchen dennoch ſeyn, daß die Angabe hier ihre Richtigkeit habe, und dann erkläre ich ſie mir folgendermaßen. Daß mächtige Kießgänge ſelbſt durch das uranfängliche Granitgebirge hindurch ſetzen, davon finden ſich verſchiedene Beyſpiele. Statt mehrerer will ich nur den bey Schreiberhau in Schleſien anführen.

Man

Man weiß ferner, daß vulkaniſche Gebirge zuweilen ſehr nahe, theils auf, theils an den Granitgebirgen liegen. Will man nun hier den erſten Fall annehmen, ſo läßt es ſich leicht begreifen, daß der Feuer- und Lavaſtrom eines unmittelbar darüber liegenden vulkaniſchen Gebirges mit Hülfe dieſes Kießganges, ſich in das Granitgebirge ſehr tief hinein, auf dem Streichen des Ganges in dem Gebirge fort, und mittelſt der dem Gange etwa zufallenden oder zuſtreichenden Klüfte ſelbſt ins Haugende oder Liegende hinein, und an verſchiedenen Gegenden, ſogar wieder mitten aus dem Granitgebirge hinausarbeiten konnte. Ich halte es in ſolchem Falle auch für höchſt möglich, daß die damit verbundenen ungeheuren Convulſionen, im noch feſten Hangenden und Liegenden, mächtige Spaltungen, Riſſe und Verrükkungen, theils ſeiger, theils ſchwebend haben hervorbringen müſſen, und daß ſolche ſodann nicht nur mit unförmlicher, ſondern ſogar auch mit ſäulenförmiger Lava ausgefüllt ſeyn konnten. Will man jedoch lieber den zweyten Fall annehmen, ſo ſage ich: die vulkaniſchen Gebirge arbeiteten ſich mit ihren innern Weitungen völlig an das dicht neben ihnen liegende Granitgebirge, zum Theile auch hinein, und eröffneten ſich zuletzt eben ſo als vorhin gedacht, durch die ſie immer begleitende und gewiß alles überwältigende Convulſionen, einen Durchgang dicht an oder ſelbſt durch dieſe Granitgebirge. In beyden Fällen aber behaupte ich, daß eine ſpätere Revolution dieſe vulkaniſchen Gebirge völlig

nieder-

daran ſtoßenden Kalklager, veranlaßten darinn ſehr viele und mächtige, theils horizontale, theils verticale Riſſe, Spaltungen, Verrückungen und Kalkſchlotten.

Die dieſer Gegend nahe liegenden innern vulkaniſchen Weitungen ſchmolzen immer weiter aus, näherten ſich den Kalkgebirgen mehr und mehr, zuletzt brachen ſie ſelbſt auf dieſe großen Riſſe und Spaltungen durch, und da ſie offen waren, ſchoß die dünnflüſſige Lava mit eins hindurch, und füllte ſie aus. Daß man in dieſer Gegend noch mehr ähnliche Vorfälle auffinden könne, davon bin ich völlig überzeugt. Mit dieſen großen Trennungen und Spalten ließen ſich diejenigen gut vergleichen, welche man in Darbyſhire, Staffortſhire, Schropſhire bey Colbrook-Dale findet, welche Whitehurſt in ſeinen Inquiry into the original State of the Earth, London 1778. im App. von S. 154. u. f. umſtändlich beſchreibt.

P. 363. Pl. XIX. Es iſt gewiß recht zu bedauren, daß man ſich auf die Angaben der Herrn Franzoſen, beſonders bey Gebirgsarten, nur ſelten ſo ganz verlaſſen und es blindlings glauben dürfe, wenn da geſchrieben ſteht: les bancs de Granit. Es kann inzwiſchen dennoch ſeyn, daß die Angabe hier ihre Richtigkeit habe, und dann erkläre ich ſie mir folgendermaßen. Daß mächtige Kiesgänge ſelbſt durch das uranfängliche Granitgebirge hindurch ſetzen, davon finden ſich verſchiedene Beyſpiele. Statt mehrerer will ich nur den bey Schreiberhau in Schleſien anführen.

Man

Man weiß ferner, daß vulkaniſche Gebirge zuweilen ſehr nahe, theils auf, theils an den Granitgebirgen liegen. Will man nun hier den erſten Fall annehmen, ſo läßt es ſich leicht begreifen, daß der Feuer- und Lavaſtrom eines unmittelbar darüber liegenden vulkaniſchen Gebirges mit Hülfe dieſes Kießganges, ſich in das Granitgebirge ſehr tief hinein, auf dem Streichen des Ganges in dem Gebirge fort, und mittelſt der dem Gange etwa zufallenden oder zuſtreichenden Klüfte ſelbſt ins Hangende oder Liegende hinein, und an verſchiedenen Gegenden, ſogar wieder mitten aus dem Granitgebirge hinausarbeiten konnte. Ich halte es in ſolchem Falle auch für höchſt möglich, daß die damit verbundenen ungeheuren Convulſionen, im noch feſten Hangenden und Liegenden, mächtige Spaltungen, Riſſe und Verrükkungen, theils ſeiger, theils ſchwebend haben hervorbringen müſſen, und daß ſolche ſodann nicht nur mit unförmlicher, ſondern ſogar auch mit ſäulenförmiger Lava ausgefüllt ſeyn konnten. Will man jedoch lieber den zweyten Fall annehmen, ſo ſage ich: die vulkaniſchen Gebirge arbeiteten ſich mit ihren innern Weitungen völlig an das dicht neben ihnen liegende Granitgebirge, zum Theile auch hinein, und eröffneten ſich zuletzt eben ſo als vorhin gedacht, durch die ſie immer begleitende und gewiß alles überwältigende Convulſionen, einen Durchgang dicht an oder ſelbſt durch dieſe Granitgebirge. In beyden Fällen aber behaupte ich, daß eine ſpätere Revolution dieſe vulkaniſchen Gebirge völlig

nieder-

Weitungen ſchmolzen immer weiter au
Kalkgebirgen mehr und mehr, zuletzt
dieſe großen Riſſe und Spaltungen du
waren, ſchoß die dünnflüſſige Lava mi
füllte ſie aus. Daß man in dieſer Ge
liche Vorfälle auffinden könne, davo
zeugt. Mit dieſen großen Trennunge
ſich diejenigen gut vergleichen, welche
re, Staffortſhire, Schropſhi
Dale findet, welche Whitehurſt
into the original State of the Earth
App. von S. 154. u. f. umſtändlich b

P. 363. Pl. XIX. Es iſt gewi
daß man ſich auf die Angaben der K
ſonders bey Gebirgsarten, nur ſelten
es blindlings glauben dürfe, wenn da
bancs de Granit. Es kann inzwiſche
die Angabe hier ihre Richtigkeit habe,

Man weiß ferner, daß vulkaniſche Gebirge zuweilen ſehr nahe, theils auf, theils an den Granitgebirgen liegen. Will man nun hier den erſten Fall annehmen, ſo läßt es ſich leicht begreifen, daß der Feuer- und Lavaſtrom eines unmittelbar darüber liegenden vulkaniſchen Gebirges mit Hülfe dieſes Kießganges, ſich in das Granitgebirge ſehr tief hinein, auf dem Streichen des Ganges in dem Gebirge fort, und mittelſt der dem Gange etwa zufallenden oder zuſtreichenden Klüfte ſelbſt ins Hangende oder Liegende hinein, und an verſchiedenen Gegenden, ſogar wieder mitten aus dem Granitgebirge hinausarbeiten konnte. Ich halte es in ſolchem Falle auch für höchſt möglich, daß die damit verbundenen ungeheuren Convulſionen, im noch feſten Hangenden und Liegenden, mächtige Spaltungen, Riſſe und Verrükkungen, theils ſeiger, theils ſchwebend haben hervorbringen müſſen, und daß ſolche ſodann nicht nur mit unförmlicher, ſondern ſogar auch mit ſäulenförmiger Lava ausgefüllt ſeyn konnten. Will man jedoch lieber den zweyten Fall annehmen, ſo ſage ich: die vulkaniſchen Gebirge arbeiteten ſich mit ihren innern Weitungen völlig an das dicht neben ihnen liegende Granitgebirge, zum Theile auch hinein, und eröffneten ſich zuletzt eben ſo als vorhin gedacht, durch die ſie immer begleitende und gewiß alles überwältigende Convulſionen, einen Durchgang dicht an oder ſelbſt durch dieſe Granitgebirge. In beyden Fällen aber behaupte ich, daß eine ſpätere Revolution dieſe vulkaniſchen Gebirge völlig

nieder-

niedergeriſſen, auch den mürbe gebrannten Gränit fortgeführt, und nur dieſes Monument allein hier habe ſtehen laſſen.

4) Pennant's Tour in Scotland and Voyage to the Hebrides. Second Edition, London 1776. Tom. I.

P. 304. et 305. tab. 30. et 31. ſind die gebogenen Säulen auf Staffa, und die der Inſel Booſchasla gegen über, deutlich und beſſer beym Troil vorgeſtellt. Daß dieſe Beugung durch einen Druck von oben veranlaßt ſey, glaube ich nicht. Wäre dieſes, ſo müßte man doch annehmen, die Lage der Säulen ſey zuerſt wagerecht, das Gebirge, ſo den Druck verurſacht, ohngefehr von der Größe und Figur des Beckens geweſen, ſo jetzt noch auf dieſem Felſen zu ſehen iſt, die Zeit endlich, wann es geſchehen, ſey grade die geweſen, wo die Säulen noch in einem halb weichen Zuſtande waren. Allein bey dieſer Vorausſetzung glaube ich, daß die Pfeiler in der Mitte des Beckens auf keine Weiſe ihre Figur behalten, ſondern breit in einander, die äußern am Rande dagegen merklich auseinander gedruckt, das Ganze aber überhaupt weit unordentlicher hätte gebildet werden müſſen. Drey andere Fälle halte ich daher für wahrſcheinlicher. Entweder man nehme an, der Grund der Weitung, worin ſich hier die Lava ergoſſen, habe ſchon die Form eines Beckens gehabt, und dadurch veranlaßt, daß die unterſten Säulen in ihrer Kryſtalliſirung ſich ebenfalls nach dieſer Form angelegt, die folgenden

genden aber wegen ihrer fortgeſetzten Berührung dieſe Figur beybehalten hätten. Oder man könnte ſagen, in dieſer Weitung wären zuerſt wagrecht liegende Säulen gebildet; als dieſe noch im halbweichen Zuſtande geweſen, ſey der Grund dieſer Weitung ſehr langſam niedergeſunken, und dadurch die Beugung in der Mitte nebſt den Querbrüchen veranlaßt. Oder endlich ließe es ſich als möglich denken, daß dieſe Weitung trichterförmig geweſen ſey, und in der Mitte eine Oeffnung nach einer untern Gegend gehabt habe. Die Maſſe der dünnflüſſigen Lava, ſo mit eins hineingeſtürzt, hätte nur ſehr langſam durch dieſe Oeffnung abfließen können, während dieſer Zeit aber ſey das, was zurück blieb, in wagrechte Säulen kryſtalliſirt, und dieſe hätten ſich denn während des beſtändigen und nur allmähligen Nachſinkens gebogen.

5) Carte d'une partie de l'Auvergne, ou ſont figurés les Couranta de Laves, pour l'intelligence du Memoire de Mr. Desmareſt ſur le Baſalte. Mem. de l'Academie R. de Sc. 1771. p. 774. Pl. XV.

Je mehr ich dieſe Charte betrachte, je mehr überzeuge ich mich, hier einen herrlichen Grundriß von dem aufgedeckten Innern eines großen vulkaniſchen Gebirges zu ſehen; wo mehrere Hauptfeuerheerde lagen, wo wiederum Nebenweitungen ſich ausgebreitet hatten, wie alles durch unendliche Kanäle verbunden war, und wie nach allen Seiten Lava umhergeſtrömt hatte, dort zu Baſalt kryſtalliſirt, hier

nur unförmlich geblieben war, alles aber mit den ſchrecklichſten Verwüſtungen von Grund aus umgekehrt und überzogen hatte.

Wenn man bedenkt, was für eine große, nicht vulkaniſche Landfläche, ſich von Champeix an, über Aidat, von da nach Rebonzet, ferner nach Taſchamp und ſo nach dem Puy-de-Dome hinüber zieht, und wie viele unzuſammenhängende vulkaniſche Gebirge von Champeix an bis nach Clermont hinauf zerſtreut liegen, ſo wird man gewiß zugeben, daß hier eine heftige Revolution ſehr viel vulkaniſches Gebirge von Grund aus weggeriſſen habe, die alſo zuverläſſig auch mächtig genug war, um jenes noch vorhandene nur aufzudecken. Mit Sicherheit läßt ſich jedoch von den hier angegebenen Maſſifs, auch anciens et modernes Courants freylich nur an Ort und Stelle urtheilen. Immer Schade, daß wir von den Paduaniſchen, Vicentiniſchen und Veroneſiſchen Gebirgen auch denen am See Bolzena, wovon uns Herr Ferber S. 66 und 283. ſeiner Briefe aus Welſchland, von letzteren aber Herr Breislak im Saggio di Oſſervazioni mineralogiche ſulla Tolfa etc umſtändlich Nachricht mittheilen, nicht auch ſo deutliche Charten aufzuweiſen haben, als dieſe vom Herrn Desmareſt.

6) Mineralogie des Volcans p. Mr. Faujas de S. Fond, Paris 1784. Die auf den beyden letzten Kupfertafeln hier abgezeichnete Butte d'Aidennes iſt gewiß ein höchſt merk-

merkwürdiger Gegenſtand. Allein, da ſich in den mehrſten vulkaniſchen Gebirgen ſehr viele Baſaltkugeln finden, deren inneres Gewebe augenſcheinlich beweiſt, daß ſie dieſe Kugelfigur gleich anfangs gehabt haben, und ferner ſolche Kugeln von höchſt verſchiedenen Dimenſionen angetroffen werden, ſo iſt freylich die Größe allein nicht das Merkwürdigſte dieſes Gegenſtandes, ſondern die Kryſtalliſation, worin ſie eingeſchloſſen iſt. Von den Geſetzen und dem Mechanismo der Kryſtalliſation, hat man jedoch bis jetzt noch viel zu wenig entdecken können, als daß ich es irgend wagen dürfte dieſe nur einigermaßen zu erklären. Alles alſo, was ich mir zu ſagen erlaube, iſt, daß, wie bekannt, auch bey andern Feuerkryſtalliſationen im Kleinen, Kügelchen von Eiſen und Schlacken erfolgen. Die vorangeführten Verſuche des Herrn Geheimenrathes Gerhard beweiſen dies ebenfalls. Bey dieſer Gelegenheit aber darf ich noch den Wunſch äußern, daß man über die Kryſtalliſationen im Feuer doch recht viele Verſuche, und wo möglich mehr im Großen anſtellen möchte. In den Glas- und Porcellain-Oefen würde man hiezu gewiß eine ſehr bequeme Gelegenheit haben, und nicht nur über die Theorie der Baſalte überhaupt, ſondern auch über die Urſachen ihrer ſo verſchiedenen Stellungen und Artikulationen, ja über weit mehr Gegenſtände noch, ein großes Licht dadurch verbreiten können.

7) Charpentiers Mineralogiſche Geographie der Churſächſiſchen Lande, Leipzig 1778. Von S. 34 an iſt der bekannte Stolpener Baſaltberg ſo genau und deutlich beſchrieben, als man ſolches gegenwärtig, nach Verſchüttung des Brunnens, nur erwarten konnte. Der Baſalt findet ſich hier offenbar in Granit eingeſchloſſen, und zwar bis in einer großen Tiefe, die jedoch, weil der Brunnen verſtürzt worden, nicht zu beſtimmen iſt. Die Lage dieſes Baſaltberges läßt ſich nun ſehr leicht eben ſo erklären, als ich ſolches vorhin bey dem Faujas de S Fond ad p 365. Pl. XIX. umſtändlich angeführt habe, daher ich dieſes hier nicht wiederholen mag.

8) Leskens Reiſe durch Sachſen, Leipzig 1785. S. 545. Ich glaube, daß ein hier vormals liegender Vulkan ſich mit einer Nebenweitung ſeitwärts bis in dieſes Granitgebirge hineingeſchmolzen und hineingearbeitet habe. In einem ſolchen Falle nun, wo alsdann in dem feſten Granite, durch ein natürliches Feuerſetzen (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) eine große Weitung entſtanden, und dieſe mit durchaus glühender Baſaltlava angefüllt iſt, kann ich es mir als höchſt natürlich vorſtellen, daß mehrere Schalen und Stücke von dem Granite noch zu der Zeit losgeſprengt ſind, als die Baſaltlava ſchon zu dem halbweichen Zuſtande übergegangen war, und ſich kryſtalliſiren wollen, da ſie denn beym Hineinfallen theils mehr theils weniger tief hineinſanken, und zuletzt in den Baſalt ſelbſt

feſtge-

feſtgeſchmolzen wurden. Eben ſo würde ich mir auch die Granitſtücke erklären, welche Herr Ferber in ſeinen Briefen aus Welſchland S. 273 unter dem Namen Baſaltes orientalis faſciis granitoſis anführt.

Dies ſey genug, um zu zeigen, wie ich mich theils aus innern Gründen, theils durch Vergleichung mit andern Theorien, endlich durch Anwendung dieſer Theorie auf die merkwürdigſten Fälle ſelbſt, von ihrer Richtigkeit überzeugt habe.

Allein, irre ich darin nicht, und ſollte der Kenner die Wahrheit derſelben beſtätigen, ſo dürfen wir hier noch auf keine Weiſe ſtehen bleiben. Ich behaupte vielmehr dreiſt, daß alsdann die Gewißheit, wie der Baſalt gebildet worden, in Vergleichung des Ganzen, nur ein höchſt geringer und unbedeutender Nutzen von dieſer Theorie ſey. Sobald wir ſie als wahr, als völlig zutreffend, als unwiderſprechlich, und zwar in ihrem ganzen Umfange annehmen, ſo muß ſie uns ſchlechterdings auch darüber eine große Aufklärung geben, wie in einem frühen Weltalter, und zwar noch vor den letzten Hauptrevolutionen unſerer Erde, die Oberfläche derſelben gebildet war.

Die Baſaltberge ſehe ich jetzt als eben ſo viele Urkunden an, die durch eine richtige Zuſammenſtellung unter ſich, und dann erſt durch eine genaue Vergleichung mit den vielen um und neben ihnen ſich findenden Belegen aus der Vorwelt, uns ein ziemlich deutliches Bild von den Lagen

der

der Meere und der Gebirge in jenem Weltalter liefern, und zwar nicht blos können, ſondern ſogar müſſen.

Ich geſtehe, daß ich mir nach dieſer Anleitung über einen großen Theil unſeres Erdbodens ſchon viele ſolcher Gemählde entwickelt habe. Doch nicht allein dieſes, ſondern zugleich bin ich bemüht Belege dazu aufzufinden, dieſe mit gröſter Strenge zu prüfen, und ſie wo möglich in ein Ganzes zu ordnen. Von allen will ich es zwar nicht behaupten, von vielen aber doch gewiß, daß ſie den Beyfall ſolcher Naturkündiger ſich erwerben würden, die gewohnt ſind, Philoſophie und Geſchichte mit dieſem Theile der Naturkunde zu verbinden.

Niemand wird mir zumuthen, dieſe Belege nur unvollſtändig zu liefern; ich weiß auch, daß es der guten Sache weit mehr ſchaden als nützen würde. Sie vollſtändig zu liefern, iſt mir gleich jetzt unmöglich, da überhäufte Geſchäfte mir ſolches nicht erlauben: ſchlechterdings alſo muß ich mir dieſes bis zu einer bequemern Zeit vorbehalten.

Es ſey mir jedoch erlaubt, ſtatt mehrerer nur ein Fragment dieſer Gemählde, und zwar mit wenigen Hauptzügen zu entwerfen.

Von den Carpatiſchen Gebirgen ohngefehr über Teſchen, Troppau, Glaz, durch Schleſien, Mähren und Böhmen bis zum Rieſengebirge, mit dieſem und den Böhmiſchen auch Lauſitzer Gebirgen weiter bis zum Erzgebirge, mit dieſem

ſus wiederum und den Böhmiſchen Gebirgen gegen Eger zu, nach dem Fichtelberge und ſo weiter fort, lagen in einer zuſammenhängenden Reihe erſtaunend hohe mit Vulkanen gekrönte Cordilleren, die ſich jedoch auf dieſem Zuge noch hin und wieder ſeitwärts ausbreiteten.

Schon in einem höchſt frühen Zeitalter der Welt waren ſie durch Umſchaffung und ungeheure Revolutionen ſo gebildet, daß die einfachen Ganggebirge aller Art theils auf, theils an den uranfänglichen Granitgebirgen abgeſetzt waren, und ſo wiederum bis zu einer erſtaunenden Höhe von den vulkaniſchen überdeckt wurden. Man denke hier nur an Amerika.

Dieſen beynahe gegenüber lagen wiederum andere vulkaniſche Cordilleren, von ähnlicher Höhe und Beſchaffenheit.

Sie nahmen ihren Anfang ohngefehr in der Gegend des Brockens, gingen mit den Harzgebirgen weiter durch das Eichsfeld gegen Caſſel hin, ferner durch das Fuldiſche und Heſſiſche über Wetzlar und Frankfurt gegen den Rhein, jenſeit des Rheins mit ſeinem Laufe heraufwärts durch das Trieriſche, Pfälziſche, Zweybrückſche und ſo weiter bis zum Schwarzwalde, mit dieſem endlich über Freyburg und Baſel, bis an die Schweizergebirge.

Die großen Landflächen des Mecklenburgiſchen, Lüneburgiſchen, der Mark Brandenburg, des Magdeburgiſchen, Braunſchweigiſchen, Halberſtädtiſchen, Anhältiſchen und

Sächſi-

Sächſiſchen, gehörten damals von der Oſtſee an noch völlig dem offenbaren Weltmeere; hin und wieder lagen jedoch einige Inſeln.

In dieſer großen Weltperiode war es das Hauptgeſchäfte der Schaal- und Corallenthiere dieſes Oceans, die Kalkerde reiner und in mächtigen Lagen immer mehr aufzuthürmen, und zwar nicht allein im Grunde dieſes Meeres, ſondern auch an den Einhängen der Gebirge und ſelbſt als Inſeln.

Das Pflanzenreich brachte dagegen theils aus den verwitternden Laven, theils aus andern Erdſchichten die Thonerde in beſondere Lagen näher beyſammen, und in den Brüchen der hohen Gebirgsflächen entſtanden mächtige Torfmoore.

Die Vulkane wütheten indeſſen um ſich her und bis in die Grundgebirge, auf welchen ſie lagen, unaufhörlich fort, und bildeten in ihrem Innern ſchon Baſalte.

Fürchterliche Erdbeben, mit welchen dieſe Vulkane ihre Gebirge von Grund aus erſchütterten, vielleicht auch eine noch tiefer im Schooße der Erde liegende Urſache zu Erdbeben, veranlaßten mächtige Spaltungen und Klüfte und Verrückungen und Erhebungen in den Ganggebirgen.

Dieſen ältern Spaltungen und Klüften führten die auf den lagerhaften Strichſcheidungen der Ganggebirge durchdringende Grundwaſſer, die aufgelöſten feinern Erdarten und Mineralien aus der ganzen Miſchung der Ganggebirge

zu,

zu, und bildeten ſie ſowohl dadurch, als auch durch Mitwirkung der Vulkane, theils unter theils neben dieſen, zu den edelen Gängen aus.

Dies war ohngefehr die Lage, in welcher das ganze Naturreich auf ſeinen verſchiedenen Wegen durch eine lange Weltperiode fortwirkte, bald mit vereinigten Kräften, bald auch nur jede für ſich.

Endlich brachen von Süden her erſtaunliche Revolutionen über unſere Erde aus, und zwar nicht eine allein, ſondern mehrere und nach ſehr langen Zwiſchenräumen.

Die erſte riß nur die untern Regionen dieſer Cordilleren nieder, füllte einen Theil des zwiſchen ihnen liegenden Oceans aus, ſchwemmte an einige ſich hineinziehende Flächen der Gebirge das rothe Liegende an, ſchnitt einen großen Raum vom noch vorwärts liegenden Weltmeere ab, bildete dadurch ungeheure Seen, überdeckte einige ſehr mächtige Torfmoore der hohen Gebirgsflächen, woraus denn Steinkohlenflötze entſtanden; 12) bereitete wieder neue Brüche zu Torfmooren zu, und ſetzte bey ihrer Beruhigung aus der aufgelöſten Lava die kieſigen Schiefer über jene Verflächungen des rothen Liegenden ab.

Hierauf fingen die Seethiere in dem ihnen noch übrigen Gebiete ihre Geſchäfte aufs neue an, ſo wie das Pflanzenreich und die Vulkane ebenfalls in dem ihrigen fortrückten.

Eine

Eine folgende, aber weit ſpätere Revolution, riß mehr noch von den hohen Gebirgen nieder. Die Seethiere wurden abermals überdeckt; die ungeheuren Seen ausgetrocknet, dadurch die großen Schätze des Meerſalzes im Grunde der Flötzgebirge, theils in Lagern, theils in zerſtreueten Vorräthen gebildet; über dieſe ſo wohl als über die ſchon vorhandenen Torfmoore aus dem Grunde des Meeres oder von den Gebirgen verſchiedene Erdlagen verbreitet, und wiederum kleine Seen und Brüche zu neuen Torfmooren angelegt.

Jetzt verſuchte es die Natur aufs neue, durch die Landthiere und das Pflanzenreich dieſe dem Waſſer größtentheils entriſſene Gegend durch einen langen Zeitraum wohlthätig auszubilden. Auch die Vulkane dieſer vormaligen Cordilleren trugen in dieſer Periode, wie wohl auf mehr als einem Wege, immer noch vieles zur ferneren Ausbildung der edelen Gänge und der Wechſel in den ältern Flötzgebirgen bey. Die Ausfüllung der Queckſilbergänge bewirkten ſie höchſt wahrſcheinlich durch Sublimation und die von einigen andern Metallen vielleicht auf ähnliche Weiſe. 13)

Endlich ergriff dieſe ſtolzen Gebirge eine neue Revolution, riß ſie von Grund aus nieder, deckte ihr Inneres auf, entblößte ſogar hin und wieder die Granitgebirge, führte erſtaunende Erdlager über die Torfmoore, ſchaffte dieſe dadurch abermals zu Steinkohlenflötzen um, zerſpaltete und verrückte die edelen Gänge der Einfachen und die Lager

der

der Flötzgebirge, füllte jene mit tauben Erdarten aus, und bereitete dieſe zu den Rücken und Wechſeln vor; und ſo raſeten Feuer und Waſſer und Erdbeben mit gemeinſchaftlicher Wuth und abwechſelnden Kräften über dieſe ganze Gegend, bis die Natur erlag, und von den vulkaniſchen Gebirgen nur Spuren, auch viele Baſaltfelſen zurückblieben, die durch ihre gegoſſene Maſſen den Greuel der Verwüſtung überlebt hatten.

Doch da zuletzt noch die wohlthätige Hand der Vorſehung, bey Beruhigung der Fluthen und aus dem abtrocknenden Waſſer, ſchwarze und fruchtbare vulkaniſche Erde über mehrere Landflächen verbreitet hatte, und alles wieder eine glückliche Ruhe genoß, ſo konnte auch die Natur und der anhaltende Fleiß des Menſchen mit verjüngten Kräften dieſe wilden Gegenden wieder zu ruhigen Wohnſitzen umſchaffen.

— — nulli ſua forma manebat
Obſtabatque aliis aliud: quia corpore in vno,
Frigida pugnabant calidis, humentia ſiccis,
Mollia cum duris, ſine pondere habentia pondus
Hanc Deus et melior litem natura diremit.

OVIDIVS.

Nichts als Roman! wird man ausrufen, denn wo ſind die Belege.

Vollkommen räume ich dies ein, und gewiß es wäre höchſt thöricht, wenn ich nur irgend verlangen wollte, dies

für

gerückt ſey; daß man in den Europäiſchen Flötzgebirgen auch viele Abdrücke von ſolchen Producten finde, die nur in Weſtindien einheimiſch ſind; 19) daß in Europa die Stämme der durch Revolutionen verſchütteten Wälder in einerley Richtung von Südweſt nach Nordoſten neben einander liegen; 20) daß die ſüdliche Halbkugel überhaupt ungleich weniger Verſteinerungen und Abdrücke von Pflanzen- oder Landthieren liefere als die nördliche; 21) daß die größten Sandwüſten und Sandländer den Hauptgebirgen nördlich liegen; daß viele Sand- und Erdlager von den Flötzgebirgen der nördlichen Halbkugel Waſchgold enthalten, wenn gleich die Ganggebirge, um welche ſie liegen, kein Gold enthalten, wogegen aber die Aequatorialländer überhaupt ungleich mehr gediegenes Gold liefern als die nördlichen; daß die Verſteinerungen der ältern Kalkgebirge nur aus Fragmenten von Schaal- und Corallenthieren beſtehen, die höchſt verworren durch einander, nicht aber ſo bank- und familienweiſe liegen als in den jüngern Flötzgebirgen, auch nie Ueberreſte oder Abdrücke von Pflanzen, Amphibien oder Landthieren enthalten, daß dagegen in den jüngern Flötzgebirgen alles dieſes häufig anzutreffen ſey; daß ſolche Flötzlager vormals offenbar Meeresgrund geweſen ſeyn müſſen, mithin auch die ungeheuren Erd- und Steinlager, womit ſolcher Meeresgrund in ſo vielen Gegenden jetzt überdeckt iſt, doch wohl nicht anders, als nur durch gewaltſame Revolutionen aufgetragen ſeyn können; daß die

Maſſen,

Maſſen, welche ſo beträchtliche Meeresflächen ausfüllen können, vorhin nothwendig in andern Gegenden anſehnliche Gebirge bilden müſſen; daß dieſe am wahrſcheinlichſten wohl in der Nachbarſchaft des ausgefüllten Meergrundes werden gelegen haben, und zwar da, wo ſo viele auseinanderhangende Spuren von niedergeriſſenen Vulkanen die vormalige Exiſtenz von mächtigen, den Cordilleren höchſtähnlichen Gebirgen ſo auffallend verrathen. Daß ſich in den Steinſalzlagern und Gebirgen Conchylien ſogar noch in Bänken finden, beſonders die Jakobsmuſchel und zum Theile noch völlig erhalten; 22) daß man ebendaſelbſt nicht nur Treibholz, ſondern ſogar die Algam antreffe; 23) daß das natürliche Steinſalz ſpecifiſch weit leichter als das durch Feuer geſchmolzene ſey, auch Kryſtalliſationswaſſer enthalte, ſo dieſes nicht hat; daß die Wechſel oder Rücken der Flötzgebirge nie ein eigentliches Sahlband führen wie die Gänge, auch niemals wirklich in das rothe Liegende hineinſetzen; daß die kupferhaltigen Schiefer gewöhnlich nur Abdrücke von Fiſchen, ſelten aber von Pflanzen oder Conchylien liefern, wogegen ſich in den Tafelſchiefern und Steinkohlenflötzen gröſtentheils nur Abdrücke von Pflanzen finden; daß die Erd- und Steinlager, ſo über den Kupferſchieferflötzen liegen, beynahe durchgehends kalkartig, dagegen die darunter befindlichen beynahe durchgehends thonartig ſind; daß, im Ganzen betrachtet, die Kupferſchieferflötze gewöhnlich mit der Oberfläche ihres Gebirges

hirges ſteigen und fallen; daß man von dieſen Flötzen nie mehr als nur eins unter einander antreffe, dagegen von Steinkohlen oft viele über einander liegen; daß man auf Gängen verſchiedentlich ſolche Erze und Druſen angetroffen, von denen man mit Zuverläſſigkeit behaupten konnte, daß ſie nur durch den naſſen Weg gebildet worden, 24) wogegen man wieder andere fand, die offenbar durch Sublimation entſtanden waren; 25) daß geſchwefelte Niederſchläge von Metallen, welche im naſſen Wege gefället ſind, niemals zu Kryſtallen anſchießen; daß dagegen verſchiedene Erzarten ſich beynahe eben ſo, wie ſie ſich im natürlichen Zuſtande finden, auch durch Kunſt, und zwar durch die Feuerarbeit darſtellen laſſen; z. B. einige Zinnobererze, Glaserz, gediegenes Haar- und Borſtenſilber, Silberhornerz, Rothkupferglas, Bleyglanz, einige Antimonialerze, Kieſe, Kupfer-Fahl- und Glaserze, die geſtrickte Textur im Stückmeſſing, u. d. m. daß die mächtigſten, beſtändigſten, und an edelen Geſchicken reichſten Gänge ſich grade in denen Ländern und Gebirgen finden, die jetzt noch die mehreſten Vulkane aufzuweiſen haben. 26) Daß die Kryſtalliſationen der Erden und Erze ſich ungleich häufiger in den obern Regionen der Gänge finden, als in den tiefſten. Daß nach den ſo verſchiedenen Klimaten der Thiere, Amerika mit Afrika nie, dagegen aber Aſien mit Amerika höchſtwahrſcheinlich im erſten Weltalter zuſammengehangen habe, jedoch nirgends jenſeit des vierzigſten Grades. 27)

Dieſe

Dieſe und dergleichen Bemerkungen mehr werden jedem Sachkundigen freylich leicht beyfallen; inzwiſchen kann ich verſichern, daß es bey weitem nicht alles ſey, was ich zur Begründung meines Romans noch anführen könnte.

Nichts würde mich jedoch mehr freuen, als wenn Kenner es der Mühe werth hielten, auch dieſen Belegen, und zwar für ſich ſelbſt, nachzuſpühren. Ohne durch mich verleitet zu ſeyn, würden ſie ihren eigenen freyen Weg gehen, und ſo vielleicht einen gradern, hellern und durchaus zuſammenhangenden auffinden, nach welchem dieſer Roman entweder im Ganzen, oder zum Theil berichtigt, oder auf immer verworfen würde. Und ſo ſchließe ich hier mit einem Gedanken, den mir einſt unſer unvergeßlicher Leſſing ſagte, nämlich: "Sollten wir nicht im Stande ſeyn, über einen wichtigen Gegenſtand ſelbſt etwas vollſtändiges zu liefern, ſo iſt es zwar ein ſehr geringes, doch immer einiges Verdienſt, andere große Männer dahin vermogt zu haben, daß ſie ihren Scharfſinn mit erneuerten Kräften auf ſolche Gegenſtände richten, und die Reſultate ihres Nachdenkens dem Publikum mittheilen."

Rerum natura ſacra ſua non ſimul tradit; initiatos nos credimus, in veſtibulo eius haeremus; illa arcana non promiſcue, non omnibus patent, reducta et interiori ſacrario clauſa ſunt; inuoluta veritas in alto latet. Seneca.

Vielleicht iſt es jüngern Mineralogen angenehm, wenn ſie über einige Angaben noch folgende Schriftſteller nachſchlagen.

1. C Plinii Sec. Hiſt. Nat. L. 36. c. 7. ex ed. Hard. T II. p. m. 734.
2. Strabo L. 17. Amſt. 1707. fol. p. 1173. p. 1161.
3. G. Agricola de Nat. foſſ. L. 7. Baſil. 1657. p. 631.
4. J. Kentmani Nomencl. rer. foſſ. in oper. C. Gesneri. Tiguri 1565. p. 53. b.

C. Gesner de rer. foſſ. fi; Tig. 1565. p. 20. ſeq.

Caeſalpinus de metall. Norib. 1602. p. 92. c. 13.

Boetii de Boot, Hiſt. lap. Lugd. B. 1647. p. 496. ſeq.

Muſaeum Calceolarii. Veronae 1622 p. 293.

Aldrovandi Muſ. metall Bononiae 1648. p. 750. 779.

Muſ. Wormianum p 42.

Imperati Hiſt. nat. L. 24. c. 10. L. 25. c. 8.

B Cariophyli Opuſc. de antiq. Marmor. Traj. ad Rhen. 1743. §. 39. tit. Baſaltes.

Lachmundi Oryctogr. Hildesh. c. 19. p. 60.

G. Charletoni Onomaſt. Zoicon. Lond. 1668. p. 245.

J. Hill's nat. Hiſt. London. 1748. p. 467.

M. da Coſta nat. Hiſt. London 1757. p. 252.

Es würde ſehr überflüſſig ſeyn, die neuern Mineralogien und andere Schriften hier anzuführen, worinn vom Baſalte gehandelt wird, da ſolche zu gut bekannt ſind.

5. Memoires de l'Acad. Royale, Paris 1771. p. 705-768.

Encyclopedie art. Baſalte, Volcans.

Ferbers

Ferbers Briefe aus Welſchland, Prag. 1773.

6. Raſpens Beytrag zur Naturgeſchichte von Heſſen-Caſſel 1774.

Troyl's Briefe über Island, Upſal. 1779.

T. Bergmanni Diſſ. de product. ign. ſubt. l. vulcan. in op. T. III. p. 184.

Collini voyage et obſerv. ſur les Baſaltes etc. Manheim 1776.

7. Elementi e Mineralogia analitica e ſyſtematica del Abate Volta. Pavia 1778.

8. W. Hamilton's Supplement to the Camp. Phlegr. Naple 1779. p. 5. not. a.

W. Hamilton vom gegenwärtigen Zuſtande des Veſuvs, Dreöden 1787. S. 20.

9. Faujas de Saint-Fond, ſur les Volcans eteints du Velay etc. Paris 1778. f. p. 286.

10. Gentleman's Magazin, März 1787. p. 197.

Nouvelles de la Republique des Lettres etc. des Arts. T. VIII. 1787. no. 24. p. 265. Angleterre Hiſt. naturelle.

W. Hamilton vom gegenw. Zuſt. des Veſuvs. S. 19.

So eben erhalte ich noch folgende ſehr intereſſante Nachrichten von der Kryſtalliſation des Glaſes im Feuer. Sie werden dem Mineralogen um ſo angenehmer ſeyn, da ſich ſogar eine, den Baſalten höchſtähnliche Kryſtalliſation abermals mit darunter befindet.

Journal de Rozier. T. 33. Sept. 1788.

Obſervations de Mr. Pajot de Charmes, ſur quelques produits de fourneaux, cryſtalliſes.

Item, Journal d. R. T. 34. Janv. 1789.

Lettre de Mr. l'Herminat ſur des Cryſtalliſations du Verre.

11. Zimmermann's geogr. ſtatiſt. Annalen, Braunſchw. 1790. B. 1. S. 580.

12. Buffon ſur les Epoques de la Nature, Tom. I. Seconde Epoque.

v. Beroldingen, Beobachtungen die Mineralogie betreff. Hannover 1778.

13. Leibnitii Protogaea, Götting. 1749. p. 24.

v. Juſti Geſchichte des Erdkörpers, Berlin 1771. S. 105.

v. Juſti chymiſche Schriften, Berlin 1771. Th. 3. S. 315. u. folg.

Bowles Hiſtoire naturelle de l'Eſpagne, Paris 1776. p. 188 ſeq.

v. Beroldingen Reiſen durch die Pfälziſchen und Zweybrückiſchen Queckſilber-Bergwerke. 1788.

14. Forſters Obſervations, London 1778. 4. p 17.

Cook's, etc. Voyages to the pacific Ocean. London 1785. 4. Vol. I. p. 44.

G. Forſters Reiſe um die Welt, Berlin 1778. Th. 1. S. 60.

15. Forſters Obſervat p 17. ſeq. vorzüglich p. 28.

Pallas Obſervations ſur la formation des montagnes etc. Petersbourg 1777. 4 p 44 ſeq.

Cook's and Fourneaux Voyage, London 1777. 4. Vol. I. p. 294.

16. Pallas Obſervations ſur la form p. 38.

Gmelins Reiſen durch Siberien, Th. 3. S. 153. u. folg.

Memoires de l'Acad. Royale des Sc. 1762. p. 206.

Philo-

Philoſoph. Transactions, T. 58. t. 4.

Annual Regiſter f. the Year 1767. p. 85. 1768. p. 74. 1769. p. 71.

Atti di Siena. T. III.

Hiſtoire naturelle de Buffon, Tom. 11. p. 86. 147. T. 12. p. 63.

17. Lettres ſur les os foſſiles d'Elephans et de Rhinoceros qui ſe trouv. en Allem Darmſt. 1783.

18. Scheuchzers Herbarium diluvianum, Lugd. Batav. 1723. fol.

Obſervations d'Hiſt. nat. par Mr. le Monnier, Paris 1739 p. 193.

Juſſieu in den Memoires de l'Academie Royale des Sc. Paris 1719.

Bertrand Dict. Oryct II. p. 204.

Volkmanni Sileſia ſubt. P. I. t. 11, 12, 13, 14, 15, P. II. t. 4.

Pallas obſervations ſur la form. p. 44.

19 J. Hill's natural Hiſt. p 640.

20. J. Luloſs Einleitung zur Kenntniß der Erdkugel, S. 385.

Oudheeden dar Cimb. 2. p. 50. p. 120.

Leibnitii Protogaea, p. 184. 185.

21. Forſters Obſervations. p. 27.

22. Schober von den Salzgruben zu Wieliczа und Bochnia, Hamb. Magazin. Th. 6. S. 133. 142.

23. Derſelbe im Hamb. Magazin, Th. 4. S. 296. Th. 6. S. 122.

24. Gerhards Geſchichte des Mineralreiches, Berlin 1781. Th. 1. S. 17.

Der Vorfall, welchen der Herr Geheime Rath hier anführt, hat ſeine völlige Richtigkeit. Im Jahre 1772 wurde nämlich zu Lautenthal am Oberharz, in der Grube Lautenthalsglück mit einem Suchorte im Alten-Mann geſchlagen. Der Bau unterhalb demſelben hatte ſich geſetzt

ſetzt und dadurch der Alte eben hier einige Loſung bekommen. Soweit es mir möglich war, fuhr ich hinein, und fand zu meinem großen Vergnügen alle Oberflächen dieſes rolligen und riſſigen Gebirges, ſoweit ich nur immer kommen und ſehen konnte, mit den ſchönſten durchſichtigen Nadeln und Kryſtallen von Gypsſpath beſetzt. Sie waren zum Theil an vier Zoll lang, allein nicht ſtärker als ein bis zwey Linien. Einige waren ganz hart, andere aber ſo weich, daß ſie bey der leichteſten Berührung in ſich ſelbſt zu einem klaren Waſſertropfen zurückſanken. Zuverläſſigen Gruben-Nachrichten zufolge, konnte dieſer Alte-Mann nicht älter ſeyn, als höchſtens 80 Jahr. An einigen Stellen fand ſich ein feiner Ueberzug von Gypsſpath als ein Sahlband angelegt, auch war der Grund, worauf die Kryſtallen ſtanden, durchgehends mit feinem Eiſenocher überzogen. Von dieſen Druſen nahm ich ſo viele mit als nur möglich war; allein da der Alte-Mann an ſich äußerſt mürbe und vom Waſſer durchdrungen war, ſo blieben nur wenige gut. Verſchiedenen meiner mineralogiſchen Freunde theilte ich inzwiſchen davon mit.

Sammlung zur Phyſik und Naturgeſch. Leipzig 1779. Th. 2. S. 259.

v. Trebra vom Innern der Gebirge, Deſſau 1785. S. 54. S. 232. Tab. 4.

Inveſtigandae Criſtallifodinarum Oeconom. quaedam pericula Praeſ. Storr. Tub. 1785.

Crells chemiſche Annalen 1784. Th. 1. S. 17. Th. 2. S. 520. 1785. Th. 2. S. 395.

25. Ferbers Briefe aus Welſchland. S. 68. 289.

v. Beroldingen Reiſen in die Pfälz. und Zweybrückſchen Queckſilber-Bergwerke.

26. Molina Naturgeſchichte von Chili, Leipzig 1786. S 79-83. verglichen mit der Charte.

27. Zimmermanns geograph. Geſch. des Menſchen, Leipzig 1783. Th. 3. S. 239.

Vermu-

Vermuthungen
vom
Manne
mit der
eiſernen Maſke.

Sr. Excellenz

Herrn

C. A. Freyherrn von Hardenberg,

Erb- und Gerichtsherrn auf Hardenberg, ꝛc.

Königl. Preußischen wirklichen geheimen Staats-

Kriegs- und dirigirenden Miniſter, auch

Ritter des ſchwarzen Adler-

Ordens.

zugeeignet

vom

Verfaſſer.

Nicht ohne Urſache habe ich gegenwärtigen Aufſatz hier wörtlich und ohne die mindeſte Veränderung ſo beybehalten, wie er zuerſt in den Anekdoten vom franzöſiſchen Hofe, Strasburg, (Braunſchweig) 1789. S. 38. eingerückt wurde. Man wird in der Folge meine Bewegungsgründe hiezu ſehr leicht ſchon von ſelbſt errathen.

Am Schluſſe dieſes Aufſatzes habe ich dagegen einige Bemerkungen beygefügt, die, wie ich glaube, allerdings noch etwas Licht über dieſen Gegenſtand verbreiten. Sie ſind durch einige Abhandlungen veranlaßt, die jedoch ſpäter als mein Aufſatz erſchienen. Weil inzwiſchen eben dieſe Bemerkungen ſich oft auf ſolche Thatſachen gründen und beziehen, wovon ich die Beweiſe, oder doch die Wahrſcheinlichkeit in dieſem Aufſatze ſchon angegeben habe, ſo bitte ich ſehr, dieſen vorher noch mit Aufmerſamkeit durchzuleſen, bevor man zu jenen Schluß-Bemerkungen übergeht.

Mein

Mein erster Aufsatz über die Masque de Fer war nun folgender.

In den Briefen der Herzogin von Orleans, welche eine Schwiegertochter von Anne d' Autriche war, finde ich einige Nachrichten, welche die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers wohl in mehr als einer Rücksicht verdienen. Sie sagt nämlich:

1) "Die alte Beauvais so der Reine Mere premiere femme de Chambre war, hatte das Secret von der abgeschmackten Heirath; das obligirte die Königin, daß sie alles thun muste was ihre Confidentin wollte; Eben daher ist kommen, daß hier im Lande, die premieres femmes de Chambre in unsern Kammern so viel Recht haben. Den 13ten Sept. 1713."

2) "Die Reine Mere, Ludovici XIII. Gemahlin, hat es wohl noch ärger gemacht als den Kardinal Mazarin lieb zu haben; sie hat ihn geheirathet gehabt, denn er war kein Priester, hatte keine Orden, so ihn zu heirathen verhindert hätten. Er wurde der guten Königin abscheulich müde, und lebte hart mit ihr, welches der verdiente Lohn von solchen Heirathen ist. Es war zu der Zeit Mode. Die Reine Mere Caroli I. Gemahlin von Engelland hat auch eine clandestine Heirath gethan, und hat ihren Chevalier d' honneur genommen, welcher sie auch übel tractirte, und unterdessen, daß die arme Königin weder Holz noch Essen hatte, hielt er in seinem Apartement großes Feuer,

und

und gab groſſe Malzeiten. Er hieß Mylord Germain, Comte de St. Albain. Er hat ſeiner Königin kein gut Wort gegeben. Wann die Reine Mere zum Mazarin kam, ſoll er allezeit geſagt haben: Que me veut cette femme? Er war verliebt von einer Dame, ſo bey der Königin war; ich habe ſie gekannt, ſie logirte in Palais royal, man hieß ſie Madame de Bregie. Sie iſt gar ſchön, und viele Leute ſind von ihr verliebt geweſen, aber ſie war ein ehrlich Menſch, und hat ihrer Königin treu gedient und gemacht, daß der Kardinal beſſer mit der Königin gelebt als er ſonſt gethan hatte. Dieſe Dame iſt vor 24 Jahren geſtorben, ſie hatte gar vielen Verſtand, Monſieur hatte ſie auch ſehr lieb, weil ſie der Königin ſeiner Frau Mutter ſo treu geweſen. Den 2ten Nov. 1717."

3) "Sie die Reine Mere war ſehr tranquil über den Kardinal Mazarin. Er war kein Prieſter, alſo konnten ſie einander wohl heirathen. Man weiß nun alle Umſtände davon; der heimliche Weg, wo er alle Nächte zu ihr kam, iſt noch im Palais royal. Den 2ten Jul. 1729.

So viel ich weiß, iſt dies die erſte ſichere Nachricht, die wir von der wirklichen Verheirathung der Anne d' Autriche mit dem Kardinal Mazarin in der Geſchichte finden.

Es iſt zwar allerdings wahr, daß dieſe Herzogin von Orleans auch manche höchſtabgeſchmackte, ſelbſt unſichere Nachrichten mit aufgenommen habe, und daß man ſchon aus dieſer Urſache nicht alles, was ſie erzählt, ſo ſchlechterdings

dings für ausgemachte Wahrheit annehmen dürfe. Ueberdem ist es bekannt, daß bey allen Höfen, besonders unter dem schönen Geschlechte, Partheygeist, Anekdoten-Jagd, nur halb wahre Ueberlieferungen, und willkührliche Ausmahlungen von kaum skizzirten Cabinetsstücken, mit der Größe der Höfe in gleichem Schritte fortgehn.

Durch folgende Betrachtungen wird, jedoch meinem Gefühle nach, alles dieses weit überwogen.

1) Diese Herzogin von Orleans war die wirkliche Schwiegertochter von Anne d' Autriche.

2) Die Madame de Bregie, welche gerade zu der Zeit beständig um der Anne d' Autriche und den Kardinal Mazarin war, hat sie noch selbst persönlich gekannt.

3) Von ihrem Gemahle, welcher doch der leibliche Sohn der Anne d' Autriche war, sagt sie ausdrücklich, er sey um deswillen dieser Madame de Bregie so gewogen gewesen, weil sie der Königin eine bessere Begegnung vom Kardinale ausgewirkt habe; welches doch so viel anzeigt, daß sie über das Verhältniß, welches zwischen Anne d' Autriche und dem Kardinale obwaltete, sich mehrmals freundschaftlich mit ihrem Gemahl unterredet habe.

4) Selbst schon bey Lebzeiten der Anne d' Autriche, besonders im Jahre 1647, und den folgenden Jahren, sprach man in Paris beynahe in allen Straßen und öffentlich, sowohl von den verliebten Neigungen der Königin überhaupt, als auch besonders von ihrem verbotenen Umgange

gange mit dem Kardinale Mazarin. Die Geſchichte beſtätigt dieſes hinlänglich, beſonders aber

La pure Verité cachée;

Les qu'a tu vû a la Cour?

La vieille Amoureuſe;

L' Ambaſſade burlesque des filles de joïe au Cardinal;

Les amours des Rois et des Reines de France;

les Memoires de Madame de Motteville.

5) Die unbegrenzte Macht des Kardinals über die Königin Mutter, ſein oft wegwerfendes, verächtliches Betragen gegen ſie, ſein, auch in den verzweiflungsvolleſten Augenblicken, immer unerſchütterliches Anſehen über die Königliche Familie und über die franzöſiſche Monarchie, wird man wohl nie leichter und natürlicher erklären können, als eben durch dieſe Verbindung.

6) Wenn man dieſe Briefe der Herzogin mit einander vergleicht, ſo tragen ſie im Ganzen gewiß das Gepräge eines feſten Characters, einer geſunden Beurtheilung und einer freymüthigen Wahrheitsliebe.

7) Bey dieſen ſo edeln Eigenſchaften werden von der wirklichen Schwiegertochter der Anne d' Autriche dieſe Nachrichten hier nicht etwa als eine nur ungewiſſe dunkele Sage angeführt, ſondern als eine ganz unſtreitige, völlig beſtätigte, nie mehr zu bezweifelnde Wahrheit.

8) Eben dieſes verſichert ſie auch nicht blos in einem Briefe, ſondern in mehreren, und nach verſchiedenen Jahren mit zunehmender Gewißheit und verſtärkter Ueberzeugung: nämlich Anno 1713, 1717, und 1729.

9) Einen ihr ſelbſt auffallenden Zweifel dagegen, der in dem Stande des Kardinals lag, hebt ſie meiner Meinung nach, und beſonders wenn man auf die damaligen Zeiten und auf die Politik jener Kirche Rückſicht nimmt, nicht nur ſehr glücklich, ſondern führt, des Ganzen wegen, zwey um die Reine Mere befindliche Frauensleute namentlich als Zeugen an.

10) Dieſes Secret d' Etat, wie ſich vermuthlich nur Chamillard ausdrückte, konnte damals immer den allernächſten Blutsverwandten, auch höchſt wenigen der treueſten Diener bekannt ſeyn, und dennoch allen übrigen im Volke ein eben ſo undurchdringliches Geheimniß bleiben als die Masque de Fer.

Wenn ich nun alles dieſes mit einander verbinde, ſo dünkt mich, daß die Nachricht ſelbſt einen hohen Grad von hiſtoriſcher Gewißheit erhalte, und ohne offenbare Ungerechtigkeit gegen eine Fürſtin, die ſo reichlich mit edlem deutſchem Sinn ausgerüſtet war, nicht ferner bezweifelt werden könne.

Dann aber ſey es mir erlaubt, noch eine hiſtoriſche Conjectur damit zu verbinden. Es iſt folgende:

Die

Die ſo bekannte Masque de Fer, war nichts mehr und nichts weniger, als ein Sohn aus dieſer Ehe der Anne d' Autriche mit dem Kardinale Mazarin. Er war ohngefehr in den Jahren von 1646 bis 1656. gebohren. Auch war er kein älterer Bruder von Ludewig XIV. ſondern nur ſein jüngerer Halbbruder. So lange der Kardinal lebte, konnte er noch ſehr leicht heimlich und unbemerkt erzogen werden. Denn als er Anno 1661. unmittelbar nach des Kardinals Tode gefänglich eingeſetzt wurde, war er ohngefehr 12 Jahr alt. Als unſtreitigem Halbbruder des Königs wurde ihm von denen, ſo um das Geheimniß wußten, mit der größten Ehrerbietung begegnet, und er war überhaupt nur darum in ſichere Verwahrung gebracht, um wo möglich die Schande auf ewig auszulöſchen, welche dieſe verächtliche Verbindung über des ſtolzen Königs Mutter, über den König ſelbſt, über das Haus Oeſtreich, über den geiſtlichen Stand, ja über ganz Frankreich, wenigſtens damals würde verbreitet haben.

Freylich ein nicht geringes Unternehmen, wenn ich hier verſuche den Schleyer mit eins aufzudecken, in welchem dieſes Räthſel vom Manne, ſo großen Geſchichtsforſchern und ſo vielen Staatsmännern, beynahe anderthalb hundert Jahre hindurch, undurchdringlich verhüllt lag. Allein, ſo ſehr mich auch dieſes abſchrecken ſollte, und ſo lebhaft ich das Gewagte hievon in ſeinem ganzen Umfange fühle, ſo wenig iſt es mir demnach möglich, die auffallende Uebereinſtimmung

aller, auch der geringſten Nachrichten zu verläugnen, die ich alsdann zu ſehen glaube, ſobald ich dieſe Hypotheſe nur einen Augenblick annehme. Denn,

I. Er war in den Jahren von 1646 bis 1656 gebohren, etwa 12 Jahr alt, als er 1661. gefänglich eingezogen wurde, und ſtarb 1703. in der Baſtille, ungefehr in einem Alter von 52 Jahren.

ad I. In dem Journale des de Jonca, Lieutenant du Roi à la Baſtille, wird ausdrücklich geſagt, daß der unbekannte Gefangene mit der ſchwarzen Sammtmaſke Anno 1703. in der Baſtille geſtorben und auf dem St. Pauls Kirchhofe zu Paris begraben ſey.

In dem Kirchenbuche von St. Paul zu Paris heißt es, daß dieſer Staatsgefangene Marchiali Anno 1703. in der Baſtille geſtorben, ohngefehr 45 Jahr alt geweſen, und bey St. Paul begraben ſey.

Der Apotheker der Baſtille verſicherte, daß ihm dieſer Staatsgefangene wenig Tage vor ſeinem Ende geſagt habe, er glaube an die 60 Jahr alt zu ſeyn.

Nimmt man nun bey dieſen ohnehin nur ungefehren Angaben, eine billige Mittelzahl von etwa 52 Jahren zum Alter an, ſo fällt die Geburt immer zwiſchen die Jahre 1646 bis 1656. Nehme ich von dieſen abermals die mittleren Jahre, nämlich von 1649 bis 1653. zu ſeinem wirklichen Geburtsjahre an, ſo kann er Anno 1661. nämlich bey

ſeiner

seiner Gefangensetzung, kaum nur 12 Jahr alt gewesen seyn.

II. Er kann kein älterer Bruder von Ludewig XIV. und kein Sohn von Mylord Bukingham gewesen seyn.

ad II. Wäre er ein Sohn der Anne d' Autriche von Mylord Bukingham und ein älterer Bruder von Ludewig XIV. gewesen, so müßte er 1627. gebohren und 1703. schlechterdings 76 Jahre alt gewesen seyn. Denn die Reise nach Amiens und die Bekanntschaft der Königin mit dem Bukingham fällt in das Jahr 1626. Das Alter von 76 Jahren ist jedoch viel zu hoch, als daß es weder die Angaben des Kirchenbuches von St. Paul, noch die des Apothekers der Bastille, nur mit einigem Scheine erlaubten.

Gesetzt aber, er sey ein älterer Bruder von Ludewig XIV. gewesen, nur von einem spätern Günstlinge als Mylord Bukingham, so bedenke man, daß wenigstens bis jetzt sich hiezu nicht die mindeste Anleitung in der Geschichte finde, und daß kein Geschichtsforscher berechtigt sey, dergleichen nur aus der Luft gegriffene Dinge anzunehmen, blos — weil sie möglich sind. Ferner, daß er sodann wohl spätestens Anno 1636. gebohren seyn müsse, weil Ludewig XIV. Anno 1638. gebohren wurde! daß er also 1703. an die 70 Jahr alt seyn müssen. Ein Alter, welchem das Kirchenbuch sowohl als selbst der Apotheker immer noch zu auffallend widersprechen.

Aber noch mehr. Man nehme nun das erſte oder das letzte an, ſo müßte er Anno 1661. bey ſeiner Gefangennehmung, im erſten Falle 35, und im letztern wenigſtens 25 Jahr alt geweſen ſeyn. Wie läßt es ſich aber als möglich denken, daß ein Mann von ſolchem Alter, der eine Kenntniß von ſeiner Abkunft hatte, ohne ſchon längſt gefangen zu ſitzen, im Publiko unbemerkt geblieben und mit eins verſchwunden ſey, ohne nur irgend vermißt zu werden? Wer dieſes behaupten will, wird es gewiß ſehr bald fühlen, wie viel Vorderſätze er hiezu ganz willkührlich annehmen müſſe, um dennoch kaum — die bloße Möglichkeit zu coloriren.

Dagegen iſt es nur bey einem Kinde von 10 bis 12 Jahren denkbar, daß es dunkele Begriffe von ſeiner Abkunft habe, bis dahin zwar mit aller Sorgfalt, dennoch heimlich erzogen und endlich den Augen des Publici entrückt ſey, ohne nur irgend vermißt zu werden.

III. Er war eine Perſon vom erſten Range und von der höchſten Geburt.

ad III. Als der ſtolze, unbiegſame Lovois dieſe Masque de Fer einſt noch auf der Inſel St. Marguerite beſuchte, ſprach er nur ſtehend mit ihr, und mit einem ſolchen Betragen von Ehrfurcht als er nur irgend den erſten Prinzen vom Geblüte zugeſtehen konnte. Auch der Gouverneur der Baſtille ſetzte ſich niemals in ihrer Gegenwart.

IV.

IV. Er war kein Staatsverbrecher.

ad IV. Nur die Freyheit war ihm genommen; und wäre es möglich dieſen Verluſt durch irgend etwas auf der Welt zu erſetzen, ſo könnte die Masque de Fer hievon gewiß zum Beweiſe dienen. Ihr wurde mit der allergrößten Achtung und Liebe begegnet, und es wurde ihr alles, ſelbſt mit königlichem Aufwande gegeben, was ſie nur immer zur Bequemlichkeit, zum Wohlleben und zum Vergnügen ſich wünſchen mogte. Außerdem aber entfernt ihre Jugend, als ſie ein Staatsgefangner wurde, ſchon auf alle Weiſe jenen Verdacht.

V. Obgleich vom erſten Range, ſo war er dennoch kein Mann, der bisher in der Welt eine Rolle geſpielt hatte oder ſonſt bekannt war.

ad V. Auf dem ganzen Erdkreiſe, ſoweit die franzöſiſche Monarchie nur reichte oder ihre Mitglieder verbreitet waren, iſt kein Mann von einigem Range verlohren gegangen. Daß er kein älterer Bruder von Ludewig dem XIV. geweſen, iſt eben gezeigt, und daß er weder der Graf von Beaufort, noch von Monmouth, noch von Vermendois ſeyn können, iſt durch neuere Geſchichtsforſcher ſchon hinlänglich bewieſen.

Ueberhaupt aber war die Masque de Fer bey ihrer Gefangenſetzung noch viel zu jung, als daß ſie ſchon eine Rolle in der großen Welt hätte bekleiden können.

VI. Ihm selbst war seine Abkunft in soweit wenigstens bekannt, daß er solche zu entdecken im Stande war.

ad VI. Es waren die gemessensten Befehle ertheilt, ihn in dem Augenblicke zu tödten, wenn er beym Hingehen in die Messe oder seinem Arzte, oder überhaupt andern als denen sich entdecken würde, die zu seiner unmittelbaren Aufsicht und ewigen Gesellschaft bestimmt waren, und als der Gouverneur der Insel St. Marguerite den silbernen Teller wieder erhielt, auf welchem diese Masque de Fer Nachrichten von ihrer Abkunft eingekrizelt und so aus dem Fenster geworfen hatte, ließ er den armen Fischer, der ihn wiederbrachte, mit der Erklärung los: wie glücklich bist du, daß du nicht lesen kannst!

VII. Ob er gleich noch sehr jung auf die Insel St. Marguerite gebracht wurde, so mußten dennoch die Züge seiner Gesichtsbildung sogar noch im Alter seine Abkunft verrathen können.

ad VII. Er durfte die schwarze Sammtmaske nie, selbst nicht in den letzten Tagen seines Lebens ablegen, sogar nicht als er die Hülfe des Arztes bedurfte. Ja Herr Linguet will in der Bastille sichere Nachricht eingezogen haben, daß nach seinem Tode der Kopf erst völlig entstellt, und so verstümmelt begraben sey.

VIII.

VIII. Er mußte mit beſonderer Sorgfalt, vieler Liebe und ſelbſt mit Aufwande erzogen ſeyn.

ad VIII. Da er in ſeiner Gefangenſchaft vom erſten Augenblicke an, den Putz, die gröſte Reinlichkeit, äußerſt feine Wäſche, koſtbare Möbeln und Silberzeug, auch den ausgeſuchteſten Tiſch verlangte und erhielt, ſo läßt ſich jenes wohl mit Recht hieraus ſchließen.

IX. Wahrſcheinlich ſtand er mit dem Kardinale Mazarin in einem ſehr nahen Verhältniſſe.

ad IX. Da er erſt unmittelbar nach dem Tode des Kardinals gefänglich eingezogen wurde, auch dieſer Umſtand gleich damals allen denen, ſo um dies Geheimniß wußten, ſo auffallend war, daß er immer in Verbindung mit ſeiner Gefangenſchaft überliefert iſt, ſo läßt ſich ſein nahes Verhältniß zum Kardinale, und daß, ſo lange dieſer lebte, ihn ſolches für eine frühere Gefangenſchaft beſchützt habe, wohl kaum noch bezweifeln.

X. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er von italiäniſcher Abkunft geweſen.

ad X. Wozu ſonſt der ſo italiäniſch klingende Nahme Marchiali, und zwar mitten in Paris? Vielleicht aber auch Marchi — olo oder nach franzöſiſcher Schreibart Marquiolo, und dann wohl gar nur ein Beynahme, der ihm in der Kinderſtube oder im Kloſter, wo er erzogen werden mogte, blos aus Scherz gegeben wurde, um den Begriff, kleiner italiäniſcher Marquis, dadurch auszudrücken; daß

er

Bald nachher, nämlich 1790, erſchien über denſelben Gegenſtand, Le veritable Homme au Masque de Fer par Mr. de St. Mihiel. Strasbourg 8vo. Dieſer führt hierin eben dieſelbe Hypotheſe umſtändlicher aus, die ich in dieſem Aufſatze vorgetragen hatte.

Sehr auffallend mußte es jedoch für mich ſeyn, als ich folgende Stellen darin fand:

P. 109. not. V. un ouvrage en langue Allemande, qui a pour titre: anecdotes de la Cour de France, principalement du tems de Louis XIV. et du Duc Regent, tirées des fragmens de lettres de Madame la Princeſſe Palatine d' Orleans au Duc Antoine - Ulrich de Bronſuic - Wolfenbuttel etc. par Mr. de Praun etc. Ces fragmens ſont annoncés comme imprimés à Strasbourg, mais ils l'ont été à Bronſuic à l'imprimerie du College de cette ville.

P. 110. und 111. werden aus meinem deutſchen Originale die drey Briefſtellen geliefert, die ich gegenwärtigem Aufſatze vorausſchicke.

P. 111. in der Note, bekennt M. de St. Mihiel ausdrücklich, daß er ſie aus dieſem deutſchen Originale genommen habe, und um deswillen daraus nehmen müſſen, weil ſie in der franzöſiſchen Ueberſetzung welche 1788 von dieſen Briefen zu Paris erſchien, nicht mit befindlich wären.

P. 112.

P. 112. in der Note, verweiſet er auch deshalb auf das deutſche Original, und zwar unter andern auf pag. 40. Hierbey iſt es jedoch höchſt merkwürdig, daß p. 40. ganz und gar nicht die Briefe ſtehen, die er nachweiſet, ſondern meine Abhandlung über die Masque de Fer, und zwar eben dieſelbe Hypotheſe, die er, Mr. de St. Mihiel, vorträgt.

Aller dieſer ſo auffallenden Nachweiſungen ungeachtet, bemerkt er in ſeinem Buche mit keiner Sylbe, daß im deutſchen Originale eben dieſe Hypotheſe ſchon ein volles Jahr vorher ausgeführt ſey. Er gibt ſie vielmehr ganz für ſeine eigene Erfindung aus, und beſchließt daher ſein Buch p. 235. mit folgendem Selbſtlobe:

J'ai encore cité trois lettres de la Princeſſe Palatine, epouſe du frere de Louis XIV. qui ne laiſſent aucun doute ſur le mariage de la veuve de Louis XIII. avec le Cardinal Mazarin, auteurs des jours du plus innocent comme du plus malheureux de tous les heros de l'hiſtoire: c'eſt ce que je crois avoir prouvé d'une maniére plus convaincante, que le fait, par ſa nature, ne pouvoit en promettre l'eſpoir. On ne me conteſtera donc pas la gloire, d'avoir bien réellement demasqué l'homme au Masque.

Beynahe möchte ich vermuthen, daß ein Mann, der ein ſo offenbares Plagium begehen kann, ohne dabey irgend zu erröthen, ſelbſt mit einer Masque de Fer verſehen ſey.

Indeſ-

Indeſſen geſtehe ich gern, daß Mr. de St. Mihiel dieſe Hypotheſe ſehr artig ausgeführt, und durch einige Bemerkungen allerdings noch wahrſcheinlicher gemacht habe.

Man wird jedoch zugeben, daß es ein leichtes ſey, alsdann noch einige Beweiſe mehr zu einer Hypotheſe aufzufinden, ſobald nur von andern die Bahn erſt glücklich gebrochen, und zur Auflöſung des Problems der Anfang des Fadens mit Sicherheit nachgewieſen iſt.

Hieraus aber läßt es ſich auch erklären, warum Mr. de St. Mihiel darüber ſo aufgebracht iſt, daß die Nachrichten von der Verheirathung des Kardinals ſich in der franzöſiſchen Ausgabe von den Briefen der Herzogin von Orleans nicht gefunden haben. Denn eben dadurch war er gezwungen, die deutſche Ausgabe dieſer Briefe anzuführen, und ſo konnte er es freylich nicht läugnen, meine Hypotheſe von der Masque de Fer zugleich mit geleſen zu haben.

In des Mr. de St. Mihiel Tractate ſcheint mir folgendes das wichtigſte zu ſeyn:

1) Daß er p. 112. aus einer Broſchüre, die gerade zu Lebzeiten der Anne d' Autriche in Paris heraus kam, ſogar den Namen desjenigen Prieſters nachweiſet, der die Trauung zwiſchen der Anne d' Autriche und dem Kardinal Mazarin verrichtet hat. Der Name dieſes Prieſters war le P. Vincent, auch Vincent de Paul, und die Broſchüre, worin er angegeben wird,

wird, führt den Titel: "Requete civile contre la concluſion de la paix 1649."

2) Daß er p. 126. ſeq. aus den Memoires der Madame de Motteville den Zeitpunkt nicht ohne Wahrſcheinlichkeit nachweiſet, in welchem Anne d' Autriche unter dem Vorwande einer ſehr heftigen Gelbſucht im Palais royal heimlich in die Wochen gekommen iſt, und dadurch das Geburtsjahr des Homme au Masque de Fer noch genauer beſtimmt, als ich es zu thun im Stande war, weil mir jene Angaben entgangen ſind.

Zufolge dieſer Nachricht wäre alſo die Masque de Fer 1644. gebohren, 1661. bey ihrer Gefangenſetzung 17 Jahr, und 1703. bey ihrem Tode 59 Jahr; Anne d' Autriche aber wenig über 42 Jahr alt geweſen, als ſie mit dieſem Kinde in die Wochen kam; mithin die Masque de Fer nur drey Jahr jünger, als der jüngſte Sohn von Anne d' Autriche, nämlich Philippe Duc d' Orleans.

Ganz neuerlich hat auch der Herr von Meilhan in ſeinen Oeuvres philoſophiques et literaires, Hambourg 1795. T. 2. p. 324. einen Aufſatz über die Masque de Fer drukken laſſen. Dieſen Herrn von Meilhan ſchätze ich, wegen ſeiner gewiß ſeltenen literariſchen Kenntniſſe, ganz außerordentlich. Allein die Gründe, nach welchen er ſeine Hypotheſe zu vertheidigen, und meine zu widerlegen ſucht, haben mich

mich keinen Augenblick in meiner Vermuthung wankend gemacht. Sie haben mich ſogar mehr als jemals darin beſtärkt.

Nach ſeiner Meinung ſoll die Masque de Fer ein Miniſter des Herzogs von Mantua geweſen ſeyn, den man darum heimlich aufgegriffen, weil er ſeinen Herrn abgerathen habe, die Stadt Mantua an Frankreich zu verkaufen.

Um dieſe Hypotheſe deſto ſicherer beurtheilen zu können, will ich meine Gegenbemerkungen hier einzeln auf einander folgen laſſen. Es wird dieſer Aufſatz hiedurch freylich ein etwas pedantiſches Anſehen erhalten. Soll jedoch einiges Licht über dieſen Gegenſtand verbreitet werden, ſo kann dies nur Schritt vor Schritt geſchehen.

1) Die vom Herrn von Meilhan hier vorgetragene Hypotheſe iſt nichts weniger als neu. Sie findet ſich ſchon in mehreren Schriften, ſogar im (Hoffmanns) Hiſtoriſchen Handbuche für Jünglinge, Tübingen 1789. unter dem Artikel: Erſtürmung der Baſtille.

2) Ob, wie p. 326. angeführt wird, die erſte Nachricht von der Masque de Fer in einem Romane ſtehe oder nicht, kann bey dieſen Unterſuchungen nicht das mindeſte entſcheiden. Genug, das Journal des de Jonca, ferner das Kirchenbuch von St. Paul, endlich die ſo übereinſtimmenden Ausſagen vom Duc Regent, von Louis XV. von Chamillard, vom Dauphin, von Voltaire, von Richelieu, von Lenglet du Freſnoy und ſoviel andern Perſonen vom erſten Range,

ſetzen

setzen die vormalige Existenz dieses problematischen Mannes ganz außer Zweifel.

3) Es ist gewiß sehr unbillig, wenn p. 360. und 361. dem, was die Herzogin von Orleans von der Verheirathung der Anne d' Autriche mit dem Kardinale versichert, eine solche Wendung gegeben wird, als ob sie diese Nachricht von der wirklichen Verbindung, nur aus den Vorrechten der premieres femmes de Chambre und aus dem Escalier derobé erst geschlossen und gefolgert hätte. So verhält sich die Sache nicht. Sondern die Herzogin sagt es von ihrer eigenen Schwiegermutter ganz bestimmt, mit voller Gewißheit, ohne alle Conjectur, als eine Thatsache, die sie ganz sicher wisse, und die sie daher mit gleicher Zuversicht, Anno 1713, A. 1717. und A. 1729. wiederholt. Dieser Nachricht fügt sie also jene Bemerkungen nur gelegentlich bey, und nicht umgekehrt, wie es der Herr von Mellban hier zu verwenden sucht. Einem Theologen und Advokaten, nicht aber einem Geschichtsforscher ist es wohl erlaubt, seinem Grundtexte einen etwas veränderten Sinn als Folie unterzulegen. Es ist daher weder richtig noch artig gesagt, wenn er hinzufügt: ce raisonnement est une absurdité, ou telles sont les observations dont est susceptible l'anecdote rapportée par Md. la Duchesse d' Orleans.

4) Diese Herzogin wurde von jedermann für eine äußerst rechtschaffene und verständige Frau erkannt. Ihre Briefe bezeu-

Gegenstand dies auch durchgehends. Duclos in seinen Memoires, Paris 1791. T. I. p. 211. sagt von ihr: Cette Princesse, avec un sens droit, etoit attachée à la vertu, à l'honneur, aux bienseances, à l'etiquette de son rang. — Franche jusqu' à la grossiéreté, bienfaisante, capable d'amitié, elle ne cherchoit point à plaire, elle ne vouloit etre aimée que de ceux qu' elle estimoit. &c. Diese vortreffliche Frau versichert nun ganz bestimmt, und in drey von einander sehr verschiedenen Jahren, daß ihre Schwiegermutter allerdings mit dem Kardinale verheirathet gewesen sey. Außerdem findet Mr. de St. Mihiel, in einer Broschüre die zu Lebzeiten der Anne d' Autriche öffentlich in Paris erschien, sogar den Namen des Priesters angegeben, der die Trauung verrichtet hat.

Dem allen ungeachtet wird die Glaubwürdigkeit dieser vier so auffallend übereinstimmenden Angaben, p. 356. 360. und 361. blos darum bezweifelt, weil sie nicht außerdem noch durch andere Beweise belegt und documentirt sind. Dies ist freylich eine sehr bequeme Methode, um die Beweise für eine gegenseitige Meinung sogleich aus dem Wege zu räumen. Allein der unpartheyische Geschichtsforscher, der ein ihm vorsetzlich entzogenes Geheimniß auszuforschen sucht, wird vier so auffallend zusammentreffende Angaben, die aus solchen Quellen kommen, gewiß dankbar zu benutzen wissen.

5) Sobald man indeſſen jene Methode als ein critiſch-richtiges Verfahren annehmen wollte, ſo wäre ich gewiß noch ungleich mehr berechtigt, die Wahrheit von derjenigen Angabe zu bezweifeln, auf welche die Hypotheſe vom Mantuaniſchen Miniſter doch nur allein beruht. Dieſe gründet ſich lediglich auf einen einzigen Brief; dieſer iſt noch dazu anonymiſch; er wird durch gar nichts belegt; und an deſſen Authenticität ſcheint der Einſender ſelbſt noch zu zweifeln; denn p. 365. ſagt dieſer: j'avertis auſſi, que je ne voudrois pas etre garant du tout etc.

6) Eben ſo willkührlich und unhaltbar als jene Gründe ſind offenbar auch diejenigen, nach welchen p. 328. und 329. Voltairs und anderer Angaben vom Gouverneur der Baſtille, und vom Louvois, ſo gradezu weggeläugnet werden. So lange nicht beſſere als dieſe Gründe beygebracht ſind, glaube ich um ſo mehr dieſe Anekdoten als wahr benutzen zu dürfen, da in dem Aufſatze, den der Herr von Meilhan ſelbſt, p. 330. mit zu den Hauptdocumenten rechnet, p. 333. und 337. wenigſtens die Nachricht von der außerordentlichen Achtung des Gouverneurs gegen die Masque de Fer, und von der anſehnlichen Argenterie, ganz ausdrücklich beſtätigt wird.

7) Es iſt bey weitem nicht für entſchieden anzunehmen, wenn p. 327. Chamillards Ausſage beſtimmt ſo angenommen wird, c'eſt *le* Secret de l'Etat. Andern Nachrichten zufolge, bleibt es ſehr ungewiß, ob Chamillard nicht

geſagt hat: "c'eſt un Secret d' Etat"? und dies iſt hier nicht ganz einerley.

8) Was p. 364. vom Abbé Lenglet du Freſnoy angeführt wird, iſt nicht deſſen unmittelbare Angabe. Sie kommt erſt von Mr. d' Anquetil her, der es ſo verſtanden haben will. Es bleibt alſo die Frage, ob du Freſnoy ſich wörtlich eben ſo ausgedruckt habe? und, da außer dem Gouverneur, dem Confeſſeur, dem Arzte, und einer alten Wartefrau, niemand ſich in der Baſtille mit der Masque de Fer unterhalten durfte, ſo kann du Freſnoy dasjenige, was er hier geſagt haben ſoll, auch nur in der Baſtille durch Hörenſagen erfahren haben, mithin kein bedeutender Aufſchluß hieraus gefolgert werden. Ueberdem heißt es auch nur: on *jugeoit par* la converſation etc.; dies ſagt eigentlich nichts mehr, als: man folgerte, man vermuthete aus ſeinen Reden ꝛc. Geſetzt aber, es ſey wörtlich ſo geſagt, und auch wahr, ſo vermuthe ich allerdings, daß dieſer junge Mann, ſo lange der Kardinal lebte, eine ſehr gute Erziehung erhalten habe, aber in den letzten Jahren ſeiner Freyheit nicht in Frankreich, ſondern in Italien, und zwar in Jeſuiter-Collegiis erzogen ſey, auch ſein italiäniſcher Beyname von hier ſeinen Urſprung habe. Was er außerdem noch von den Weltbegebenheiten wußte, konnte er ſehr leicht durch ſeinen Umgang mit dem Gouverneur erfahren haben. Ich kann alſo jene Ausſage des du Freſnoy unmöglich für einen Beweis gegen meine Hypotheſe annehmen.

9)

9) Wenn der Herr von Meilhan p. 369. es als eine Beſtätigung von ſeiner Hypotheſe anführt, daß Louis XV. von der Masque de Fer geſagt habe: ſi Vous ſaviés ce que c'eſt, Vous verriés que c'eſt bien peu intereſſant; und wenn in den Memoires de Richelieu erzählt wird, daß Louis XV. als er vom Duc Regent erfahren, wer die Masque de Fer geweſen, geantwortet habe: ſ'il vivoit encore, je lui donnerois la liberté, ſo widerſpricht dies, nach meiner Ueberzeugung, meiner Hypotheſe auch nicht im mindeſten. Es bewieſe nur, daß Louis XV. gegen einen ancien Batard de la Famille Royale ungefehr eben ſo menſchenfreundlich gedacht habe, als nach p. 362. N. 3. der Herr von Meilhan davon zu denken ſcheint. Daß dagegen Louis XIV. von der Mißheirath ſeiner leiblichen Mutter, und gegen einen Halbbruder, womit ihn überdem noch ein Kardinal beſchenkt hatte, nicht eben ſo gleichgültig und menſchenfreundlich gedacht habe, dies läßt ſich, meinem Bedünken nach, aus dem ſtolzen Character von Louis XIV. und ſeines ganzen Hofes auch aus einer Achtung, die man gegen das Haus Oeſtreich, gegen den geiſtlichen Stand, und gegen den päbſtlichen Hof beobachten wollte, ſehr natürlich erklären. Und, ſobald man einmal beſchloſſen hatte, von dieſer widrigen Heirath der Anne d' Autriche der Welt auf immer ein undurchdringliches Geheimniß zu machen, ſo war es ja eine durchaus nothwendige, ganz unvermeidliche Folge davon, daß man ein Kind aus dieſer

Ehe, welches Kenntniſſe von ſeiner Abkunft hatte, und deſſen Geſichtszüge in ſpätern Jahren das ganze Geheimniß verrathen hätten, früh genug der Welt entrückte, und ſogar wegen ſeines Geſichts die größte Vorſicht anwendete.

10) Daß der ſtolze Louvois und der Gouverneur der Baſtille für einen Mantuaniſchen Miniſter eine ſo außerordentliche Achtung gehabt haben ſollten, als mehr bewährte Schriftſteller ausdrücklich behaupten; auch, daß er mit einer ſolchen Argenterie, als ſilberne Teller, wäre bedient worden, daran iſt gar nicht zu denken. Dagegen iſt es leicht zu erklären, wenn Louvois und der Gouverneur d. B. dergleichen Achtung einem Halbbruder ihres ſtolzen Königs erwieſen haben. Es war doch möglich, daß er über kurz oder lang die Freyheit wieder erhielt. Dann aber hätte die Erinnerung an widrige Behandlungen in jenen Zeiten leicht für ſie empfindlich werden können.

11) Wie läßt ſich denken, daß die Phyſiognomie eines Mantuaniſchen Miniſters ſich, nach einer 40jährigen Gefangenſchaft in der Baſtille, immer noch ſo auffallend ähnlich und gleich geblieben wäre, auch den Aufſehern und Schildwachen in der Baſtille, nach einem ſo langen Zeitraume, immer noch ſo bekannt und gegenwärtig geweſen ſey, daß man ſein Geſicht, ſogar bis in den Tod, unter einer Maſke verhüllen müſſen, weil ihn die Schildwachen, und zwar nach 40 Jahren, und in Paris, ſonſt wieder erkannt hätten.

12) Dagegen ist dies immerwährende Maskentragen durch nichts in der Welt so auffallend und so treffend zu erklären, als wenn man annimmt, daß er ein Halbbruder von Louis XIV. gewesen sey. Die Aehnlichkeit mit Louis XIV. oder mit Anne d' Autriche, oder mit dem Kardinale, deren Gesichtsbildung in Paris jedermann auswendig wußte, mußte sich nicht nur erhalten, sondern im Alter noch mehr und mehr zunehmen. Dann aber war die fortdaurende Tragung der Maske, sogar bis in den Tod, schlechterdings nothwendig, wenn man nicht das ganze, bis dahin so ängstlich bewahrte, Geheimniß mit eins aufs Spiel setzen wollte. Und nur unter diesen Verhältnissen allein läßt sich die fortdaurende Beybehaltung der Maske bis in den Tod ganz natürlich erklären.

13) Von allen dem, was der Herr von Meilhan p. 362. N. 1. anführt, um daraus bey dem Alter von Anne d' Autriche die Unwahrscheinlichkeit einer Niederkunft herzuleiten, bezeugt die Geschichte bey Anne d' Autriche ausdrücklich das Gegentheil. Die Anlage zum Kinderzeugen entwickelte sich bey ihr recht auffallend spät. Sie hatte schon 23 Jahre in der Ehe gelebt, bevor sie zum erstenmale schwanger wurde, und mit Louis XIV. in die Wochen kam.

14) Nach Anleitung dessen, was, zu genauer Bestimmung meiner Hypothese, von Mr. de St. Mihiel noch aufgefunden ist, war die Masque de Fer A. 1644. gebohren.

Mithin

Mithin war Anne d' Autriche bey dieſer Niederkunft nicht, wie p. 362, angegeben wird, 46 Jahr, ſondern nicht viel über 42 Jahr alt. Denn ſie war den 22. Sept. 1601. gebohren. Die Masque de Fer wäre auch nur etwa 3 Jahr jünger als Philippe Duc d' Orleans, welches der jüngſte Sohn von Anne d' Autriche war. Nur iſt durchaus kein ſcheinbarer Grund anzugeben, warum Anne d' Autriche gerade 3 Jahr nach jener Geburt, bey einer zweyten Verheirathung, nicht noch einmal habe ſchwanger werden können, und beſonders bey den vorhin bemerkten Umſtänden.

15) Will man den Mantuaniſchen Miniſter für die Masque de Fer ausgeben, ſo wird man billiger Weiſe annehmen müſſen, daß dieſer grand et fidéle Miniſtre, de beaucoup de credit, bey ſeiner Aufhebung wenigſtens 30 Jahr alt geweſen ſey. Die heimliche Aufgreifung der Masque de Fer erfolgt nun, den ſicherſten Angaben zufolge, A. 1661. kurz nach Mazarins Tode. Jener Mantuaniſche Miniſter würde alſo A. 1703. bey ſeinem Tode einige 70 Jahr alt geweſen ſeyn. Nach dem Journale des de Jouca und dem Kirchenbuche von St. Paul iſt die Masque de Fer aber nur 45 Jahr, und nach der Masque eigenen Ausſage höchſtens nur 59 Jahr alt geworden. Wie läßt ſich dies wohl reimen!

19) Ich will jedoch auf einen Augenblick das ſpäteſte Jahr annehmen, welches ſich für die gefängliche Einziehung

der

der Masque de Fer irgend nur annehmen läßt. In den Memoires ſur la Baſtille, Tom. 1. Cahier 3. année 1698. 18. Sept. heißt es: En reſumant ces obſervations, ainſi que les precedentes et l'ordre des dates, il ſuit: 1). que le priſonnier au masque, fut transferé d'un endroit inconnû, ou il avoit été mis avant 1661. à Pignerol en 1671. de Pignerol à Exiles, en 1681. d'Exiles aux Isles Sainte Marguerite, en 1687. etc.! etc. Der Herr von Meilhan ſagt p. 338. de là il reſulte que le Priſonnier ſeroit né, en 1658. ce qui doit influer ſingulierement ſur les conjectures. Freylich: denn wäre die Masque de Fer 1658. gebohren, A. 1671. gefänglich eingezogen, und dieſer Gefangene der Mantuaniſche Miniſter geweſen, ſo folgte auch, daß dieſer Staatsminiſter bey ſeiner Aufgreifung höchſtens nur 13 Jahr alt geweſen ſey.

17) Aber noch mehr. Nach den ſicherſten Schriftſtellern und Nachrichten muß man annehmen, daß die Masque de Fer ſchon 1661. gefänglich eingezogen wurde. Sobald man nun A. 1658. zum Geburtsjahre derſelben beſtimmt, ſo würde man auch behaupten müſſen, daß dieſer wichtige Miniſter bey ſeiner Gefangennehmung wirklich nur 3 Jahr alt geweſen ſey.

Kurz, man rechne hier wie man wolle; nimmt man das von mehreren angegebene Jahr, nämlich 1658. für das Geburtsjahr der Masque de Fer an, ſo läßt ſich auch, wenn

ich

ich mich des Ausdruckes bedienen darf, mathematisch beweisen, daß diese Masque de Fer der Mantuanische Minister — niemals könne gewesen seyn.

18) Das Journal des de Jonca und das Kirchenbuch von St. Paul gibt 1703. das Alter der Masque de Fer zu 45 Jahr an. Dagegen versicherte die Masque de Fer selbst, daß sie um diese Zeit an die 60 Jahr alt sey. Diese Abweichung ist zu groß, um sie vereinigen zu können. Es bleibt daher nichts übrig, als die Glaubwürdigkeit der einen Angabe gegen die andere abzuwägen, und dann zu wählen.

Die Nachrichten im Journale des de Jonca und im Kirchenbuche von St. Paul konnten nur unter der Leitung von solchen Männern niedergeschrieben werden, deren Pflicht es war, die Abkunft der Masque de Fer auf immer zu verbergen. Daher wurde auch unmittelbar nach ihrem Tode alles Geräthe, alle Mobilien, sogar die Betten und Thüren und Fenster, verbrannt, der Fußboden aufgerissen, die Wände erneuert, das Silberzeug umgeschmolzen, kurz alles mit einer selbst übertriebenen Vorsicht vernichtet, wodurch das Geheimniß nur jemals hätte enträthselt werden können. Sollte es daher wohl wahrscheinlich seyn, daß man so unvorsichtig gehandelt hätte, im Journale der Bastille, und im Kirchenbuche, dennoch das Alter richtig anzugeben. Dies wird auch in den Memoires sur la Bastille, Tom. I. Cahier 3. sehr bezweifelt. Es heißt dort: Mais comme il

est

eſt impoſſible de croire, qu'aprés tant de precautions, priſes pour cacher la perſonne et le Nom de ce priſonnier, on n'en ait pas priſes egalement pour cacher ſon age, nous penſons que l'Extrait mortuaire de St. Paul eſt faux et inexact.

Dagegen war die Masque de Fer nach dem, was Lenglet du Freſnoy verſichert, gewiß ein verſtändiger und nicht wenig ausgebildeter Mann. Er hatte kein Intereſſe, ſeine Abkunft zu verbergen, vielmehr ſchon vormals ſie zu entdecken verſucht. Dieſer Mann gibt ſelbſt ſein Alter an, und zwar auf ſeinem Todbette, ja ſogar ſeinem Arzte, der es zu Beſtimmung ſeiner Hülfe wiſſen mußte.

Hier frage ich, welche von beyden Angaben mehr Glaubwürdigkeit verdiene. Meinem Gefühle nach doch gewiß nur die eigene Ausſage der Masque de Fer.

19) Ueberdem aber tritt hiebey noch folgende Betrachtung ein. Nimmt man nämlich an, daß in dem, was Lenglet du Freſnoy nach p. 364. von der Masque de Fer geſagt haben ſoll, doch wenigſtens etwas Wahres liege, ſo folgt auch hieraus ſchon von ſelbſt, daß im Journale des de Jonca und im Kirchenbuche von St. Paul das Alter der Masque de Fer vorſetzlich verfälſcht ſey, und dagegen nur dasjenige als das wahre und richtige angenommen werden müſſe, welches die Masque de Fer von ſich ſelbſt angegeben hat. Denn, wäre dieſer Mann 1703. nur 45 Jahr alt geweſen, mithin 1658. gebohren, ſo würde er 1661. näm-

nämlich bey ſeiner Gefangenſetzung, als ein Kind von 3 Jahren, und auf Reiſen, doch wohl nimmermehr ſchon Kenntniſſe von fremden Ländern und deren politiſchen Verhältniſſen eingeſammelt haben. Es iſt mir daher unbegreiflich, wie man zugleich die Angabe des Lenglet du Fresnoy, und wiederum das Jahr 1658, für das Geburtsjahr der Masque de Fer annehmen könne!

20) Ich bitte ausdrücklich alles dasjenige mit Aufmerkſamkeit zu leſen, was p. 345. 46. und 47. von der Madame de Chevreuſe angeführt wird. In wie fern dies zum Beweiſe gegen ein Liebesverſtändniß zwiſchen der Königin und dem Kardinale dienen könne, iſt mir ganz unerklärbar. Wenigſtens in folgenden Worten liegt es gewiß nicht: qu'elle n'avoit pû demeler jusqu'ou cette pente l'avoit portée; — qu'elle n'avoit pas eu le tems d'y voir clair, quand même il y auroit eu quelque choſe; — qu'elle lui avoit vu dans des momens, de certains — qui reſſembloient beaucoup à ceux qu'elle avoit eus autrefois avec Bukingham, — c'eſt pourquoi je ne ſais que juger.

21) Ferner heißt es p. 347. J'obſerverai d'abord qu'aucune de ces ſuppoſitions n'eſt fondée ſur un bruit, ou quelqu'anecdote ſecrette. Aucune notion hiſtorique, ou traditionelle, n'en eſt le principe, et elle n'a été inventée que d'apres l'hiſtoire de l'Homme au Masque de Fer.

Hier

Hier muß ich doch einige Schriften anführen, die lange vor Erwähnung der Masque de Fer erſchienen ſind, und zwar großentheils noch bey Lebzeiten der Anne d' Autriche. Sie machten damals ſelbſt in Paris viel Aufſehen, und erwähnen den verbotenen Umgang der Königin mit dem Kardinale Mazariy wohl deutlich genug. Dieſe Schriften ſind unter andern folgende:

La pure Verité cachée.

Les qu'a-tu vû à la Cour.

La vieille Amoureuſe.

L' Ambaſſade burlesque des filles de joie au Cardinal.

Les Amours des Rois et des Reines de France.

Requete civile contre la Concluſion de la Paix 1649.

22) Endlich findet ſich p. 362. noch die Bemerkung: 2) De ce que la Reine s'eſt mariée, il ne reſulte pas qu'elle ait été mere, lorsque rien n'en donne la plus vague notion. Dies iſt freylich ſehr wahr, allein, weder ich, noch andere, haben meines Wiſſens jemals ſo geſchloſſen: Anne d' Autriche hatte ſich mit dem Kardinale verheirathet, alſo muß ein Kind aus dieſer Ehe erfolgt ſeyn. Der Gang, den meine Conjectur genommen hat, iſt von dieſer Art zu ſchließen gewiß ſehr unterſchieden, und kürzlich folgender:

Aus den vorhin beygebrachten Gründen glaube ich berechtigt zu ſeyn, die Verheirathung der Anne d' Autriche

mit

mit dem Kardinale Mazarin als gewiß vorauszusetzen. Dann aber ist es doch möglich, daß aus dieser Ehe noch ein Kind erfolgt sey. Erfolgte dieses wirklich, so mußte dessen Existenz mit einer außerordentlichen Vorsicht verheimlichet werden, weil man einmal beschlossen hatte, aus jener Verheirathung selbst auf immer ein Geheimniß zu machen.

Nun finde ich in der Geschichte einen höchstmerkwürdigen Mann, dessen Geburtsjahr, seiner eigenen Aussage nach, gerade in die ersten Zeiten dieser Heirath fällt; dessen Abkunft mit einer unglaublichen Vorsicht verheimlichet wird; der kein Staatsverbrechen begangen haben kann, weil er mit so großer Achtung und Milde begegnet, mit einem zu großen Aufwande unterhalten, und sogar mit einer beträchtlichen Argenterie versehen wird; der mit dem Kardinale in einiger Verbindung gestanden zu haben scheint, weil er erst unmittelbar nach dessen Tode gefänglich eingezogen ist; der nach der Achtung, die ihm der Gouverneur, und sogar Louvois bewies, von äußerst vornehmer Geburt seyn mußte; der allein schon durch seine Gesichtsbildung, sogar nach 40 Jahren, und selbst bis in den Tod, seine Abkunft jedermann in Paris sogleich hätte verrathen können. Von diesem Manne vermuthe ich nun, nach Verbindung aller dieser Umstände, um so mehr, daß er ein Sohn aus jener Ehe gewesen sey, weil sich alsdann alle, auch die kleinsten Nachrichten, die wir von ihm wissen, sehr natürlich erklären lassen, und kein gegründeter Widerspruch dabey

Statt

Statt findet; hingegen bey allen andern Perſonen, die man bisher für dieſen merkwürdigen Mann ausgegeben hat, ſolche Zweifel, und Bedenken, und Widerſprüche eintreten, daß es von dieſen auch kein einziger geweſen ſeyn kann.

Dies iſt nun kürzlich der Ideengang, der mich auf meine Hypotheſe ſo geleitet hat.

23) Voltaire beſchließt ſeine Abhandlung über die Masque de Fer mit folgenden Worten: Celui qui ecrit cet article, en ſait peut-etre plus que le Pere Griffet, mais n'en dira pas davantage; und der Herr von Meilhan verſichert p. 352. Mr. de Voltaire me repondit avec impatience, ce ſera un frere aîné ou cadet, mais il eſt impoſſible que ce ne ſoit pas un frere de Louis XIV. et tellement reſſemblant, que ſ'il eut été permis de le voir, on ſe ſeroit ecrié auſſitot: voila le frere du Roi! Nach dieſen Aeußerungen dürfte ich nun wohl behaupten, daß Voltaire, wenn er noch lebte, ungleich eher meiner Hypotheſe würde beygetreten ſeyn, als der vom Mantuaniſchen Miniſter.

In den Anecdotes et Penſées inedites de feu Chamfort de l'Academie Françaiſe, Paris 1798. wird ebenfalls behauptet, daß die von mir hier vorgetragene Hypotheſe die einzige ſey, welche einigen Glauben verdiene. Es heißt nämlich: Il paroit certain que l'homme au Masque de Fer eſt un frere de Louis XIV. ſans cette explication c'eſt un myſtère abſurde. Il paroit certain non ſeulement

ment que Mazarin eut la Reine, mais ce qui eſt plus inconcevable, qu'il etoit marié avec elle, ſans cela comment expliquer la lettre qu'il ecrivit de Cologne, lorsque apprenant qu'elle avoit pris parti ſur une grande affaire, il lui mande: Il Vous convenoit bien, Madame etc. Les vieux Courtiſans racontent d'ailleurs que quelques jours avant la mort de la Reine il y eut une ſcene de tendreſſe, de larmes, d'explication entre la Reine et ſon fils, et l'on eſt fondé à croire que c'eſt dans cette ſcene, que fut faite la confidence de la Mere au Fils.

Es wäre gewiß ein leichtes geweſen, noch viele Zweifel und Einwürfe mehr gegen dieſes Vorgeben beyzubringen. Es wird jedoch, wie ich hoffe, das, was ich davon geſagt habe, ſchon hinreichend ſeyn, um den unpartheyiſchen Geſchichtsforſcher von der Unhaltbarkeit einer ſolchen Vermuthung zu überzeugen.

Von dem, was in den ſogenannten Memoires des Duc de Richelieu über die Masque de Fer behauptet wird, ſage ich dagegen gar nichts. Es iſt dies, meinem Bedünken nach, zu ſehr unter aller Kritik, ein Roman, der zu ſehr in das abgeſchmackte und lächerliche fällt, eine Erfindung, die mit dem Alter der Masque de Fer und dem Jahre ihrer Verhaftnehmung durchaus in Widerſpruch ſteht, und ſo

augen-

augenſcheinlich nur das Gepräge des Sansculloticismus trägt, daß es keine ernſthafte Widerlegung verdient.

Eine ganz neue Erſcheinung über eben dieſen Gegenſtand würde dagegen mit Recht verdienen, daß ich hier einige Betrachtungen darüber anſtelle.

Da jedoch ein anderer Gelehrter ſein Urtheil davon bereits öffentlich vorgetragen hat, ſo enthalte ich mich um ſo mehr hier, ſelbſt noch etwas zu ſagen. Statt deſſen will ich nur dasjenige hier einrücken, was jener davon urtheilt. Vergl. Allgemeiner literariſcher Anzeiger, vom J. 1796. Nro. XXXVIII. p. 424.

"In Gibbon's miscellaneous Works, welche Lord Sheffield zuerſt 1796. bekannt machte und zu London in 4to. drucken ließ, findet ſich Vol. II. p 527. a Diſſertation on the Subject of l'Homme au Masque de Fer."

"Die Hypotheſe, die hier vorgetragen wird, iſt auf das genaueſte eben dieſelbe, die der Berghauptmann v. Veltheim ſchon vor einigen Jahren von dieſer Masque de Fer drukken ließ."

"Auffallend merkwürdig iſt es doch, wie ſo getreu, zum Theile wörtlich, dieſer Aufſatz des engliſchen Gelehrten mit demjenigen übereintrifft, den der Deutſche zuerſt darüber bekannt

kannt machte. Man könnte beynahe auf den Gedanken gerathen, daß mehr als eine Stelle in beyden Aufsätzen nur Uebersetzungen einer dritten Urschrift wären, und daß wohl gar die Abhandlung von Mr. de St. Mihiel diese Urschrift sey. Indessen ist doch in Absicht des v. Veltheim der Fall nur umgekehrt, weil Mr. de St. Mihiel sich auf p. 40. von dessen Abhandlung beruft. Es wird gewiß niemanden gereuen, sobald ihm überhaupt dieser Gegenstand interessirt, daß er eine sorgfältige Vergleichung über diese Erscheinung anstelle."

"Bekanntermaßen wurde der v. Veltheimische Aufsatz in den Briefen der Herzogin von Orleans schon 1789. zu Braunschweig gedruckt. Lord Sheffield läßt dagegen seine Dissertation zuerst 1796 erscheinen; allein — unter diesem Aufsatze steht die Jahzahl 1774.! In der Vorrede, Vol. I. p. X. erinnert er zwar mit vieler Vorsicht. Diese Dissertation gehöre freylich zu den some articles not mentioned in his (Gibbon's) Memoirs, ferner: (jedoch nur allein bey dieser Dissertation,) which he (Gibbon) had shewn, but to a few friends."

"Aber, wozu in aller Welt mag doch Herr Gibbon mit sammt diesen few friends, von 1774 bis 1796, ein so undurchdringliches Geheimniß aus dieser Dissertation gemacht haben? besonders da eben diese Hypothese 1790, von Mr. de St. Mihiel, nochmals zum öffentlichen Vor-

trage

trage gebracht wurde, und zwar in franzöſiſcher Sprache? Dies wäre ja wohl eine ganz übertriebene literariſche Beſcheidenheit, ſowohl von Gibbon als auch von ſeinen few friends."

"Sollte hier nicht gar ein Schreib- oder Druck- oder Augenfehler mit untergelaufen ſeyn, und die Jahrzahl 1794. anſtatt 1774. heißen müſſen?"

"Indeſſen wiſſen wir wohl, daß man in neuern Zeiten, und beſonders in England, mit Auffindung älterer Urkunden, ungemein glücklich geweſen iſt. So fand z. B. Jebb in ächten Handſchriften, daß Roger Bacon ſchon das Schießpulver erfunden hatte, Macpherſon die neuern Gedichte des alten Oſſian, Chatterton die des alten Rowley, Ireland den unverfälſchten Shakeſpear, u. ſ. w. Es wäre daher in mehr als einer Rückſicht wohl beſſer geweſen, wenn Lord Sheffield dieſes an ſich doch unbedeutende und ſo offenbar exotiſche Blümchen nicht auch noch auf das Monumentum aere perennius hätte werfen wollen, welches Gibbon ſich ſchon ſelbſt geſetzt hatte."

Soweit der mir unbekannte Gelehrte, und nun mag das Publikum über Mr. de St. Mihiel, über Lord Sheffield und über mich, ſein Urtheil fällen.

Ich

Ich kann jedoch dieſe Abhandlung nicht ſchließen, ohne nicht einen Wunſch noch damit zu verbinden. Ich weiß nämlich gewiß, daß im Königl. Archive zu Hannover und im Churfürſtl. Archive zu München, noch eine große Anzahl von Originalbriefen jener Herzogin von Orleans verwahrt werden. Dieſe ſind bis jetzt noch von niemandem benutzt. Sollte es denn nicht möglich ſeyn, daß ſolche einem ſichern Geſchichtsforſcher anvertrauet würden, um die brauchbaren Anekdoten daraus ebenfalls dem Publiko mitzutheilen. Vielleicht fänden ſich manche Winke darinn, die ſowohl über die zweyte Verheirathung der Anne d' Autriche, als auch über die Masque de Fer noch einiges Licht verbreiten könnten.

Ueber

einige Hauptmängel

verſchiedener

Eiſenhütten in Deutſchland.

Der Deutſche war bekanntlich der erſte, der das Berg- und Hüttenweſen nach Grundſätzen behandelte. Seit einigen Jahren verwenden aber auch andere Nationen ihren Fleiß mit ſo vielem Eifer auf dieſes große wiſſenſchaftliche Gewerbe, daß ſie eben ſolche Männer darinn aufzuweiſen haben, als wir. Vor allen tritt jedoch jetzt der Britte hierinn, mit einer ſolchen Energie, mit einer ſolchen Kraft hervor, die ſo ganz das Karakteriſtiſche ſeiner Nation ausmacht, daß man vielleicht nach ſeiner glücklichen Inſel wandern muß, um alle damit verwandten Wiſſenſchaften am vollkommenſten angewendet zu finden.

Freylich liegt die Urſache hievon ſehr helle am Tage. Volle Sicherheit ſeiner Rechte, ſeines Eigenthums, ungekränkte Freyheit, den Gewinn ſeines Fleißes, wie und wo er will genießen zu können; Geſetze, welche die Nation ſelbſt gemacht,

gemacht, nur zum einzigen Richter zu haben; Gunſt oder Haß der Miniſter dann als gleichgültig anſehen zu können, ſobald er nur rechtſchaffen handelt; Hofkabale öffentlich verachten zu dürfen; erſt richtig durchdachte, dann aber auch feſte Grundſätze im Handel; allgemeine Freyheit, ſogar nachdrückliche Unterſtützung vom Staate, die Produkte ſeines Fleißes auch benachbarten Nationen überlaſſen zu dürfen; nicht immerwährende Neuerungen, Umtummlungen, Abänderungen im Syſteme der Abgaben und des Handels, wodurch nur Mißmuth, Mißtrauen und allgemeine Stockung der Induſtrie und des Gewerbes unterhalten wird; völlige Freyheit, ein jedes Gewerbe, eine jede Art des Handels unternehmen zu dürfen, ſobald nur die beſtimmte Abgabe davon entrichtet wird; ſo deutliche, ſo klare Beſtimmung der Abgabe ſelbſt, daß deren Sinn von den Einhebern nie zum Bedrucke des Gebers erweitert oder verſchroben werden kann; keine Unterdrückung ex Dei gratia; kein Auto da Fé aus landesväterlicher Vorſorge; keine Monopolia für Glaubenslehren; und was dergleichen noch mehr iſt.

Dies, nur dies allein, ſind freylich die Schutzengel, unter deren Zepter aus allen Ländern der Fleiß, der Reichthum und der Mann von Kenntniſſen unaufhörlich hinſtrömt; ſo wie das Gegentheil davon die Würgengel ſind, die alles dieſes verſcheuchen.

Panglos ſagt zwar: tout eſt au mieux! dies mag in El' Dorado wahr ſeyn, aber in andern Ländern doch wahrhaftig nicht. Die Weyhrauchsſklaven der Großen mögen in tiefſter Devotion ſich immerhin bemühen, um es uns glauben zu machen; Feſſeln und Willkühr ſo mancher Art lehren ja deutlich das Gegentheil.

Es iſt bekannt, daß man den Umfang des Handels, die Induſtrie, den Unternehmungsgeiſt, den wahren Reichthum einer Nation, ſo wie den Patriotismus, genau nach dem Grade des Deſpotismus berechnen könne. Alles dieſes ſteht nämlich damit grade im umgekehrten Verhältniſſe. Allein, durch keine Art des Deſpotismus wird jenes mehr unterdrückt, als durch den, welchen die Dii minorum gentium ſo gern ausüben.

Eine große aber traurige Wahrheit iſt es, wenn Shakeſpear ſagt: Life is a walking Shadow; dann aber ſinkt die Seele des Menſchenfreundes zu noch weit traurigern Empfindungen, wenn er täglich ſieht, wie gleichgültig, ja wie gern oft ein Schatten den andern nur in die Gegenden des Kummers und der Leiden zu verjagen ſucht; und oft ein Schatten, der ſelbſt ſchon an die letzte Stunde ſeines Lebenszeigers vorgerückt iſt.

Der Römer rief laut: Panem et Circenſes! Durch ſich ſelbſt konnte er keins von beyden erhalten. Er mußte alſo beydes von ſeinem Deſpoten fordern. Wie glücklich wäre nicht der Deutſche, wenn er nur Freyheit, nur Sicherheit

hätte,

hätte, um das erſte ſich ſelbſt zu erwerben; dann würde auch er noch überhin ſeinen Großen die Circenſes ſehr gerne geben.

Man gehe nach England, Frankreich, Italien, ſo wird man in allen Handwerken, in allen Gewerben, in allen Künſten Deutſche antreffen, die mit den erſten in jedem Fache um den Rang ſtreiten. Man überſehe wiederum Deutſchland, und man wird eingeſtehen müſſen, daß es die Hand der Vorſehung eben ſo wohlthätig mit allen Reichthümern der Natur beſchenkt habe, als irgend ein anders Land. Es liegt alſo keinesweges im Mangel an Fähigkeiten bey der Nation, oder an irgend einem Verſehen der Natur; es liegt allein im Vaterlande ſelbſt, und in deſſen Stellvertretern, wenn es nicht zu einer mit jenen Staaten gleichen Höhe des Wohlſtandes hinaufſteigt.

Daß ich hier vom Ganzen und nie von einzelnen Staaten rede, muß mir jeder vernünftige und rechtſchaffene Mann von ſelbſt zutrauen. Ich gehe daher in meiner Betrachtung ruhig fort, ohne nur irgend zu befürchten, daß ein Schlechtdenkender mich ſchielender Nebenanſpielungen beſchuldigen werde.

Wer es alſo, behaupte ich frey, jemals durchdacht hat, wie tief die unendlichen Hinderniſſe Wurzel gefaßt haben, und wie innig die widrigen Verhältniſſe mit dem Ganzen verwebt ſind, welche den großen Staatskörper von Deutſchland, weit unter den Grad des Wohlſtandes, des Reichthums,

thums, der Induſtrie, des Unternehmungsgeiſtes in allen Arten des Handels und Gewerbes niederſinken machen, den es bey günſtigern Umſtänden doch ſehr bald erreichen würde, wird der Hoffnung gewiß ſogleich entſagen, daß jene unendlichen Hinderniſſe und widrigen Einſchränkungen ſobald weggeräumt und fortgeſchafft werden könnten. Deutſchlands Handel, Induſtrie und innerer Reichthum wird alſo immer nur gegen andere blühende Staaten in einem höchſt kränkelnden, mittelmäßigen, ſchwankenden Zuſtande bleiben, und auch in dieſem wird er ſich nur allein durch fortdaurende Künſteley erhalten können.

Denn wer wird, wer darf es, bey der allgemeinen Unſicherheit ſeiner Rechte, ſeiner Freyheiten, ſeines Eigenthums, wohl jemals wagen, auf große Unternehmungen und wichtige Verbeſſerungen den größten Theil ſeines Vermögens nur ſo aufs Ungewiſſe zu verwenden. Dieſes kann niemand erwarten.

Alles alſo, was bey ſolchen Mißverhältniſſen dem Patrioten noch übrig bleibt, iſt nur allein, daß er die Vortheile, die Verbeſſerungen, die neuen Entdeckungen, die von andern aufgeklärten Nationen in wichtigen Theilen des Handels und Gewerbes gemacht, und durch Erfahrung bewährt werden, ſeinen Landsleuten baldmöglichſt mittheile, und ſie zu deren Benutzung auf das nachdrücklichſte ermuntere.

Wie sehr wünschte ich nicht, recht vieles zu haben, welches mitgetheilt zu werden verdiente. Inzwischen so wenig und so unbedeutend dieses auch seyn mag, so gern werde ich es dennoch mittheilen und damit von Zeit zu Zeit fortfahren.

Für diesmal will ich den Anfang mit einigen Bemerkungen machen, welche die Eisenhütten betreffen. Der Raum erlaubt mir jedoch nicht, alles umständlich auszuführen, oder die Gründe und Gegengründe dabey weitläuftig abzuwägen. Es sind nur Winke für den verständigen Hüttenmann, die aber auch für diesen hinreichend sind, sobald sie nur überhaupt bey seinen Werken Anwendung leiden.

Ich weiß sehr wohl, daß es in Deutschland mehrere Hüttenmänner gebe, welchen das, was ich hier sage, schon bekannt ist. Für diese also schreibe ich nicht. Dagegen aber weiß ich auch, daß noch mehrere sind, die vieles davon nicht wissen. Gegenwärtiger Aufsatz ist daher nicht allen, sondern nur allein diesen letztern gewidmet.

---

1) Die Hohöfen sind noch viel zu niedrig, und sollten 34 bis 36 Fuß hoch seyn. Diese Höhe haben jetzt die mit Holzkohlen in England und Schottland betriebenen Hohöfen, deren gewiß über 20 sind. Der große Vortheil davon ist durch Erfahrung schon so überwiegend bestätigt, daß er keinem Zweifel mehr unterworfen ist.

2)

2) Die Raſt iſt oberhalb viel zu flach, und müßte weit abſchüſſiger gebildet ſeyn, damit der Satz oder die Gichten in den abſchüſſigen Trichter beſtändig und gleichförmiger fortrücken, auch nirgends einigen Aufenthalt finden können. Geſchieht dieſes nicht, ſo entſtehen in der Schmelzgegend leicht Höhlungen, wo dann die Gichten mit eins wieder nachſchießen. Dieſes veranlaßt aber ein höchſt ungleiches Schmelzen, unordentliche Abwechſelung der Hitze im Ofen, Veränderung in der mit Fleiß gemachten Miſchung der Gichten, ſehr ungleiches und ungewiſſes Ausbringen ꝛc.

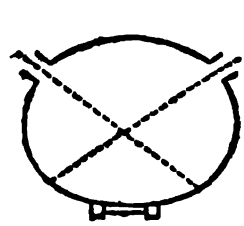
3) Das Geſtell ſelbſt müßte aus gleicher Urſache oberhalb verhältnißmäßig noch um etwas weniges weiter und mehr trichterförmig ſeyn. Dieſes wird jetzt auch in Schweden mit vielem Vortheile befolgt.

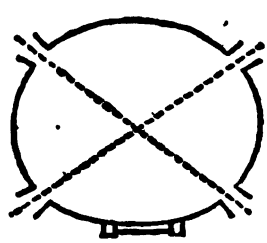
4) Der Schacht des Hohofens kann zwar übrigens in ſeinem bisherigen Verhältniſſe bleiben, das Geſtell, für ſich genommen, muß dagegen aber allerdings mehr erweitert werden, als ſolches bisher in Deutſchland gewöhnlich iſt. Nicht nur in Schweden, ſondern beſonders in England, befolgt man dieſes auf allen gut eingerichteten Hütten.

5) Das Gebläſe iſt viel zu ſchwach, und müßte ſowohl bey der vorhin bemerkten Erweiterung des Geſtells, als auch außerdem ſchon um ein beträchtliches verſtärkt werden. Wo hinreichende und beträchtliche Waſſerfälle ſind, verſchaffen die engliſchen ſogenannten Cylindergebläſe hierin einen ganz außerordentlichen Vortheil.

6)

6) Aus dieſen und noch mehrern Gründen würde ich einen Hohofen entweder mit zwey Formen, oder bey noch größerer Dimenſion gar mit vier Formen vorrichten; dann aber dem Geſtelle ſelbſt eine beynahe ovale Figur, ohngefehr nach untenſtehender Zeichnung, geben. Daß zu Gewinnung des Raums, und überhaupt zu bequemer Regierung des Ganzen, dieſes durch ſogenannte Windleitungen, die mit einem Regulator verſehen ſind, ausgeführt werden müſſe, verſteht ſich ſchon von ſelbſt.





7) Auf den Eiſenſteingruben wird der Eiſenſtein weder mit der nöthigen Aufſicht reine gefördert, noch auf den Halden ſorgfältig genug ausgehalten. Dieſes veranlaßt nun hier ſchon übermäßige Förderungskoſten, Fuhrlohn ꝛc.

8) Auf den Hüttenhöfen müßte der Eiſenſtein durch beſſer eingerichtete Wäſchen zuvor völlig gereiniget, und dann weit ſchärfer ausgeſchieden und ausgeklaubet werden.

9) Das Zerſchlagen des Eiſenſteins unter dem großen Hammer müßte ſchlechterdings eingeſtellt werden, weil dadurch ſehr viel taube und unſchmelzwürdige Berg- und Gangart unter den Eiſenſtein gemengt wird, die alsdann

nicht

nicht wieder davon zu trennen ſteht. Dagegen müßte alles durch zuverläſſige und zwar junge Burſchen unter einer ſcharfen Aufſicht blos mit dem Scheidehammer auf das ſorgfältigſte geſchieden werden.

10) In den Hütten ſelbſt müßte die ängſtliche Reinlichkeit und Ordnung eingeführt werden, damit auf keine Weiſe etwas in die Beſchickung komme, ſo nicht ſchlechterdings dazu erfordert wird. In England treibt man dieſe Reinlichkeit ſo weit, als ſolche nur immer in ordentlichen Küchen eingeführt werden kann.

11) Dieſe unter 7) 8) 9) und 10) bemerkten Unordnungen, Unreinlichkeit, Mangel an ſtrenger Aufſicht ꝛc. veranlaſſen ganz natürlicherweiſe übermäßige Unkoſten, gänzlich verlohrne Fuhrlöhne, übertriebene Schmelzerlöhne, äuſſerſt koſtbaren Kohlenverbrand, unreine eiſenhaltige Schlakken, ſchlechtes ungleiches Eiſenprodukt, weniger Eiſenausbringen in einem Wochenwerke, überhaupt Zeitverluſt und dergl. m. Ein jeder verſtändiger Hüttenmann wird es auch bald einſehen, daß er, durch Abſtellung dieſer von Nr. 7) an bemerkten Unordnung und Mängel, unendlich viel mehr baaren Gewinn wieder erhalte, als die dagegen vorgeſchlagene ſchärfere Aufſicht und mehrere Arbeit zuerſt an baarer Auslage erfordert.

12) Die Schlacke hält gewöhnlich noch viel zu viel Eiſen, da doch ſolche bey richtig angeordnetem Schmelzen ſchlechterdings gar kein Eiſen mehr enthalten ſollte. Das Kennzeichen

zeichen einer guten Eisenschlacke ist, daß sie so rein, so hell, und so durchsichtig auch ohne merkliche Farbe ist als Fensterglas, und wenn sie aus dem Ofen kommt, sich über hundert Fuß lang fein ausspinnen läßt. Ist sie trübe, grün, roth, blau gefärbt und kurzbrüchig, so enthält sie ganz zuverlässig noch viel Eisen.

13) Der Floß oder Kuhrim, welcher dem Eisensteine gewöhnlich zugesetzt wird, ist größtentheils schon verwittert und untauglich. Auf einigen Hütten begeht man sogar den unbegreiflichen Fehler, dergleichen Vorschläge vorher zu brennen, oder, wie man es an einigen Orten nennt, zu rösten. Statt dessen muß der härteste Kalkstein, und zwar roh, am allerbesten aber Marmor vorgeschlagen werden. Dieser bewirkt die vollkommenste Auflösung des Eisensteins, eine ordentliche Schmelzung, völlig reine Schlacke, und verbessert dadurch selbst die Güte des Eisens um ein merkliches.

14) Der Eisenstein muß, wenn es überhaupt nöthig seyn sollte, und welches mir an vielen Orten sehr überflüssig scheint, mit einer weit größern Sorgfalt geröstet werden, als gewöhnlich geschieht: indem ein großer Theil zu viel, dagegen der übrige Theil zu wenig geröstet wird, welches denn natürlicherweise ein höchst ungleiches Eisenprodukt und überall ein schlechtes Schmelzen, auch eine mindere Güte des Eisens veranlaßt.

15) Alles, was ins Schmelzen kommt, muß, ſoviel nur möglich, nicht nur von einer unter ſich gleichen Größe, ſondern auch, überhaupt genommen, weder zu grob- noch zu feinkörnig ſeyn. Beſteht das Ganze der Miſchung aus zu grobkörnigen Materialien, ſo hat es die nachtheilige Folge, daß eines Theils die Miſchung ſolcher heterogener Theile in ſich ſelbſt nicht an jedem Orte zweckmäßig erreicht wird, andern Theils daß das Feuer auf einem jeden Stücke dieſer Miſchung nicht hinlängliche Oberfläche finden, und dadurch eine möglichſt ſchnelle Auflöſung derſelben bewirken könne. Beſteht dagegen die Miſchung aus zu feinen Theilen, ſo ſackt ſich das Ganze gar leicht ſo feſt auf einander, daß eben dadurch der Luftzug und die Wirkung des Feuers auf eine ſehr nachtheilige Weiſe aufgehalten und gehemmet wird. Beſteht endlich die Miſchung aus Theilen von ſehr ungleicher Größe, ſo hat dieſes die üble Folge, daß da, wo etwa mehrere große Stücke zuſammentreffen, Höhlungen entſtehen, oder daß ſie das gleichförmige Fortrükken des Satzes oftmals aufhalten, oder daß nach Verſchiedenheit der Umſtände die gröbern oder die feinern Theile geſchwinder aus der ganzen Miſchung durchlaufen. Kurz, man begehe nur den einen oder den andern dieſer Fehler, ſo wird man nie ein völlig regelmäßiges Schmelzen bewirken können, welches nur alsdann erfolgen kann, wenn die einmal gut und richtig gemiſchte Maſſe immer gleichförmig fortrückt, und das Feuer auf jedem Material gleich viele

puncta

puncta contactus antrifft. Der Eiſenſtein und Marmor müſſen daher ohngefehr die Größe von Wall- und Haſelnüſſen erhalten, auch dürfen die Kohlen weder zu groß noch zu klein ſeyn.

16) Der Satz oder die Gichten müſſen nie nach Maaßen oder Trögen, ſondern jedesmal nach dem Gewichte gemiſcht werden, wodurch das Schmelzen weit gleichförmiger und zuverläſſiger unterhalten wird. In England iſt dieſes auf allen guten Hütten eingeführt, und der Erfolg beweiſt den großen Vorzug dieſes Verfahrens. Es läßt ſich zwar ohne Verſuche das richtige Verhältniß darin nicht genau vorher beſtimmen, da ſolches nach der Streng- oder Leichtflüſſigkeit des Eiſenſteins, nach ſeinem verſchiedenen Gehalte, nach der mehr oder mindern Güte der Kohlen, nach Verſchiedenheit des Gebläſes, nach dem mehr oder minder richtigen Verhältniſſe des Ofens ſelbſt ꝛc. erſt während des Schmelzens auszufinden iſt. Zum erſten Verſuche, wenn nämlich der Ofen übrigens ſchon in gutem Gange iſt, wird man jedoch beym folgenden Verhältniſſe nicht ſehr viel fehlen.

Eiſenſtein 780 Pfund.
Marmor 130 —
Kohlen 440 —

17) Die Gichten oder Beſchickungen müſſen durchaus nicht zu groß gemacht werden, damit man die Vermiſchung des Eiſenſteins und Marmors mit deſto mehrerem Fleiße durch-

durcharbeiten, auch die von den Arbeitern hierinn begangene Nachläſſigkeit leichter bemerken und geſchwinder verbeſſern könne.

18) An vielen Orten läßt man wohl alle 6 bis 8 Stunden laufen oder aufſtechen, welches denn viel zu oft iſt, und ſogleich beweiſt, daß das Geſtell zu eng angelegt ſey. Vielmehr müßte dieſes höchſtens nur alle 12 bis 16 Stunden geſchehen, damit das Eiſen im Ofen länger die nöthige Hitze erhalte, ſich dadurch mehr reinigen, die Schlacke ſich aber beſſer auflöſen und ausſeigern könne, der Ofen auch nicht zu oft hiedurch erkältet werde ꝛc.

19) Die Folgen aller dieſer bisher bemerkten Fehler ſind nun natürlicherweiſe, daß eines Theils das Roheiſen bey weitem nicht in der gehörigen Güte produciret und überdem wöchentlich davon viel zu wenig mit einem Hohofen gemacht werde. Das höchſte Ausbringen mit einem Hoh=ofen in einer Woche iſt doch gewöhnlich nur 160 bis 200 Centner, anſtatt daß eigentlich 4 bis 500 Centner erfolgen müſſen. Dieſes erfolgt wirklich jetzt in England, und zwar nicht etwa bey Steinkohlen, denn dieſe bringen wöchentlich an die 700 Centner aus, und davon iſt hier gar nicht die Rede, ſondern bey eben ſolchen Holzkohlen als man gewöhnlich in Deutſchland hat, nämlich Tannen= oder Kiefernkohlen. Der Eiſenſtein, deſſen man ſich am mehrſten in England bedient, iſt entweder ein gemeiner derber Eiſenſtein, der ohngefehr 30 bis 35 Pfund

men und nähere Beſchreibung davon werde ich ebenfalls in der nächſten Fortſetzung umſtändlich mittheilen. Beſonders zu den gegoſſenen Nägeln darf man freylich kein brüchiges und ſpröddes Gußeiſen nehmen, und dann machen ſie allerdings einen ſehr beträchtlichen Handlungsartikel, vorzüglich nach Afrika, aus. Nicht nur die Nägel, ſondern ſogar die Ketten, können ſehr leicht verzinnt und dann allenfalls noch mit einem Goldfirniß überzogen werden. Da dieſe Ketten ungleich wohlfeiler als die geſchmiedeten ſind, ſo bedient man ſich derſelben vorzüglich zu Einfaſſung der Brücken, oder vor den Häuſern, oder auf großen Marktplätzen, oder in öffentlichen Promenaden, oder in Gärten, oder zu Einfaſſung großer Braugefäße, ſtatt der Bände, und zu hundert ähnlichen Bedürfniſſen, da ſie, dem Endzwecke nach, denn bald fein bald ſtark, alſo entweder in meſſingenen Kapſeln oder in Sand gegoſſen werden.

23) Bekanntermaßen ſoll in den Friſchhütten, und zwar auf eine mechaniſche Weiſe, die ſchlackige Beymiſchung, der Ueberſchuß von Phlogiſton, der Braunſtein, Plumbago, zum Theil auch Phosphorſäure oder vielmehr Waſſereiſen, vom Eiſen möglichſt ausgetrieben und getrennt, dagegen aber die reguliniſchen Theile des Eiſens zuſammengetrieben und genähert werden. Gewöhnlich wird jedoch in den Friſch- und Luppenfeuern das Eiſen nicht mit einer hinlänglichen Hitze zuſammengeſchmolzen, daher denn auch unter den Friſchhämmern jener Endzweck nie hinlänglich

erreicht

erreicht wird, auch überhaupt das Eiſen nicht ganz gleichförmig durchgearbeitet werden kann.

24) Die Friſchhämmer ſind in Deutſchland beynahe durchgehends viel zu leicht, indem ſie nicht über 3 bis 4 Centner wiegen. Sie müßten aber, ſo wie in England, wenigſtens 6 Ct. ſchwer ſeyn, damit gleich in der erſten Hitze und durch die erſten Schläge nicht nur alles ſchlackigte und die übrige Unart ſogleich ausgetrieben und das Eiſen völlig durchgearbeitet, ſondern auch überall Zeit gewonnen und durch das unnütze viele Hämmern und Schlagen das Eiſen nicht ſpröde gemacht, oder öfterer als ſonſt nöthig iſt, ins Feuer gebracht werden müſſe. Ueberall läßt ſich behaupten, daß das Eiſen von den Hammerſchmieden auf den mehreſten Hütten bey weitem nicht heiß genug, nicht raſch genug, nicht fleißig genug bearbeitet werde, daher es denn ſo ungleich von Güte und von Anſehen iſt.

25) Ganz neuerlich iſt man ſogar in England auf den glücklichen Gedanken gerathen, das Stabeiſen ganz und gar nicht mehr durch Friſch- und Stabhammer zu Stabeiſen auszuſchmieden, ſondern blos durch ſtarke Walzwerke. Der Erfinder hat hiedurch, ſowohl an den Koſten, als auch an der Güte des Eiſens ſo wichtige Vortheile erhalten, daß ihm dazu vom Parlemente ein beſonderes Patent ertheilt iſt. Die Walzen ſind von gegoſſenem Eiſen, und müſſen natürlicherweiſe ſehr ſtark ſeyn. Da man ſich in England zu Bewegung dieſer Maſchinen, der Feuermaſchinen mit ſo wenigen Koſten

bedie-

bedienen kann, so ist freylich leicht einzusehen, daß man sich dieser Erfindung in Deutschland noch bis jetzt nur an sehr wenigen Orten würde bedienen können. Es wäre denn, daß man den Vortheil von sehr wohlfeilen Steinkohlen, oder von hinlänglichen Wasserfällen habe.

26) Daß man in England ebenfalls nur durch Walzwerke das gewöhnliche Eisenblech, Radschienen, Tonnenbände ꝛc. verfertige, und daß alle diese Waaren eben dadurch weit egaler, weit dauerhafter, weit wohlfeiler, und in allem Betrachte von ungleich besserer Güte angefertigt werden, als man solches durch Hammer bewirken kann, ist zu bekannt, auch durch Erfahrung zu sehr bestätigt, als daß es einer weitern Ausführung verdiene. Die wenigen noch in Schottland befindlichen Blechhämmer sind daher wegen Verlust des Absatzes entweder eingegangen, oder werden in Walzwerke umgeändert. So groß und so gewiß nun die Vorzüge dieser Walzwerke gegen die Blechhämmer sind, so trifft man dennoch verschiedene sogenannte Eisenhüttenverständige an, welche diese Verbesserung ohne zu große Kosten anbringen könnten, demohngeachtet aber aus Mangel an Kenntniß, oder aus Gleichgültigkeit, oder aus offenbarem Eigensinn zu ihrem eigenen Schaden, lieber bey der alten Leyer bleiben.

27) Wie sehr solche Ketten, wozu das Eisen blos durch einen Drathzug verfertigt werden, sowohl an außerordentlicher Haltbarkeit, als auch, verhältnißmäßig,

an

an Leichtigkeit, denen Ketten vorzuziehen ſind, welche auf die gewöhnliche Art ausgeſchmiedet worden, beweiſen diejenigen Ketten ſehr auffallend, welche nach des Berghauptmanns von Reeden Angabe am Harze verfertigt werden. Da es nun zu mehreren Bedürfniſſen, z. E. bey der Artillerie und überhaupt im Felde, auch noch bey ſo vielen Fällen im gemeinen Leben ſehr vortheilhaft ſeyn würde, wenn man bey leichtern Ketten immer noch dieſelbe Stärke erhalten könnte, ſo würde an verſchiedenen Orten eine ähnliche Vorrichtung gewiß mit Nutzen und Gewinn angelegt werden können.

28) Die Friſchmeiſter und Hammerſchmiede arbeiten auf den wenigſten Hütten mit derjenigen Geſchicklichkeit, Anſtrengung und Geſchwindigkeit, als dieſes billig geſchehen könnte und ſollte. Die Hammerſchmiede im Naſſau-Siegenſchen und Dillenburgiſchen können darin allen übrigen zum Muſter dienen. Dieſe verfertigen in einem Wochenwerke nicht nur ungleich mehr Stabeiſen, als die Hammerſchmiede anderer Hüttenwerke, ſondern das Eiſen ſelbſt iſt noch von vorzüglicher Güte und beſonders fleiſſig ausgearbeitet.

29) Man wird oft bemerken, daß auf eine und derſelben Hütte das Stabeiſen von ſehr ungleicher Güte ausfalle. Nicht ſelten liegt dieſes allein an der Ungeſchicklichkeit oder dem Unfleiße eines der Hammerſchmiede. Um nun dieſes ſogleich wiſſen und abſtellen zu können, ob

nöthig,

nöthig, daß nicht nur eine jede Hütte ihr Hauptzeichen, sondern auch ein jeder Hammerschmied sein besonderes Beyzeichen auf alle Stäbe einhauen müsse, damit man den nachlässigen Hammerschmied sogleich bestrafen oder ablegen, die fleißigen aber in beständiger Aufmerksamkeit erhalten könne. Daß auf das Nachmachen solcher Haupt- und Beyzeichen eine scharfe Strafe gesetzt werde, versteht sich dagegen von selbst.

30) Ein wichtiger Fehler liegt auch sehr oft in der Art, wie die Hammerschmiede gelohnt werden. Es ist leicht begreiflich, daß da, wo denselben eine gewisse Pfundezahl festgesetzt ist, so sie als Stabeisen aus einer verhältnißmäßig bestimmten Pfundezahl des Roheisens liefern müssen, dagegen das, was sie über diese Pfundezahl liefern, sehr hoch verlohnt erhalten, und diese Erhöhung wohl gar noch von 20 zu 20 Pf. zunimmt, die Hammerschmiede nie auf die Güte, sondern nur allein auf die Menge des zu liefernden Stabeisens sehen müssen. Wenn nun überdem noch, wie wirklich auf verschiedenen Hütten geschieht, den Hammerschmieden erlaubt wird, das Plusseisen, so sie über ein gewisses Quantum abliefern, zu ihrem eigenen Vortheile zu verkaufen, so darf man sich gewiß nicht wundern, wenn auf solchen Hütten nur schlechtes Stabeisen, übermäßiger Kohlenverbrand, unaufhaltbare Eisendieberey und noch soviel andere hieraus folgende Unordnungen und ein verkehrter Haushalt angetroffen werde.

31)

31) Aller detaille Handel auf den Hütten ſelbſt iſt äußerſt ſchädlich, und muß gänzlich von dem Hüttenhaushalte getrennt werden, indem ſonſt die Eiſendieberey offenbar befördert, die Controllen höchſt unſicher gemacht, die Vergleichungen von Gewinn und Verluſt, auch der Vorräthe, und ausſtehende Conto's, ſehr ungewiß bleiben werden.

32) Auf manchen Hütten, wo doch der Augenſchein und entſcheidende Proben es unwiderſprechlich ergeben, daß das Stabeiſen im Ganzen von höchſt ſchlechter Beſchaffenheit ſey, wird dennoch zuweilen von einigen Hüttenbedienten, mit einer höchſt komiſchen Selbſtzufriedenheit, die Antwort ertheilt; "das Eiſen müſſe doch wohl gut ſeyn, weil es immer noch Abnehmer finde." Dieſe und dergleichen Antworten mehr entehren nun nicht allein die Kenntniſſe, das Beurtheilungsvermögen, und den Dienſteifer ſolcher Hüttenbediente außerordentlich, ſondern laſſen ſich überdem noch ſehr leicht widerlegen, ohne ſelbſt Hüttenmann zu ſeyn. Einmahl iſt gewiß, daß ein offenbarer Augenſchein durch bloße Worte ſich nie wegdemonſtriren, auch der wahre Kenner durch leeres Geſchwätze ſich nicht irren laſſe. Findet ein offenbar ſchlechtes Stabeiſen dennoch ſeine Abnehmer, ſo beweiſet dieſes weiter nichts, als daß in ſolcher Gegend die Bedürfniſſe des Eiſens groß und die Concurrenz der Käufer beträchtlich ſey. Da aber, wo dieſes iſt, würde

das

das Eiſen, wenn es von untadelhafter Güte wäre, ganz zuverläſſig noch zu weit höhern Preiſen auszubringen ſeyn, als es jetzt, bey ſo ſchlechter Beſchaffenheit, verkauft werden kann. Denn daß die Handwerker das ſchwediſche Eiſen immerfort nur aus Vorurtheil, nicht aber ſeiner wahren Güte wegen, ſo ungleich theuer als jenes ſchlechte Eiſen bezahlen ſollten, wird ein vernünftiger Mann wohl nie behaupten wollen.

33) Auf mehreren Hüttenwerken wird man ein überſtarkes Perſonale antreffen. Zu geſchweigen, daß bey ſolchen Einrichtungen, wo nicht ein jeder hinlängliche und zwar nützliche Arbeit hat, der Unthätige und Müſſiggänger ſehr oft den Fleißigen abhalte, oder gar verleite, auch ſich gewöhnlich nur einer auf den andern verläßt, weil die Grenzen der Aufſicht oder Beſchäftigungen zu unbeſtimmt bleiben, ſo hat es noch die üble Folge, daß eben dadurch ein großer Theil des Ueberſchuſſes nicht nur auf eine höchſt unnütze, ſondern ſogar für das Werk ſelbſt höchſt ſchädliche Weiſe verlohren geht.

34) Bey gut eingerichteten Hüttenwerken ſollten billig nur ſoviel Bedienten angeſetzt werden, als zu Erhaltung der Ordnung und des vollkommenen Betriebes höchſt nöthig ſind. Hierzu müßten vorzüglich brauchbare Subjecte erwählt, und dieſe gut bezahlt werden, jedoch einen beträchtlichen

lichen Theil ihrer Beſoldungen nur durch pr. Cente erhalten, die von reinem, nach Abzug aller Ausgaben erfolgtem Ueberſchuſſe zu beſtimmen ſind. Hiedurch würde nun das Intereſſe des Hüttenherrn ganz das ihrige, und wieder umgekehrt, auch würden ſie dann natürlicherweiſe einer den andern weit mehr controlliren als jetzt.

35) Bey Verſendung der Bedienten auf auswärtige Hütten, iſt die Wahl nur höchſt ſelten glücklich. Vorzüglich ſollten nur die praktiſchen Hüttenbediente und nicht die ſogenannten Herrn von der Feder auf Reiſen geſchickt werden. Gewöhnlich bringt dieſes eben ſo wenig reellen Nuzzen, als wenn man, um Verbeſſerungen beym Ackerbau und überhaupt der Oekonomie zu lernen, Profeſſoren, ſtatt verſtändiger Oeconomiebeamte, auf Reiſen ſchickt.

36) Wahre praktiſche Hüttenbediente ſollten in Deutſchland vorzüglich die Hüttenwerke im Naſſau-Siegenſchen und Dillenburgiſchen, auch die des Grafen von Einſiedel zur Müggenburg in Sachſen, dagegen in England die von Mr. John und William Wilkinſon, Mr. Humphry, Mr. Reynolds, und in Schottland, Mr. Wilſon mit möglichſter Aufmerſamkeit bereiſen.

Dies ſind nun einige allgemeine Bemerkungen, die ich für diesmal über dieſen Gegenſtand mittheilen wollen.

Einigen

Einigen könnte es inzwiſchen befremden, warum ich mich nicht nenne. Zu deren Beruhigung will ich meine Gründe hiezu aufrichtig angeben.

Ich bin nämlich überzeugt, daß für den verſtändigen Hüttenmann, der ſelbſt zu denken gewohnt iſt, obige kurze Nachrichten hinreichend ſind, ſobald er ſie anwenden will und auch überhaupt auf ſeinen Werken anwendbar findet. Allein wie viele andere gibt es nicht, die weder ſelbſt denken können noch wollen. Nur von dieſen würde ich mich vielleicht, mit einer Menge von Anfragen, Zweifeln, und Unterrichtsforderung beehrt finden, deren Beantwortung für mich und für ſie doch immer ohne Nutzen ſeyn würde. Ueberdem aber erlaubt es weder meine ſchwankende Geſundheit noch die Menge anderer Geſchäfte, mich irgend auf dergleichen Correſpondenz einzulaſſen. Die Anonymität iſt aber der ſicherſte Weg, alles dieſes zu vermeiden, ohne nur irgend unhöflich zu ſeyn.

Eine zweyte Urſache iſt folgende:

Die tägliche Erfahrung lehrt es leider, daß Deutſchland ſich vor allen kultivirten Nationen, durch die unartige Behandlung, den niedrigen Ton und die perſönlichen Beleidigungen auszeichne, womit einige Aftergelehrten, ſobald ſie nicht einerley Meinung ſind, ſich in ihren Ritterzügen öffentlich einander beehren, und grade ſind die Unbärtigen hierinn die zudringlichſten und ungeſittetſten. Auch in dieſem Fache

gibt

gibt es jetzt mehrere, die, anſtatt durch gründliche und ausgebreitete Kenntniſſe, nur durch Machtſprüche und Selbſtgefälligkeit ſich ſogern das Anſehn von gültigern Richtern geben mögten; dann aber ſich einen Anhang theils zu erſchimpfen, theils zu erloben ſuchen. Wie mancher dünkt ſich nicht darum ſchon ein Bergmann zu ſeyn, weil er einige Kenntniſſe in der Mineralogie beſitzt und alle darinn vorkommenden iten recht vollſtändig herzunennen weiß, wohl gar noch deren Zahl mit einigen vermehrt hat. Er iſt es nun freylich auch, ſo wie der, welcher nur die Botanik ſtudirt hat, darum ſchon ein Arzt iſt. Manchem geht es wohl gar, wie dort dem Medecin de Pourçaugnac: il lui falloit un malade, il prit le premier-venû. Ohne die mindeſte Veranlaſſung, ohne jemals dazu gereizt zu ſeyn, und blos nur um auch noch bemerkt zu werden, wählt er den erſten den beſten, der ihm beyfällt, zum Gegenſtande ſeiner unartigen Neckerey; unbekümmert inzwiſchen, ob die Rüſtung, worin er ſich zeigt, dem Publikum eine günſtige Meinung von ſeinem Herzen und ſeinen Kenntniſſen beybringe, und ob ſein Haupt Mambrino's Helm, oder nur der von jenem Ritter ſchmücke. Lob und Tadel ſolcher jungen Schreyer iſt mir von jeher gleich ekel geweſen, wie ſie denn ſelbſt, bey reifern Jahren, alle dieſe Unarten ihrer ritterlichen Uebungen gewiß bedauren werden. Was Wahrheit iſt, wird, trotz allen Bemühungen, doch immer als Wahrheit erkannt werden; was aber nur durch erkünſtelte Wendungen

gen eine Zeitlang den Schein derſelben erhalten könnte, verdient weder Rüge noch Vertheidigung. Es muß und wird auch von ſelbſt fallen und wieder vergeſſen werden, ohne daß es nöthig ſey, deshalb erſt Lanzen zu brechen. Dies überhaupt genommen, iſt alſo die zweyte Urſache, warum ich mich nicht nenne. Ich ſehe es nämlich voraus, daß auch gegen dieſe Bemerkungen einige ſehr inkompetente Richter, ſo wie ich ſie vorhin beſchrieben habe, auftreten werden. Ungenannt und ungekannt werde ich mich aber den zudringlichen und ſo unbelehrenden Belehrungen dieſer Herren am ruhigſten entziehen können.

Vermuthungen
von der
Barberini=
jetzt
Portland=Vaſe.

Seinem lieben Bruder

Friedrich Wilhelm von Veltheim,

Ritter des Deutſchen Ordens, Land = Commenthur der Balley Sachſen, Commenthur zu Lucklum und Langeln, Landgräfl. Heſſen = Caſſelſchen wirklichem Staats = Miniſter und Obermarſchalle,

zugeeignet

vom

Verfaſſer.

Alſo ſchrumpft alles in wenige verwelkte Blätter zuſammen, die Sagen aus Sagen enthalten; Bruchſtücke der Geſchichte, ein Traum der Vorwelt.

Vorübergehend iſt alſo alles in der Geſchichte; die Aufſchrift ihres Tempels heißt: Nichtigkeit und Verweſung.

Herders Phil. d. Geſch. d. Menſchheit. T. 3.

Die vielen Abhandlungen und Nachrichten, welche mehrere Gelehrte und Alterthumsforſcher über dieſe Vaſe mitgetheilt haben, ſind zu bekannt, als daß ſie hier noch einer beſondern Anführung bedürften. Auch hat Herr Wedgwood eine eigene Abhandlung davon herausgegeben, nämlich: Deſcription of the Portland - Vaſe, the manner of its Formation, and the various Opinions hitherto advanced on the Subjects of the Basreliefs; by Joſiah Wedgwood, London 1790 4to. und darin führt er beynahe alle Schriftſteller an, die von dieſem Gegenſtande Nachrichten oder Vermuthungen geliefert haben.

Ich geſtehe jedoch aufrichtig, daß mir alle dieſe Erklärungen nicht recht gefallen, und behaupte, daß man auch den Sarcophag, worin dieſe Vaſe gefunden iſt, damit verbinden müſſe, wenn man irgend noch mit Wahrſcheinlichkeit davon urtheilen wolle.

Jedermann weiß, mit welcher ganz außerordentlichen Kunſt und zugleich ängſtlichen Genauigkeit Herr Wedgwood dieſe Vaſe nachgeahmt hat. Denn beynahe wird man ungewiß, ob man mehr das Original oder die Nachahmung bewundern müſſe; mehr noch die Kunſt der Arbeit, oder die Kenntniſſe in Ueberwindung der Schwierigkeiten.

Die beſte und vollſtändigſte Vorſtellung ſowohl von der Urne als auch vom Sarcophag findet ſich in Piraneſis Antichita di Roma, Tom. II. tab. 31. bis 35. fol. und auf dieſe will ich mich hier kürzlich beziehen.

Zuvor muß ich jedoch erinnern, daß Tab. XXXIV. bey Entwickelung der Figuren, welche auf der Vaſe ſind, dieſe hier unrichtig getrennt erſcheinen. Die weibliche ſitzende Figur mit dem Stabe muß gleich neben der liegenden ſtehen. Auf der Urne Tab. XXXV. ferner in Montfaucons Ant. expl. Paris 1719. T. V. Pl. XIX. p. 56. ferner in der vortreflichen Vorſtellung, welche Mercier in Aqua-tinta Manier davon geliefert und J. G. King ſeinen Obſervations on the Barberini-Vaſe beygefügt hat, cf. Archaeologia Societ. Antiq. Lond. Vol. VIII. pl. XX. p. 307. endlich in Wedgwoods Catalogue de Camées etc. de 1788. p. 100.

p. 100. ist dieses richtig vorgestellt. Dagegen ist es wieder in eben diesem Catalogue unrichtig, wenn diese weibliche Figur einen Spieß in der Hand hält. Es ist ein Königsstab. Piranesi und Mercier haben diesen richtiger.

Meine Vermuthung wäre nun folgende.

Die Basreliefs um den Sarcophag scheinen mir den Streit des Achills mit dem Agamemnon wegen der Briseis vorzustellen.

Auf der ersten schmalen Seite Tab. XXXV. sitzt Agamemnon, und nimmt die Briseis zu sich, welche auch zum Zeichen dieser Verbindung den Herkulischen Knoten in die Höhe hält. Achill, hiedurch äußerst beleidigt, geht sogleich fort und verläßt unmittelbar das griechische Heer.

Il. a. 322-325. 345-349. 488-491. β. 769-772.

Auf der ersten langen Seite, Tab. XXXIV. sitzt Achill traurig am Gestade des Meeres, und hat die Waffen abgelegt. Eine Gesandtschaft vom Agamemnon kommt mit Geschenken zu ihm. Ulyß und Phönix reden ihm dringend zu, daß er zum Heere zurückkehren solle. Besonders letzterer, sein alter Erzieher bittet ihm knieend. Er schlägt es jedoch schlechterdings ab.

Il. ι. 119. 157. 168. 169. 182-185. 432. 433. 602 f. 652. 653. verglichen mit Fabretti Tabella Iliadis. Romae 1683. fol. p. 343.

Auf der zweyten schmalen Seite, Tab. XXXV. hat Achill dem Patroclus seine Waffen gegeben, und leihet ihm

seine

ſeine Krieger und ſeine beyden Pferde, den Xanthus und Balius; er ſelbſt aber weigert ſich, aller Vorſtellungen ungeachtet, mit fortzugehen.

Il. π. 22-60. 126-156.

Auf der zweyten langen Seite, Tab. XXXIII. bringen endlich Ulyß und Neſtors Söhne die Briſeis nebſt Geſchenken an Waffen und Pferden in die Verſammlung der Aelteſten im Heere. Agamemnon ſitzt hier mit dem Königsſtabe, den Vulcan verfertigt hatte, und Achill wird mit ihm und der menſchlichen Geſellſchaft wieder ausgeſöhnt.

Il. τ. 238-275.

Winckelm. Monum. ant. ined. Roma 1767. Vol. 2. p. 166. et Tab. 124.

Der Hauptſchauplatz dieſer Vorſtellung iſt alſo die Geſchichte eines Helden der Vorzeit, der über den Verluſt ſeiner Geliebten in eine ſolche Traurigkeit und Verzweiflung gerieth, daß er ſchlechterdings durch nichts wieder beruhigt und zufrieden geſtellt werden konnte, als nur allein durch die Rückgabe dieſer ihm entriſſenen und ſo innigſt geliebten Freundinn.

Mich dünkt, daß man nicht leicht eine ſchönere Geſchichte für einen großen Römer wählen können, der ſeine zärtlich geliebte Frau verlohr, und ihr ein Grabmahl errichtete, in welchem er einſt wieder mit ihr vereinigt werden wollte.

Daß

Daß der Sarcophag diese Bestimmung gehabt habe, wird mir aus dem Deckel noch wahrscheinlicher. Denn voran liegt eine Frauensperson mit einem Todtenkranze in der Hand, und hinter ihr eine ältere Mannsperson, die ihr gewissermaßen nachsieht. Auch stand in dem Sarcophag nur eine einzige Urne, nämlich eben diese Barberini-Vase, an deren Boden auswärts auch nur das Bildniß einer Frauensperson angebracht ist.

Nach dieser Voraussetzung und bey weiterer Entwickelung dieser Hypothese erkläre ich mir die auf der Urne selbst mit einer so außerordentlichen Kunst ausgeführte Vorstellung nunmehr auf folgende Weise.

Ich glaube nämlich darin sehr deutlich die Geschichte der Alceste zu sehen, welche Herkules dem Admet aus der Unterwelt wieder zurückführte.

Die auf der ersten Seite Tab. XXXIV. und XXXV. in der Mitte liegende weibliche Figur mit der gesenkten Fackel ist die sterbende Alceste. Neben ihr sitzt Admet. Er sieht traurig nach dem Gegenstande seiner Liebe und seiner Leiden, und ist im Gefühle des tiefsten Kummers versunken. Von der Säule, an welcher er sich zu lehnen sucht, ist der Hauptzierrath, nämlich das Capitäl, niedergerissen und liegt zu den Füßen der Alceste. Schon sieht diese sterbend hinüber nach der Unterwelt, von welcher sie kaum noch durch einen Abgrund getrennt ist. Am jenseitigen Ufer desselben sitzt Proserpina mit dem Königsstabe. Ad-

mets Leiden ziehen ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich, und bewegen sie endlich, wie die Dichter sagen, die Rückkehr der Alceste zu bewilligen.

Auf der andern Seite der Urne tritt Herkules, geführt vom Genius der Liebe, durch die Pforte des Hades in die Unterwelt. Er läßt die hier unnütze Hülle der Oberwelt fallen, und reicht sogleich seinen mächtigen Arm der Alceste. Diese ruht in Elysium unter dem Schatten von schön belaubten Bäumen und Platanen. In ihrem Schooße sitzt Hygiea, welche ihr die verlohrne Gesundheit wieder schenkt. Mit sichtbaren Empfindungen des Erstaunens und der Freude ergreift Alceste des Herkules Arm, und bezeugt dadurch ihre Bereitwilligkeit ihm zu folgen. Pluto, der die Gewalt und Uebermacht des Herkules schon mit Schrekken erfahren hatte, sieht dieser Scene nachdenkend zu, und gibt durch seine gelassene, höchstruhige Mine und Stellung deutlich zu erkennen, daß ihn jenes Unternehmen zwar in Verwunderung setze, es aber dennoch genehmige.

Alcestis pro marito moriens et vitae ab Hercule restituta, a Begero illustr. Col. Brandenb. 1703. fol. woselbst aus dem Euripides, Apollodor, und überhaupt den ältern Schriftstellern, diese Geschichte mit vielem Fleiße zusammengetragen ist.

Da nun, wie die Dichter sagen, Herkules dem Admet die Alceste aus der Unterwelt wirklich zurückgeführt, und ihm dadurch seine vorige Zufriedenheit und ganzes Glück

wied-

wieder geſchenkt hat, ſo iſt der Hauptcharakter dieſer Geſchichte auf das vollkommenſte eben derſelbe, den ich vorhin ſchon beym Sarcophag bemerklich machte.

Daß dieſe ſo genau mit einander harmonirenden, zugleich aber dem Gegenſtande und der Beſtimmung ſo äußerſt angemeſſenen Geſchichten hier nur durch ein Ohngefehr, durch einen bloßen Zufall ſich beyſammen finden ſollten, iſt mir doch äußerſt unwahrſcheinlich. Es glaube wer da will und kann, mir iſt es unmöglich.

Indeſſen iſt ſoviel gewiß, daß die Artiſten der Alten von ſolchen Kunſtwerken, als Sarcophagen, Altären, Begräbniß-Urnen, Prachtgefäßen, vieles in Vorrath arbeiteten, und für die, welche dergleichen ſuchten, anſehnliche Lager hielten. Zu dieſen Kunſtwerken wählten ſie denn gewöhnlich ſolche Gegenſtände aus der Götter- und Heldengeſchichte, die ſich nachher, wenigſtens im Allgemeinen, immer noch auf die nähere Beſtimmung auslegen und deuten ließen. Man findet ſogar noch einige Begräbnißaltäre und Urnen, auf welchen das D. M. im voraus eingehauen iſt, die eigentliche Beſtimmung aber noch fehlt.

Es würde nun die Ausführung und Vollendung beſonders von dieſem koſtbaren Sarcophag, noch mehr aber von dieſer Vaſe, einen ſehr langen Zeitraum erfordert haben. Ich vermuthe daher, daß beydes ebenfalls nur aus ſolchen Kunſtvorräthen und Lägern genommen, allerdings aber abſichtlich ſo zuſammengeſucht ſey, damit der Hauptcharakter der

darauf angebrachten Vorſtellungen nicht allein unter ſich gleichförmig, ſondern auch ein bedeutender Ausdruck von den Empfindungen desjenigen ſeyn ſollen, der ſeiner verlohrnen Freundinn ein ſo ſchönes Denkmahl errichten wollte.

Die Arbeit am Sarcophag wird, wo ich nicht irre, von allen Kunſtkennern für offenbar römiſch gehalten.

Die Urne wird dagegen von vielen für ein griechiſches Kunſtwerk ausgegeben. Allein mich dünkt, daß die Gründe für dieſe Meinung höchſt ſchwankend, und nichts weniger als entſcheidend ſind.

Mariette hat die Arbeit an dieſer Urne genau unterſucht, und ſie iſt, den Boden ausgenommen, völlig eben ſo ausgeführet, als die Cameen von den Künſtlern damals gearbeitet wurden und noch jetzt gearbeitet werden; nämlich mit dem Touret. Wer die Urne ſelbſt nur mit einiger Aufmerkſamkeit betrachtet hat, und Natters claſſiſches Werk: la methode antique de graver en pierres fines, London 1755, dabey zu Rathe zieht, wird ſich ſehr bald hievon überzeugen.

Daß im erſten Jahrhundert dieſe Kunſt in Rom und deſſen Gebiete bis zur höchſten Vollkommenheit gebracht ſey, iſt bekannt. Die Arbeiten eines Dioſcorides, der herrliche Kopf des Cicero in der Sammlung des Kardinals Chigi, der äußerſt ſchöne Kopf vom Caligula, welchen der Graf von Wallmoden beſitzt, und wovon Winkelmann in den Anmerkungen

merkungen zur Geſchichte der Kunſt S. 114. ausdrücklich ſagt, daß er unter die allervollkommenſten Arbeiten in dieſer Art zu zählen ſey, beweiſen dieſes ſchon hinlänglich; und gerade in eben der Manier, völlig in demſelben Style, ſind die Figuren an der Urne ausgeführt. Mariette erwähnt mehr ähnlicher Arbeiten; ja er beſaß ſelbſt einen Kopf vom Auguſt, der auf das genaueſte in derſelben Manier und in eben der Glaspaſte gearbeitet war; ſogar auch von denſelben Farben: nämlich auf einem dunkel amethyſtfarbigen Grunde, weiße Figuren. Mariette traité des pierres gravées. Paris 1750. T. I. p. 217. ſeqq. desgl. p. 283. Ob der in Rom wohnende Künſtler von Geburt ein Grieche, oder ein Römer geweſen, iſt wohl höchſt gleichgültig. Denn geſetzt auch, daß er ein Grieche war, ſo würde man blos darum ſeine Kunſtwerke nicht wohl griechiſche Arbeit nennen können.

Es iſt ganz ohne Grund, wenn einige behaupten, das Bildniß der Frauensperſon am Boden ſey ein Fragment von einer andern, vielleicht noch ältern Arbeit. Ich habe nicht nur beym Victor Hamilton, als er durch Deutſchland reiſte, das Original ſelbſt, ſondern noch neuerlich die herrliche Copie des Herrn Wedgwood, mit der äußerſten Aufmerkſamkeit betrachtet. Es hat damit nur folgende Bewandniß. Der Künſtler konnte die Urne und den Boden nicht wohl aus einem Stücke machen, weil er ſich die Ausführung des Kunſtwerkes eben dadurch ganz außerordentlich

lich würde erſchwert haben. Sobald die Urne unterwärts eine beträchtliche Oeffnung hatte, war er weit eher im Stande, der Maſſe durchgehends eine gleichförmige Dicke zu geben, auch konnte dann die Wirkung des Feuers ungleich leichter ſo beſtimmt werden, als es nach der Abſicht des Künſtlers die Maſſe an jeder Stelle von außen und von innen erforderte; endlich ſo war er nur auf dieſe Weiſe verſichert, daß ein Bildniß, welches am Boden angebracht werden ſollte, bey einiger Erweichung im Feuer nicht verdorben wurde, indem die Urne im weichen, wenigſtens geſchmeidigen Zuſtande, doch irgendwo einen Ruhepunkt haben mußte.

Überall aber ſind dergleichen Vaſen, die gar keinen Boden haben, ſondern unten noch völlig offen ſind, nichts ſo außerordentlich ſeltenes. Hamilton in Collection of Engravings from ancient Vases of Greek Workmanſhip. Naples 1791. fol. Vol. I. p. 42. et 43. ſagt: ſome indeed were originally fabricated without a bottom, and therefore cou'd be intended for ornament only. It is however neceſſary to remark that ſuch Vaſes without bottoms are always of a long narrow form, and I never have ſeen but one of ſuch a form, that had a bottom. Eben dieſe Bemerkung wiederholt er im 2ten Theile p. 101. Dies beſtärkt mich nun in meiner Vermuthung, daß auch dieſe Barberini-Vaſe gleich anfangs mit offenem Boden verfertigt ſey, daß aber derjenige, der ſie für dieſes Denkmahl

aus-

ausſuchte und beſtimmte, alsdann erſt das Bildniß ſeiner verlohrnen Freundinn dazu verfertigen ließ, und vielleicht von eben demſelben Künſtler, welcher zuvor die Urne verfertigt hatte.

Was aber den großen Unterſchied in der Arbeit betrifft, der einem jeden gleich auffallen muß, ſobald er nur den Boden mit den Figuren der Urne vergleicht, ſo läßt ſich dieſer ſehr leicht erklären, ohne daß man eben nöthig hätte, das Bildniß für ein Fragment einer ältern und ganz verſchiedenen Arbeit auszugeben.

Der Künſtler hat nämlich jene Figuren und deren Grund mit dem Touret bis zur höchſten Vollkommenheit nachgearbeitet und ausgeführt, dagegen aber das Bildniß am Boden ganz und gar nicht. Er hat es vielmehr ſo völlig roh und unvollendet gelaſſen, wie die Maſſe zuerſt aus der Form kam. Dergleichen alte unvollendete Paſten finden ſich indeſſen ſehr häufig. Mariette führt am obbemerkten Orte mehrere davon an, und es verdient überall dieſe Stelle dort nachgeſehen zu werden.

Noch glaube ich bemerken zu dürfen, daß man die Form der Urne nicht wohl für griechiſch ausgeben könne. Sie ſcheint mir ſchon eher die Form der römiſchen Thränengläſer nur im größern Verhältniſſe zu haben.

Iſt die Urne wirklich ein römiſches Kunſtwerk, ſo kann ſie dem Style der Arbeit nach nicht wohl älter ſeyn, als die Zeiten Auguſts, und ſchwerlich jünger als die des Trajans; wenig-

wenigſtens wird es ſich wie ich glaube leicht beweiſen laſſen, daß Urne und Sarcophag nie dem Alexander Severgehöret haben, ſondern älter ſind.

Ueberhaupt getrauete ich mir wohl verſchiedene Gründe zu einer ganz andern Vermuthung zuſammenzuſtellen. Doch dieſes vielleicht bey einer andern Gelegenheit.

Gern überlaſſe ich es nunmehr Kennern, daß ſie mich eines beſſern belehren, und, nebſt Anführung der Gründe über dieſe Vermuthungen den Stab brechen; auch würde ich mit einem: Se non é vero, é ben trovato, ſchon zufrieden ſeyn.

Ueber

Ueber

die

Vaſa Murrina.

Herrn

Dr. Johann Reinhold Forſter,

öffentl. ordentl. Lehrer der Arzneigelahrheit, Weltweisheit, Naturgeſchichte, und Mineralogie, auf der Univerſität zu Halle, Mitgliede der Academien der Wiſſenſchaften zu London, Paris, Petersburg, Madrit, ꝛc. ꝛc. ꝛc.

zugeeignet

vom

Verfaſſer.

In dem antiquariſchen Studio iſt es oft mehr Ehre, das Wahrſcheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bey Ausbildung des erſteren war unſere ganze Seele geſchäftig. Bey Erkennung des andern kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu ſtatten.

Leſſings Briefe antiq. Inhalts Th. 2. S. 40.

Es iſt immer ein mißliches Unternehmen, wenn man über ſolche Gegenſtände mit eins ein volles Licht zu verbreiten hofft, an welchen ſchon ſo große Gelehrte mit dem Aufwande einer beynahe unglaublichen Erudition ihre Kräfte verſucht haben, ohne jedoch den allgemeinen Beyfall und eine feſte Ueberzeugung nur im mindeſten erringen zu können. Ich hoffe indeſſen, daß der billige Theil meiner Leſer ſich der goldenen Regel hiebey erinnern wolle: non quis, ſed quid.

Soviel

Soviel ich weiß ſind, von den neuern Abhandlungen über die Vaſa murrina, folgende noch die vorzüglichſten.

1) Chriſt de Murrinis veterum, Lipſiae 1743. 4. Er erklärt ſich zwar nicht ſo ganz beſtimmt, welche Steinart er für das Murrinum halte. Doch ſcheint er p. 33. einen Dendrachat dafür anzunehmen.

2) Mariette traité des pierres gravées, Paris 1750. fol. T. 1. p. 218. Dieſer ſucht mit vieler Mühe zu beweiſen, daß es Chineſiſches Porzellan geweſen ſey.

3) Winkelmann Deſcript. des Pierres gravées du B. de Stoſch. Florence 1760. 4to p. 501. ſeq. Er behauptet hier, daß es eine aus mehreren Farben zuſammengeſetzte Sardonyx- oder Achatart geweſen ſey.

4) Disquiſit. Plinian. auct. C. a Turre - Rezzonici, Parmae 1773. fol. T. II. p. 209. ſeq. in annot. Dieſer beſchließt endlich ſeine Unterſuchung mit den Worten: et potius cum Bayfio affirmarem, nunc vlla eſſe ea vaſa, vel nobis ignota.

5) Jannon di S. Laurent. in Diſſertatione ſopra le Pietre prezioſe degli Antichi. cf. Acta Acad. Corton. T. V. p. 45. Er glaubt, das Murrinum ſey eine Agata Sardonica geweſen.

6) Diſſertation de l'Abbé le Blond ſur les Vaſes murrhins. Er hält es für Sardonyx.

7)

7) Des Prinzen Biscari Ragionamento dè Vaſi murrini. 1781. 4. Dieſer beſitzt einen kleinen Becher, der, wie Hr. Pr. Münter ſagt, aus einer ſehr feinen braunen Erde verfertigt iſt, und von dieſem behauptet er in der Abhandlung, daß er ein Vas murrinum ſey.

Früher ſchon hatten Cardan, Scaliger, Salmaſius, Belon, Saxe, Pancirolli, Boulanger, Pitiscus, Mercatus, Cäſius, Boetius de Boot, Guibert, Gori, Galeotti, Varchi, Ehregott, Bayfius, Gesner, dieſen Gegenſtand mit vieler Gelehrſamkeit behandelt. In neuern Zeiten traten wiederum Desmareſt, d' Antic, d' Arcet, Raspe, Le Sage auf, und verſuchten dieſes Räthſel doch endlich zu löſen. Inzwiſchen ſind alle dieſe früheren oder ſpäteren zum Theile ſehr von einander abweichenden Meinungen in den vorhin bemerkten Abhandlungen mit vieler Sorgfalt vorgetragen.

Alles, was nun bisher darüber geſagt, geſchrieben und geſtritten iſt, lauft am Ende darauf hinaus, daß man das Murrinum entweder

für Chineſiſches Porzellän, oder
Glas-Paſten, oder
Rubinglas, oder
Sardonyx, oder
Dendrachat, oder
buntfarbigen Fluß-Spath, oder

eine

eine Art von Bernſtein, oder
Meerſchaum, oder
Kunſtwerke aus feinem Thone, oder
Arbeit aus ſchönen Muſcheln,

wohl gar für ein vulkaniſches Produkt und Gott weiß was noch, ausgegeben hat.

Ich beſcheide mich gern, daß, wo nicht alle, doch gewiß der allergrößte Theil der Männer, die bisher davon geſchrieben haben, unendlich viel mehr Kenntniſſe, und Scharfſinn, und Gelehrſamkeit beſitzen und beſeſſen haben, als ich. Aber, wer mir zeigen kann, daß nur ein einziges von allen dieſen Dingen durchgehends und ohne Ausnahme mit dem übereinkomme, was die Alten davon ſagen — erit mihi magnus Apollo!

Es iſt zwar für die ganze Humanität äußerſt wohlthätig, und man kann es der Vorſehung nie genug verdanken, daß bey literariſchen Unterſuchungen kein Schema examinandi Statt finde, nach welchem der denkende, nach Wahrheit forſchende Mann in ſeinem Grundtexte gerade nichts mehr und nichts weniger ſehen, oder davon glauben, überhaupt nicht mehr Vernunft haben darf, als nur etwa ein oder anderer literariſcher Parvenü, abſichtlich ſo will und gut findet. Inzwiſchen iſt es mir doch unbegreiflich, wie das, was die Alten ſagen und in deren Grundtexte mit dürren Worten ſteht, von manchen ſo höchſtſonderbar verkrüppelt und verſchroben werden können, um doch ja ihre Hypotheſe

noch

noch damit zu vereinigen. So erklärt Mariette z. B. die Worte des Plinius: Humorem putant ſub terra calore denſari: daß die Porzellándöfen unter der Erde gelegen hätten. Weil nun vollends noch Properz eben dieſe Meinung der Alten im dichteriſchen Gewande vorträgt:

Murreaque in Parthis pocula cocta ſuis *)

ſo zweifelt er um ſo weniger an der Richtigkeit ſeiner Vermuthung!!!

Eben ſo auffallend iſt die höchſt unſchuldige Verſchwiegenheit, womit andere wieder über dieſe oder jene Stelle der Alten hinweghüpfen, nur damit ihre Meinung wo möglich keinen Anſtoß finde.

Allein, was war die Folge von ſolchen Unterſuchungen? Die, daß bis jetzt noch keine derſelben ihr volles Glück machen können. Indeſſen verkenne ich gewiß nicht den Nutzen, daß wir die nun einmahl zuſammengeſuchten Stellen der Alten jetzt ungleich bequemer mit einander vergleichen können. Eine ſehr leichte Mühe würde es daher ſeyn, alle dieſe ältern Nachrichten vom Murrino hier ohne Auswahl herzuſetzen. Dies würde jedoch ganz ohne Nutzen ſeyn, und wer noch todte Schätze darin zu finden glaubt, wird ſie dort leicht aufſuchen können. Doch zweifle ich ſehr, daß die Nachleſe die Mühe belohnen werde.

Um

*) Propertius L. 4. Eleg. 5. v. 26. ex emend. Turnebii in Adverſ. 8. 1.

6) Daher nahm er auch keinen blendenden Glanz an, ſondern nur einen Fettglanz, und eine matte Bläuke.

Splendor his ſine viribus, nitorque verius quam ſplendor. l. c. l. 37. S. 82.

7) Die ſchöneren Gefäße hatten Streifen und Flekke, die aus der Purpurfarbe ins Weißglänzende oder in die Feuerfarbe, oder in eine ſanfte Fleiſchfarbe übergingen.

In pretio varietas colorum, ſubinde circumagentibus ſe maculis in purpuram candoremque, et tertium ex vtroque igneſcentem, veluti per tranſitum coloris, in purpura aut rubeſcente lacteo. l. c. l. 37. S. 8. ed. Hard. purpura rubeſcente aut lacte candeſcente. ed. Ienſonii. Ven. 1472.

Plorat Eros, quoties *maculoſas pocula Myrrhas.*
Inſpicit, aut pueros, nobiliusve citrum.
Martialis Epigr. L. X. LXXX. de Erote.

Surrentina bibis? nec *murrhina picta*, nec aurum
Sume: dabunt calices haec tibi vina ſuos.

8)

Mart. Xenia L. XIII. CVII. Surrentinum.

8) Einige hatten Speck- oder Fettflecke.

His maculae pingues placent. Pl. H. N. l. 37. S. 8.

9) Im Ganzen war er undurchsichtig, hatte jedoch zuweilen durchscheinende Stellen.

translucere quidquam vitium est. l. c.

Nos bibimus vitro, tu Murra, Pontice, Quare?
Prodat perspicuus ne duo vina calix.
Martial. Epigr. L. IV. n. 85.

10) Einige Stücke waren blaßgelb.

pallere vitium est. Pl. H. N. l. 37. S. 8.

11) Die Gefäße waren nur höchstselten größer als gewöhnliche Trink-Becher.

amplitudine nusquam parvos excedunt abacos: crassitudine raro, quanta dictum est vasi potorio. l. c.

12) Sie kamen nur aus dem Oriente, auch

Oriens Murrina mittit. Inveniuntur enim ibi in pluribus locis,

auch aus ſolchen Ländern, die den Römern zu den Zeiten des Plinius noch unbekannt waren, mithin von ihnen noch nicht unmittelbar beſucht wurden.

cis, *nec insignibus* — praecipue tamen in Carmania l. c.

13) Sie wurden über Ougein (Ozene) aus entfernten Gegenden Indiens, als ein wichtiger Handelsartikel nach Baroach (Barygaza) am Meerbuſen von Cambaya gebracht, und von da aus weiter verſandt.

Ibidem quoque verſus ortum eſt civitas Ozene dicta, vbi olim fuit regia. Ex hac omnia, quae ad regionis commoditatem felicitatemque faciunt, Barygazam deportantur, necnon quae ad noſtram mercaturam pertinent, vt *lapides Onychini et Murrini*, ſindones Indicae et molochinae multumque othonii vulgaris. Arriani Peripl. Mar. Erythr. in Geograph. vet. Script. min. Vol. I. p. 27. et 28.

14) Einige dieſer Gefäße hatten einen Wohlgeruch.

Aliqua et in odore commendatio eſt. Pl. H. N. L. 37. S. 8.

15)

15) Alle diejenigen Steinarten, welche den Römern vor des Pompejus Siegen in Asien bekannt waren, so wie diejenigen, welche die Griechen bis dahin kannten, und von ihnen zu Gefäßen oder Gemmen bearbeitet, auch aus dem so oft geplünderten Griechenlande nach Rom gebracht waren, können durchgehends kein Murrhinum gewesen seyn.

Eadem victoria *primum* in vrbem Murrhina invexit: *primusque Pompeius* lapides et pocula ex eo triumpho Capitolino Ioui dicavit, quae protinus ad hominum vsum transiere abacis etiam escariisque vasis inde expetitis l. c. S. 7.

Dies sind nun meines Wissens alle Stellen der Alten, die einen bestimmten Aufschluß geben können.

Jetzt aber frage ich jeden Kenner, der nur irgend Kunstsachen in beträchtlichen Sammlungen gesehen hat, ob sich ihm die Steinart und die Gefäße, die es nur allein seyn können, nicht von selbst schon aufdringen sollten; auch ob ein einziges von den vielen bisher für Murrinum ausgegebenen Dingen sich wohl mit diesem Kennzeichen vereinigen lasse.

Denn

Denn ſo widerſprechen dem Porzellâne, den Glaspaſten, dem Rubinglaſe, durchaus nro. 1. 2. 3. 5. 6. dem Sardonyx 5. 6. 12. 15. dem Dendrachate 5. 6. 15. dem Flußſpathe 5. 6. 8. 9. 12. 15. dem Bernſteine 3. 6. 7. 12. 15. dem Meerſchaume 3. 7. 9. 15. den Kunſtwerken aus feinem Thone 1. 2. 3. 9. 11. der Arbeit aus Muſcheln 2. 3. 4. 9. und wenn ich den Bernſtein und das Chineſiſche Porcellân davon ausnehme, ſo iſt für keins dieſer Produkte, wegen nro 14. nur irgend ein Grund oder eine wahrſcheinliche Veranlaſſung anzugeben.

Dagegen ſind nun die Vaſa Murrina offenbar nichts anders, können auch ſchlechterdings nichts anders geweſen ſeyn, als:

Gefäße aus Chineſiſchem Speckſteine, welchen die Chineſer ſchon damals einen Muskus-Geruch mitzutheilen pflegten. Dieſe wurden nun entweder durch den Indiſchen Küſtenhandel über Taprobane, oder auch zu Lande über Ozene nach Barygaza, von da in den Perſiſchen Meerbuſen, und ſo nach Kermen, (cf. Arriani Peripl. Maris Eryth. in Hudſons Geogr. min. T. I. p. 15. 34. 30. Arrian. Ind. Op. p. 194. oder auch von derjenigen Kaſte der Indianer, die nur Kaufleute waren, durch den Carawanenhandel ins Reich der Parther eingeführt. (cf. Plin. H. N. L. 6. S. 22. Strabo p. 782. Ptolemaeus l. 11. wegen der Reiſe nach Serica; Cteſias ap. Ael. Hiſt. An. IV, 26.

Degui-

Deguignes in den Memoires de l'Acad. des Inscript. T. XLVI. Heeren v. d. Politik und Handel der alten Völker. Th. 2. S. 695.

Dies wäre also das große Problem; und ich fordere einen jeden gründlichen Mineralogen hiemit öffentlich auf, daß er mir eine Steinart und Gefäße aus dem Oriente, jenseits Kermen, und zwar aus den entfernten Gegenden Indiens, nenne, womit alles, ohne Ausnahme, so übereinstimme als mit dieser.

Daß das ächte Murrinum kein Produkt der Kunst, sondern allerdings ein Fossil gewesen, habe ich schon vorhin gezeigt. Hoffentlich aber wird niemand behaupten wollen, daß ein solches Fossil seit den Zeiten des Plinius ganz vom Erdboden verschwunden sey. Wer darauf Rücksicht nimmt, wie sehr die Kenntniß der Fossilien seit jenen Zeiten erweitert und bereichert ist, wird vielmehr eingestehen müssen, daß dieses Fossil der Alten unter dem so erstaunenden Vorrathe unserer Fossilien gewiß auch jetzt noch vorhanden sey. Die Frage kann also nur die seyn: mit welchem derselben treffen alle Kennzeichen und Nachrichten der Alten so genau, und zwar so ausschließend zusammen, daß sie auf eben dieses Fossil auch nur allein gedeutet werden können?

Ich besitze selbst eine nicht unbeträchtliche Sammlung von Chinesischem Speckſteine, worunter einige Gefäße von gewiß seltener Schönheit und Größe sind, und an diesen getraue ich mir alles dasjenige auffallend deutlich zu zeigen,

gen, was die Alten je vom Murrino gesagt haben. Denn beynahe möchte man fragen, ob des Plinius Beschreibung nach diesen Gefäßen, oder die Gefäße nach des Plinius Beschreibung gemacht wären.

Daß die Chinesen zu des Plinius Zeiten, außer mehreren ihrer jetzigen Gewohnheiten, auch die schon gehabt haben, daß sie ihren Waaren den Muskus-Geruch mittheilten, ist sowohl nach den Sitten als auch Naturgeschichte dieses Landes nicht so ganz unwahrscheinlich. Aber woher der Name Murrinum, oder Myrrhinum, oder Murra? Da die Alten oft nur überhaupt den Begriff eines aromatischen, balsamischen Wohlgeruches mit dem Worte Myrrha verbanden, so vermuthe ich beynahe, daß sie jenen Beynamen wirklich von diesem Worte hergenommen haben, und damit nichts mehr andeuten wollen, als — wohlriechende Gefäße.

Wem es nun darum zu thun ist, daß er sich durch den Augenschein überzeuge, und überhaupt eine gründliche Untersuchung und Vergleichung des Ganzen anstellen könne, der wird sehr leicht Gelegenheit finden, dergleichen Gefäße und Bilder von unendlicher Verschiedenheit in großen Kunstsammlungen anzutreffen.

Außer diesem fossilen Murrino besaßen die Alten aber auch noch ein künstliches Murrinum, nämlich eine Glasmasse, die es nachahmte. Plinius sagt davon, L. 36. S. 26. Fit (vitrum) et album et murrinum, aut Hyacinthos, Sap-

Sapphirosque imitatum et omnibus aliis coloribus. Arrian erwähnt ebenfalls dieſes Glaſes, welches zu Diospolis, dem jetzigen Luxor in Oberägypten, verfertigt wurde: καὶ λιθίας ὑαλῆς πλείονα γένη καὶ ἄλλης μορρίνης, τῆς γινομένης ἐν διοσπόλει. Arrianus in Periplu Maris Eryth. cf. Hudſonii Geogr. min. I. p. 4. Salmaſius erinnert daher mit Recht in ſeinen Exercit. Plin. p. 144. et 769., daß man dieſes künſtliche Murrinum ja nicht mit dem ächten foſſilen Murrino verwechſeln müſſe, und gewiß iſt es, daß eben dieſe Verwechſelung zu vielen Mißdeutungen und falſchen Behauptungen Anlaß gegeben hat.

Noch muß ich zum Ueberfluſſe, wegen einer andern bekannten Stelle im Plinius, hier etwas erinnern. Er ſagt nämlich L. 37. S. 71. Siquidem a membris corporum habent nomina: hepatitis a iecinore: ſteatitis ſingulorum animalium adipe numeroſa. So lautet die ganze Stelle. Inzwiſchen könnten doch einige, und vielleicht gern, daraus die Folgen ziehen wollen, daß dieſer vom Plinius hier angegebene Stein auch wirklich unſer Speckſtein geweſen ſey, — daß die Alten den Speckſtein überhaupt mit keinem andern als nur allein mit dieſem Namen belegt hätten, — daß unter dieſer Benennung auch der Chineſiſche mit begriffen geweſen wäre, und alſo — daß die Alten unter dem Murrino eine ganz andere Steinart verſtanden haben müßten, als ich hier behauptet habe.

Ohne diese Folgen zu ziehen, kann jene Stelle im Plinius hier zwar nicht als Zweifel und Einwand gebraucht werden: dies wird man hoffentlich eingestehen. Inzwischen dürfte eine nähere Untersuchung derselben für einige Dilettanten nicht so ganz überflüssig seyn.

In den neuern Mineralogien wird dem Speckſteine, ausser dem Namen Smectis und Lardites, freylich auch der vom Steatit gegeben. Ob aber Plinius, und überhaupt die Alten, unter dem Namen Steatites unsern Speckstein verstanden haben, dies ist eine ganz andere Frage. Es ist vielmehr höchstwahrscheinlich, daß sie ihn — grade nicht darunter verstanden haben, und wenigstens nicht den Chinesischen Speckstein. Denn:

1) Was für eine Steinart des Plinius Steatit eigentlich gewesen sey, läßt sich jetzt überhaupt nicht bestimmen. Die Alten ordneten und unterschieden die Steinarten, weder nach den inneren Bestandtheilen, noch nach äußeren scientifischen Kennzeichen, sondern allein nach den Farben, oder nach ihrer Gestalt, oder auch wohl nach dem Vaterlande. In obiger Stelle ist aber von der Härte, von der Gestalt, von den Bestandtheilen, von den Lagerstäten, vom Vaterlande oder deß etwas, nicht das mindeste angegeben. Es kann also jener Steatit des Plinius immer ein Cacholong, oder ein weißer Chalcedon, oder ein weißer Nephrit, oder ein fetter Quarz, oder ein weißer Jaspis, oder ein Milch-Opal, oder ein Meerschaum gewesen

seyn.

ſeyn. Wer wollte wohl hierin etwas entſcheiden können oder wollen!

2) Daß man jetzt den Speckſtein Steatit nennt, beweiſet nun vollends nichts. Denn durch eine fortdaurende Ueberlieferung haben wir die Nachricht nicht, daß jener Steatit auch unſer Speckſtein ſey. Nur erſt in neuern Zeiten, als mit den übrigen Wiſſenſchaften auch die Mineralogie aus dem Staube wieder hervorgezogen und cultivirt wurde, und die erſten Schriftſteller ihre Werke in lateiniſcher Sprache lieferten, ſuchten dieſe, beſonders im Theophraſt und Plinius, diejenigen Namen für jedes Foſſil auf, welche ſie nach ihrer Meinung und nach ihren Kenntniſſen für die paſſendſten hielten. Wie unglücklich und falſch dieſe jedoch oft gewählt ſind, beweiſen unter andern der Sapphir, Chryſopras, Smaragd, Lyncur ꝛc. Denn offenbar verſtehen wir jetzt ganz andere Steine unter dieſen Namen, als Theophraſt und Plinius.

3) Wer alſo jene Stelle im Plinius nur irgend als Zweifel oder Gegenbeweis brauchen wollte, der müßte ſelbſt erſt beweiſen, daß der Speckſtein nicht nur überhaupt, ſondern auch beſonders der Chineſiſche, ausdrücklich damit gemeint ſey. Indeſſen möchte ich an dieſem Verſuche nicht gern einigen Antheil nehmen.

4) Geſetzt aber auch, dieſes würde wirklich bewieſen, ſo folgt doch bey weitem nicht, daß die Alten nicht mehrere Namen für den Speckſtein, und beſonders wegen einer ſo

auffallenden Abart deſſelben gehabt haben könnten. Sie hatten nicht nur allerdings für einige Steine mehrere Namen, denn ſo nannten ſie z. B. den rothen Granit, aus welchem die noch in Rom vorhandenen Obelisken verfertigt ſind, Syenit und Pyrrhopöcilon, auch Pſaronius, den Amethyſt Paederos, auch Anteros, und Gemmam Veneris etc., ſondern ſie gaben wohl gar einigen unter ſich ganz verſchiedenen Steinarten einerley Namen. Z. B. nicht nur dem Amethyſte, ſondern auch dem Opale, ja ſogar einer Pflanze den von Paederos, (a) einem Alabaſter und einer feinen Kieſelart den vom Onyx; außer einem künſtlichen Glaſe, wenigſtens noch zwey verſchiedenen Steinarten den vom Obſidian; einem Edelſteine und einer gemeinen Erdart den vom Carbunculus, Creta nannten ſie nicht dasjenige allein, was wir jetzt Kreide nennen, ſondern auch den Kalkmergel, ja ſogar eine weiße Siegelerde; Pyrites hieß nicht allein der Schwefelkies, ſondern auch der Arſenicalkies, ſogar das, was wir jetzt Feuer- oder Flintenſteine nennen, und endlich auch ein harter Mühlſtein; und was die Griechen Topas nannten, nennt Plinius Chryſolith, was aber Plinius Topas nennt, iſt weder der Griechen noch unſer Topas. Dergleichen Widerſprüche und Abweichungen könnte man in Menge nachweiſen.

5) Und eben wegen dieſer ſo ſchwankenden, höchſt unbeſtimmten Benennungen und Nachrichten, haben einige Mine-

(a) Pauſanias. Lib. 2. Corinth. cap. 10. p. 135. Edit. Kuhnii.

Mineralogen geglaubt, daß unſer Speckſtein mit unter der Terra Cimolia der Alten begriffen ſey. Dioscor. L. V. c. 176. Plin. H. N. L. 35. S. 18. et 57. I. Hills Hiſtory of Foſsils, London 1748. fol. p. 22. et 49.

6) Würde aber ſogar auch bewieſen, daß Plinius unter dem Steatite nur allein den Speckſtein verſtanden, und für den Speckſtein keinen andern als nur dieſen Namen gehabt hätte, ſo würde er ſolchen doch gewiß nur dem gewöhnlichen, nimmermehr aber auch dem Chineſiſchen Speckſteine gegeben haben. Denn auf dieſen paßt, im Ganzen genommen, ſeine Beſchreibung vom Steatite ganz und gar nicht. Dieſer iſt wegen der hohen Farben, die oft völlig in ein brennendes Purpurroth, oder dunkeles Violet übergehen, auch wegen der Feinheit des Kornes, wegen der Härte, ſo auffallend vom gemeinen Speckſteine unterſchieden, daß die Alten, die nur allein auf dieſes, dagegen auf die Beſtandtheile gar keine Rückſicht nahmen und nehmen konnten, ihn zuverläſſig nie damit würden verbunden haben. Plinius ſagt es ausdrücklich, daß man ſogar bey ein und derſelben Steinart ſo verfahren habe: Illud modo meminiſſe conveniet, increſcentibus varie maculis et verrucis, linearumque interveniente multiplici ductu et colore, mutata ſaepius nomina in eadem plerumque materia. L. 37. S. 74.

Aus gleicher Urſache iſt er von guten Mineralogen immer von jenen als eine Abart unterſchieden. Da nun

kürzlich

kürzlich Hr. Klaproth die interessante Entdeckung gemacht hat, daß er zum Speckstein-Geschlechte überall nicht gehöre, so würde ich auch nur allein dies Chinesische Fossil, nie aber den gemeinen Speckstein Murrinum nennen. Ueberdem sind die eigentlichen Speckflecke, nach welchen Plinius ihn doch nur allein Steatit genannt haben könnte, beym Murrino grade etwas seltenes, daher solches von den Alten sowohl als von den Neuern mit Recht als eine besondere Schönheit und Seltenheit geschätzt wird. Noch mehr; die weißgelbe Farbe, wodurch das Murrinum nur allein einige Aehnlichkeit mit des Plinius Steatite haben könnte, wurde grade als ein Fehler, als ein Hauptmangel angesehen, den es durchaus — nicht haben mußte, wenn es ein reines, schönes, vollkommenes Murrinum seyn sollte. Dieses ist nun beym Chinesischen Fossil wirklich noch jetzt der Fall. Es geben daher die Chineser vielen dieser Gefäße, wenn sie zu blaß sind und ins Weißgelbe fallen, die Purpurfarbe durch eine Beitze. Vielleicht haben sie dieses schon damals gethan, und so könnte der Consequenzmacher das pictum und coctum der alten Dichter wohl gar noch dahin deuten wollen. Kurz die blasse und weißgelbe, dem gemeinen Speckſteine ähnelnde Farbe war ein Fehler. Pallere vitium est, sagt Plinius. Mithin durfte das Murrinum mit dem Steatite des Plinius grade — keine Aehnlichkeit haben; und nur als Seltenheit, als Ausnahme einige dem Fette ähnliche Flecke haben, oder schlechterdings

terdings immer und durchgehends, wie ein ganzes Stück Fett aussehen müssen, ist doch wohl ein Unterschied, besonders bey Steinen, wenn auf Härte und Bestandtheile gar keine Rücksicht genommen wird, wie dieses denn hier beym Plinius offenbar der Fall ist.

7) Endlich frage ich noch, da diese so schön gefärbte und feinkörnige Steinart bis jetzt immer noch ausschließend nur in China gefunden wird, und allein nur von daher zu erhalten steht, ob es nach der Methode, die Plinius bey Beschreibung der Fossilien so durchgehends beobachtet, wohl irgend glaublich sey, daß er alsdann, wenn er unter seinem Steatite auch den Chinesischen ausdrücklich mitbegriffen wissen wollte, dieses in seiner Angabe nicht zugleich noch mit angeführt hätte. Nach meiner Ueberzeugung würde er alsdann gewiß noch gesagt haben, daß es eine merkwürdige, vom gewöhnlichen Steatite sehr abweichende, dagegen äußerst schönfarbige Abart desselben gebe, die aber nur allein in sehr entfernten, unbekannten Ländern gefunden werde, und ganz zuverlässig hätte er noch angeführt, daß man schöne Gefäße und Bilder daraus verfertige!!!

Doch wozu alles dieses. Jene Stelle kann nur bey dem einigen Zweifel erregen, der mit der Mineralogie, mit der Geschichte dieser Wissenschaft, und mit der Methode der Alten, die Steine zu ordnen und zu benennen, nicht vertraut ist. Sie kann so wenig für als wider den Chinesischen Speckstein das mindeste beweisen, und ist bey dieser

Unter-

Unterſuchung eigentlich gar keiner Anwendung fähig. Daß die vom Murrino dort ausgezogenen Kennzeichen dieſe vom Steatite nur ſo flüchtig hingeworfene höchſt magere Nachricht des Plinius unendlich überwiegen, wird jeder Mineraloge ſchon von ſelbſt bemerken.

Ich erinnere mich aber noch einen Zweifel gehört zu haben, der jedoch kaum eine Anführung verdient. Man wollte nämlich behaupten, daß die Preiße, welche Plinius von einigen der murriniſchen Gefäße angibt, viel zu hoch wären, als daß man ſolche für Chineſiſche Speckſteinvaſen nur jemals könnte gegeben haben; das Murrinum müſſe alſo nothwendig ein weit koſtbareres Naturprodukt als Chineſiſcher Speckſtein geweſen ſeyn! Hierauf läßt ſich freylich nichts antworten, als daß dem, der ſo etwas vorbringt, die ungeheuren Summen nicht bekannt ſeyn müſſen, welche Roms überreiche Schwelger für Perlen, Gemählde, Fiſche, Leckereyen, und ähnliche Seltenheiten verſchleudert haben, auch was in neuern Zeiten Unſinn und Liebhaberey für ſeltene Tulpen ausgab, u. w. d. m. iſt. Die Erfahrung hat es ja in allen Zeitaltern gelehrt, daß da, wo nur Seltenheit und Liebhaberey den Werth beſtimmen, ein übergroßer Reichthum nie Grenzen kenne, am wenigſten ſolche, die der innere Werth nur allein vorſchreiben könnte.

Dem Plinius haben wir es alſo allein zu danken, wenn wir jetzt noch im Stande ſind, mit Ueberzeugung zu ſagen,

was

was Murrinum ſey. Es iſt auch kein einziges Foſſil, welches er mit einer ſolchen Genauigkeit, mit einer ſolchen Vorliebe, ſo ganz con amore beſchrieben hat, als dieſes.

Ich bin für mich zufrieden, daß ich gezeigt habe, was das Murrinum war. Ob andere ſich ebenfalls davon überzeugen, will ich ruhig erwarten.

Eine jede mit Sachkenntniß verbundene Berichtigung, wird mir immer willkommen ſeyn. Wenn aber der Zweifler, unter dem Scheine einer ganz vorzüglichen Prudenz und Vorſichtigkeit, ſich nur das Anſehen eines gelehrten Sehers gibt, der noch Wunder von Bedenken im Hinterhalte hätte, ohne doch irgend damit hervorzutreten, der thäte doch wohl beſſer, er verzöge ſein Geſicht lieber gar nicht. Denn wozu kann ſo etwas nützen. Daß dagegen der vorurtheilfreye blos Wahrheit ſuchende Mineraloge, wo nicht gleich, doch gewiß in der Folge mir Gerechtigkeit werde wiederfahren laſſen, davon bin ich völlig überzeugt. Und iſt dieſes, ſo wird auch nächſtens ein ſolider und beſcheidener Franzoſe auftreten, der ebenfalls über die Vaſa murrina eine Abhandlung ſchreibt, ſie auch für Gefäße von Chineſiſchem Speckſteine erklärt, ſelbſt Stellen aus dieſer Abhandlung anführt, und dennoch mit den Worten endiget: j'eſpère au moins qu'on ne voudra pas me conteſter la gloire d'avoir à la fin demasqué cet — impenetrable masque de fer. conf. le veritable Homme au masque de fer par M. de St. Mihiel, Strasb. 1790. p. 111. 112. not. 1. und Anek-

doten

boten vom Franzöſiſchen Hofe aus den Briefen der Mad. d' Orleans; Strasb. (Braunſchweig) 1789. S. 40.

Dem ſey jedoch wie ihm wolle, ſo wünſchte ich wirklich, daß ein Franzoſe ſich und mich, wegen dieſer Abhandlung, abermals mit eben dem Zutrauen beehren möchte, als es dort dem Mr. de St. Mihiel beliebt hat. Denn ich könnte leicht nachweiſen, daß dieſelben Vermuthungen gewiſſen Leuten äußerſt unglaublich und höchſt unwahrſcheinlich vorkommen, ſo lange ſie nur ein Deutſcher vorträgt, dann aber gleich ſehr glaublich und höchſt wahrſcheinlich werden, ſobald ſie nur francaiſirt ſind.

Nobis ſatis erit in his coarguiſſe dira mendacia.

Plin. H. N. L. 37. S. 73.

Briefe

Briefe

über die

Manufacturen der Mode-Bücher,

besonders der

Aufruhr-Prediger und Sprach-Umwälzer.

Semper ego auditor tantum? nunquam ne reponam,
Vexatus toties rauci Theſeïde Codri?

Iuven. Sat. I.

Erſter Brief.

Schon ſo oft haben Sie, liebſter Freund, über die Modeſchreibereyen geklagt, mit welchen man unſer ehrwürdiges Vaterland jetzt ſo muthwillig heimſucht, und wodurch alle Cultur des Geiſtes, ſo wie das Gefühl für ſolide Wiſſenſchaften, beynahe gänzlich erſtickt wird. Freylich iſt dieſes für den denkenden Mann höchſt niederſchlagend, und für den wahren Patrioten ſehr traurig. Doch hoffe ich, daß ſich die Kraft der übrigen Deutſchen Männer bald wieder heben werde, um den Troß jener Modemanufacturiſten von der Bühne zu geißeln.

Wie

Wie ich darüber denke, will ich Ihnen freymüthig ſagen. Finden Sie darin einige Gründe zur Beruhigung, ſo iſt dies auch alles, was ich davon erwarte. Denn jene Thoren beſſern wollen, wäre ein vergebliches Unternehmen, und nach dem Ausſpruche von Gellerts ſo treffender Fabel würde der Beyfall von dieſer Menſchenklaſſe mir ewig zur Schande gereichen, ſo wie deren Tadel mein aufrichtiger Wunſch iſt.

Zuerſt alſo gehe ich von der durch Jahrhunderte beſtätigten Erfahrung aus, daß der große Haufen in Deutſchland von jeher eine noch ungleich größere Schwäche gegen alles, was nur neu, und auffallend, und Mode iſt, gehabt habe, als irgend eine andere Nation; und immer finden Sie dieſe Schwäche, dieſe Faſeley in gleich hohem Grade in der ſchreibſeligen, ſo wie in den übrigen Klaſſen.

Erinnern Sie ſich nur deſſen, was in dieſem Decennio ſchon als Modegegenſtand von den müſſigen Scriblern unſers Vaterlandes verarbeitet iſt: Mauerey und Werthe-riſche Seelenkrämpfe, Phyſiognomie und Wunderglaube; Mimeſiugerey und Durchſchneidung der Symphyſe; Kämpferſche Einſpritzung und Jeſuitismus: Eintritt der Sonne in die Capella und Anſtellung der Landprediger als Dorfbader; Phyſiocratiſches Syſtem, und Aufhebung aller Dienſte und Abgaben; exaltirende Manipulationen, und Ausziehung der Hoſen zur Sicherung gegen das ſchöne Geſchlecht; Aufführung der Oxanie, und Kinderunterricht vom Kinderzeugen; Philantropismus und Loh der Pöbel-

Anarchie;

Anarchie; Adelſcheue und Völkerglück durch Sans-Culotten-Regierung; Kindererziehungs-Schriften, und Aufruhr-Predigten; Vulkanität der älteſten Denkmahle, und Neptunität der vulkaniſchen Produkte; Brennen der Hunde mit dem Hubertsſchlüſſel, und Hermetiſche Verſiegelung der Vernunft; Vorſchriften der Katholiken, was die Proteſtanten glauben ſollen, und thieriſcher Magnetismus; Zuſicherung der Glaubensfreyheit, und Monopolia für Glaubenslehren; Jacob Böhmens Wiederauferſtehung, und Entdeckung des Ich und Nicht-Ich; Gleichheit aller Stände und allgemeine Stallfütterung ꝛc. Kurz, es ſind Verhandlungen, die man nach hundert Jahren, zur Ehre von uns Deutſchen, gewiß nur für Produkte der Aſſemblée Nationale; oder für Opera poſthuma derjenigen Philoſophen halten wird, wovon ſchon Cicero ſo richtig weißagte: Neſcio quomodo nihil tam abſurde dici poteſt, quod non dicatur ab aliquo philoſophorum. Cic. de Divin. L. II. c. 58.

Ueber dies alles werden nun unſere Nachkommen eben ſo erſtaunen müſſen, als darüber, wie unmittelbar nach der Epoche eines Newton und Friedrich des Großen, ein ſo mächtiger Streit zwiſchen Licht und Finſterniß beginnen, auch die Zeiten der Diocletiane und Hildebrande wieder einbrechen konnten.

Zweyter Brief.

Es ſcheint, daß über den gröſsten Theil jener Modegegenſtände Acta vorerſt geſchloſſen und reponirt ſind; wohin? läſst ſich nicht wohl nachweiſen. Indeſſen iſt doch ſoviel gewiſs, daß die mehreſten von jenen Schriftfabrikanten ſchon vergeſſen, und deren unſterbliche Fabricate ihrer höchſt natürlichen Beſtimmung zugefallen ſind.

Allen dieſen Scriblern kommt es warlich nicht darauf an, was ſie ſchreiben, ſondern nur, daſs ſie ſchreiben. Der Italiäner ſagt daher im Sprüchworte:

Gl' Ingleſi ſcrivono profondo,
I Franceſi grazioſo,
Gl' Italiani divino,
Ma i Tedeſchi — Molto!

Nicht ſehr erbaulich für uns, aber leider ſehr wahr. Wer es läugnen wollte, muſs bey Vorzeigung des Leipziger Meſscatalogs und unſerer Literatur-Zeitungen ſogleich verſtummen.

Selbſt der würdige Jeruſalem klagte ſchon mit ſo vieler Bekümmerniſs über dieſes Unweſen. In ſeinem Aufſatze über die Deutſche Sprache und Literatur ſagt er: "Bey dieſen Meiſterſtücken wird unſere Literatur freylich mit jedem Jahre auch mit einer Menge von pedantiſchen, abentheuerlichen, wahnſinnigen Mißgeburten überhäuft; aber dergleichen muſs die ausgebildeteſte Nation unter ſich leiden; wie vielmehr unſer armes Vaterland, wo jährlich wenigſtens

stens fünftausend neue Bücher, (eine schreckliche Manufaktur) herauskommen. Nur hierin sind wir Deutsche besonders zu beklagen, daß andere Nationen, weil sie unsere Sprache und Literatur so wenig kennen, alle diese Mißgeburten und Wechselbälge für ächte natürliche Kinder des deutschen Geistes halten."

Noch ungleich stärker, und in mancher Rücksicht allerdings wohl zu stark, ergießt ein anderer Schriftsteller seinen Unwillen über das Heer unserer jetzigen Büchermacher. In v. Archenholz Annalen d. Britt. Gesch. d. J. 1791. S. 75. heißt es: "Man muß erstaunen, daß eine Nation, die so große Muster besitzt, jährlich zweymal einen solchen Misthaufen von schlechtgeschriebenen, schlechten Büchern zusammenträgt, wie ihn unsere Messverzeichnisse, mit wenger Ausnahme liefern" ꝛc. Wenn gleich vieles, was dieser Verfasser von S. 75. bis 79. über den jetzigen Zustand der Deutschen Literatur sagt, offenbar übertrieben ist, und mit dem unfreundlichen Lichte eines Diogenes beleuchtet wird, so ist doch gewiß, daß auch viel wahres darin gesagt sey.

Für unsere Deutsche Literatur ist aber auch der Unfug sehr nachtheilig, den ein großer Theil von Recensenten mit ihren höchst unbedeutenden Assignaten so forttreibt. Wie sehr solche Recensirmühlen bey gesetzten Männern allen Werth und Achtung verlohren haben, ist bekannt. Gentz erklärte sie daher mit Recht für die Partie honteuse der

Deutſchen Literatur. Und nun vollends unſere Journale!!! Gewiß würde der ſich unſterblich verdient machen, der die Legion dieſer Irrlichte und literariſchen Windeyer jährlich der claſſiſchen Literatur zum Brandopfer darbrächte.

Es bedarf wirklich nur eines einzigen Mannes, der einen neuen Gedanken ergreift, dieſen mit Würde und Gründlichkeit dem Publiko vorlegt, und deſſen Achtung dadurch auf ſich lenkt, ſo erſcheint in dem Augenblicke ein Heer von müſſigen Scriblern und Handwerks-Autoren, als ob ſie vom Sturmwinde zuſammengetrieben wären. Alle ergreifen denſelben Gegenſtand. Ein jeder behauptet, daß nur ihm die Gabe der Weisheit, und der Rede, und des Unterſcheidens, zugetheilt ſey. Ein jeder bekämpft und behandelt ſeinen Gegner immer mit der anſtändigſten Gutmüthigkeit, und ganz mit der Urbanität, die Voltaire ſo richtig les honnêtetés littéraires nennt, die man aber jetzt Grobheiten nennen würde: und ſo kämpfen dieſe Ritter mit einem Hochgefühle von Unſterblichkeit fort, als ob die Augen aller Reiche nur allein auf ſie gerichtet wären: Aber wie ungewiß iſt nicht das Schickſal der Menſchen! Gleich den vom Sturmwinde ergriffenen Blättern, welken ſie auch bald dahin, und ihrer Namen, ſammt der Städte ihrer Siege, wird nie wieder gedacht in den Annalen der Menſchheit. Es iſt das Bild der Krieger und Kriege, wie es einſt Voltaire entwarf: Des gens qui n'ont ni rien à faire

ni

ni rien à perdre, entendent dire qu'on va ſe battre et qu'il y aura quelque choſe à gagner pour eux, s'ils veulent être de la partie. Ils ſe diviſent auſſitôt en deux bandes et vont même vendre leurs ſervices à quiconque veut les employer. Ces multitudes s'acharnent les unes contre les autres ſans ſavoir de quoi il s'agit. On voit à la fois cinq ou ſix parties belligerantes, tantôt trois contre trois, tantôt deux contre quatre, tantôt une contre cinq, ſe deteſtant toutes également les unes les autres, s'uniſſant et s'attaquant tour à tour; toutes d'accord en un ſeul point, celui de ne s'entendre jamais et de ſe faire tout le mal poſſible. Ce qu'il y a de plus etonnant, c'eſt qu'à la fin de des guerres, perſonne n'a gagné un pouce de terrain et que les noms de tant de heros, ſont à jamais oubliés etc.

Wie finden Sie dieſes Gemählde? Mich dünkt, es ſey eine getreue Schilderung ſolcher Handwerks-Autoren, und zugleich ein Vorbild von dem Schickſale, das ihren unſterblichen Arbeiten bevorſteht.

Dritter Brief.

Ich glaube, daß das zahlloſe Heer jener ſo muthwilligen Papierverderber (Dermeſtes papyri - perda. Linn.) ſich füglich unter folgende Categorien bringen laſſe.

Jugendliche Papierbeſudeler, denen es nur darauf ankommt, daß auch ihr Name im Meßcatalog

erſcheine, unbekümmert übrigens, ob ihre Schriften das Jahr ihrer Geburt überleben oder nicht.

Bücherfabricanten, welche dieſes Handwerk nur treiben, um ſich und den Ihrigen einen Unterhalt, ohne Anſtrengung des Leibes und der Seele, zu verſchaffen.

Sonderlinge, die ſogleich Mücken, für Elephanten anſehen, und da glauben, daß ein jedes von ihnen gefundene Sandkörnchen Herrlichkeiten dieſer Welt ſind, die nie ein Auge geſehen und nie ein Ohr gehört hat, und ohne deren Bekanntmachung das Wohl der Menſchen in Gefahr ſey.

Egoiſten, die da vermeinen, als ob nur ihnen die Gabe ertheilt ſey, in den Wiſſenſchaften Zeichen zu deuten und Wunder zu thun; die ſo gern für ihre Perſon eine wiſſenſchaftliche Hierarchie und Infallibilität erkämpfen, ſich da, wo ſie nicht blinden Glauben finden, Tod und ewige Verdammung predigen möchten.

Ohne nur irgend ungerecht zu ſeyn, getraue ich mir, alle jetzige Papierverwüſter höchſt bequem unter dieſe vier Categorien zu vertheilen. Gott weiß, daß ich einem jeden derſelben ſeine Exiſtenz von ganzem Herzen gönne, zumahl da ich immer mehr überzeugt werde, daß Pope Recht hat, wenn er ſagt: all partial evil is a general good. Demungeachtet aber fällt mir bey manchem derſelben eine Unterredung ein, die der bekannte Mr. le Noir mit dem eben ſo bekannten Mr. Freron hatte. Dieſer ſchrieb

viel

viel unnütze, zugleich sehr unartige Dinge in den Tag hinein. Mr. le Noir verwies ihm dieses nachdrücklich, und verbot ihm, ferner noch dergleichen zu schreiben. Freron sagte: Mais, Monseigneur, il faut pourtant que je vive! Mais Monsieur, war die Antwort, je n'en vois pas la necessité! Fern sey es von mir, daß ich je so liebelos denke, als dieser schwarze Oligarche. Allein das gestehe ich doch aufrichtig, daß ich zum Besten der Wissenschaften wünschte, jene so gewaltige Papierliebhaber hätten, statt des Handwerks der Büchermacher, lieber das der Papiermacher erwählen wollen.

Vierter Brief.

Hic sunt homines —
Mittentur braccae —
Sic praetextatos referunt Artaxata mores.
Iüven. Satyr. II. 167.

Lassen Sie uns jetzt nur ein Paar von den Modegegenständen etwas näher beleuchten, womit, ich will nicht sagen die Köpfe, doch wenigstens die Hände so vieler Menschen beschäftigt sind.

Die auffallendsten hievon, und die zugleich die Wiederherstellung des Babylonischen Thurmordens noch am leichtesten bewirken könnten, sind offenbar die Aufrührpredigten, und die Wortfabriken.

Wer

Wer das literariſche Bedlam genau durchſuchen will, wird zwar noch ſehr viel Gegenſtände mehr auffinden, die allerdings hier eine Anführung verdient hätten. Allein dieſe ſind ſchon hinreichend, um Sie vom Modeſchwindel der Deutſchen Scribler zu überzeugen.

Die gefährlichſte von allen Büchermanufacturen iſt freylich die der Aufruhrpredigten; man mag nun hiebey auf die Abſicht der Verfaſſer, oder auf den Inhalt ihrer Schriften, oder auf den Eindruck ſehen, den ſie beym Volke machen.

Bemerken ſie nur gleich dort den kleinen höchſt unbedeutenden Mann, wie er mit der lächerlichſten Inſolenz unter der Firma eines der ehrwürdigſten alten Deutſchen auf die Bühne tritt, und nach ſeltſamen Verneigungen gegen ſeinen nächſten Fürſten ausruft: Ihr Könige und ihr Fürſten, höret und ſehet mich doch an! Ich, nur ich allein, bin der Weiſe im Lande, höchſtens noch zwey außer mir! Ich nur allein bin der Mann, der Wahrheit redet! Ich nur allein habe den ſeit Erſchaffung der Welt ſo vergeblich geſuchten Stein der Weiſen endlich gefunden, wie man alle Länder und alle Völker immer glücklich regieren könne, ſo daß nie ein Armer, und nie ein Unzufriedener auf Erden ſey. Ich nur allein beſitze das große Geheimniß, daß alle Menſchen aufhören Menſchen zu ſeyn, und Engel werden. Seht dort auf jenen Hügeln, neben der Guillotine, den Baum gekrönt mit der rothen Kappe und geziert mit

abge-

abgelegten Hosen! Das ist der wahre Baum des Lebens! Unter dem Schatten jener Hosen habe ich meine übernatürlichen Künste gefunden. Einige von den großen Geheimnissen, worauf euer und aller Nationen Glück nur allein beruht, will ich euch vorläufig wohl anvertrauen. Diese sind, daß ihr nur mich und meines Gleichen beständig um euch, und beständig am Hofe habt. Daß ihr nur mir und meines Gleichen die ersten Bedienungen im Lande anvertrauet. Aber ihr müßt auch das, was wir euch sagen, ja richtig verstehen und nicht weiter gehen wollen. Merkt daher wohl, — nur bis zu uns herunter und durchaus nicht weiter, soll diese Gleichheit aller Stände gehen. Denn wer sich von schreibt, ist ein Verworfener ohne Ausnahme. Er ist ohne Ausnahme nur Tellerlecker oder Stallrecht. Ob er seine Güter und Vermögen behalten solle, wird sich demnächst finden. Der Handels- und Handwerksmann muß durchaus für die Bedürfnisse sorgen, die wir nun einmal nicht entbehren können. Er hat auch weder Muße noch Kenntnisse genug, um Völker zu regieren. Was und wofür er jenes abliefern muß, sollen ihm unsere Gesetze schon vorschreiben. Der Bauer aber gehört aufs Land. Er ist ohnehin nun der Uebergang zum regno animali, und mag den Acker düngen. Ich aber, und meines Gleichen, wir sind die einzigen uneigennützigen, dankbaren, edlen, gerechten, bescheidenen, gut gesitteten, ausgebildeten im Lande; kurz, der Inbegriff aller Tugenden und aller Kenntnisse.

Ihr

Ihr werdet euch ja erinnern, daß alle Männer meines Standes, die ſich zu den erſten Bedienungen hinaufſchwangen, in allen Reichen, in allen Staaten, Volk und Land im höchſten Grade beglückt haben. Nie werdet ihr dann von Unterdrückung, von Staatsſchulden, von Auflagen, von Mätreſſen von Nepoten, etwas gehört haben. Befolgt alſo, wenn ihr und eure Länder glücklich ſeyn wollt, nur blindlings meinen Rath. Wundert euch nicht, wenn ihr hört, daß bey ſolchen Völkerbeglückungen unſchuldige zu Tauſenden gemordet, und aus Wolluſt gemartert werden; wenn ſogar Kinder Kinder morden; ja wenn Menſchen Menſchen freſſen. Dies ſind nur Kleinigkeiten, unbedeutende Dinge, und offenbar für die Menſchheit Gewinn. Denn das anhaltende Spiel der Guillotine, verbunden mit einigen Cartätſchen, und das Erſäufen der Kinder zu Hunderten, iſt das angenehmſte, ſanfteſte und ſicherſte Mittel, alle Glückſeligkeit und Freude dieſer Welt unter Nationen zu verbreiten und fortdaurend zu unterhalten. Dies alſo vorerſt von den Geheimniſſen, die ich euch vorläufig mittheile. Das wichtigſte Arcanum aber ſollt ihr alsdann erhalten, wenn ihr meinen Rath befolgt habt. Dies iſt eine Camera obſcura. Vermittelſt dieſer könnt ihr allen Menſchen tief ins Herz ſehen, mithin, ſowohl ihr als auch das Volk, bey Beſetzung aller Stellen, immer ganz ſicher vorher wiſſen und beurtheilen, wer der wahre uneigennützige, dankbare, rechtſchaffene, menſchenfreundliche, kühle, feſte, kurz, ausdaurend beſte Mann zu

jeder

jeder Bedienung im Staate sey. Dieses größte und wichtigste aller Geheimnisse und Künste kann ich euch aber vor heute nicht mittheilen. So Gott will, demnächst gewiß! Also ihr Könige und Fürsten, lasset euch warnen, lasset euch rathen. Folgt ihr meinen Vorschriften nicht, so werdet ihr und eure Völker die unglücklichsten aller Menschen seyn und bleiben.

Freund, was dünkt ihnen von diesem Manne. Nur ein Charlatan, oder ein Fanatiker, oder ein Giftmischer kann so reden; und wenn die Landespolizey nicht muthwillig schläft, so muß und wird sie, zur Sicherung des rechtschaffenen Bürgers, diesen Verworfenen gewiß in Verwahrung bringen. Ich fürchte also nicht, daß er die Fackel des Aufruhrs noch lange so willkührlich schwingen dürfe. Es wäre denn, daß die Landesregierung selbst Vergnügen an diesem Unwesen finden könnte.

Wollen Sie diesen so nichtswürdigen Schreyer noch näher kennen lernen? wollen Sie ihn ganz so vor sich sehen, wie er da leidet und lebt? Schlagen Sie nur die herrliche Stelle im Homer auf, wo dieser unsterbliche Sänger den an Leib und Seele scheußlichen Therfites beschreibt, der dort Könige lästert, das Volk zur Unruhe reizt, vom Ulyß dafür blutig geschlagen, vom Volke aber öffentlich verabscheuet und verlacht wird. Hom. Il. B. v. 211. seqq. Mahlerischer und zugleich treffender kann jener Nichtswürdige gewiß nie geschildert werden. Es ist doch wahrlich,

lich, als ob Homer diesen neuen Therſites im prophetiſchen Geiſte vorherverkündigt habe.

Bodmer und Gr. von Stolberg haben dieſe Stelle ſo vorzüglich ſchön und ſo meiſterhaft überſetzt, daß ich Sie inſtändigſt bitte, ſie dort in der Deutſchen Ueberſetzung der Ilias mit Aufmerkſamkeit nachzuleſen.

Wer, wie dieſer neue Therſites mit der Feuerglocke ſtürmt, nur um Arcana zum Löſchen anzupreiſen, iſt um nichts beſſer als der Mordbrenner, der heimlich Feuer anlegt, um im Tumulte frey morden und rauben zu können.

Da jedoch eben dieſer nichtswürdige, höchſt elende, Schreyer den Namen und das Anſehn des edlen großen Mannes, der ſich um Denkfreyheit und Bürgerfreyheit in ſeinem Vaterlande ſo unſterblich verdient machte, Namen und Anſehen eines Martin Luthers mißbraucht, und ſo, wie ſein würdiges Gegenſtück, der bekannte Expro-feſſor in Wien, die Welt zu überreden ſucht, Luther ſey ein Volksaufwiegler geweſen; ſo will ich hier doch einige ſtarke Stellen aus ſeinen Schriften herſetzen, die ganz das Gegentheil beweiſen. Luther war offenbar der eifrigſte Strafprediger jenes tollen Freyheitskitzels. Was damals fanatiſche Prieſter bewirkten, das möchten denn jetzt ſo gern fanatiſche Philoſophen ausführen. Wie ſehr ſie aber den Mann verkennen und mißhandeln, wenn ſie etwa einige Kraftphraſen von ihm auflesen, und ihn nur daraus beur-

theilen

theilen lassen wollen, beweisen alle seine, in den Münzerschen Unruhen verfaßte Schriften, Briefe, Predigten. Aus diesen sind nun folgende Stellen genommen.

"Die sich mengen unter die Aufrührischen, die sich derselbigen annehmen, klagen, rechtfertigen und erbarmen, geben genugsam zu verstehen, daß, wo sie Raum und Zeit hätten, auch groß Unglück anrichteten. Darum soll die Obrigkeit solchen auf die Hauben greifen, daß sie das Maul zuhalten, und merken, daß Ernst sey. Dünkt sie solche Antwort zu hart, und geben für, es sey mit Gewalt geredt und das Maul gestopft; sage ich, das ist recht. Denn ein Aufrührischer ist nicht werth, daß man ihm mit Vernunft antworte; mit der Faust muß man solchen Mäulern antworten, daß der Schweiß zur Nasen ausgehe. Wer nicht will Gottes Wort hören mit Güte, der muß den Henker hören mit der Schärfe. Sagt man, ich sey gar ungütig und unbarmherzig, antworte ich: barmherzig hin, barmherzig her; wir reden jetzt von Gottes Wort, der will den König geehrt, und die Aufrührischen verderbt haben, und ist doch wohl so barmherzig als wir sind."

"Lieber, die ihr nun so trefflich rühmt die Barmherzigkeit, weil die Bauren geschlagen worden, warum rühmet ihr dieselbige nicht, da die Bauren tobeten, schlugen, raubeten, brannten und plünderten? warum

um

um wären sie nicht auch barmherzig den Fürsten und Herren, die sie ganz vertilgen wollten. Da war Niemand, der von Barmherzigkeit sagte: es mußte alles recht seyn. Und nichts dann Recht, Recht, Recht; das galt und gieng empor. Nun sie aber geschlagen werden und ihnen der Stein auf den Kopf fällt, den sie gen Himmel worfen, soll niemand von Recht sagen, sondern allein von Barmherzigkeit."

D. M. Luthers Sendbrief an Canzler Müller zu Mansfeld, B. XVI. S. 102.

"Ich sorge, es seyn etliche Mordpropheten unter euch kommen, die durch euch wollen Herren werden in der Welt, darnach sie längst gerungen haben, und fragen nicht darnach, daß sie euch führen in Gefahr Leibes, Guts, Ehre und Seele, beyde zeitlich und ewiglich. Darum sehet euch für mit eurer Freyheit, daß ihr nicht dem Regen entlaufet und fallet ins Wasser."

Dessen Ermahnung z. Frieden, an die Bauren in Schwaben, B. XVI. S. 171.

"Aufruhr ist kein nütze, bringt auch nimmermehr die Besserung, die man sucht. Denn Aufruhr hat keine Vernunft; und geht gemeiniglich mehr über die Unschuldigen, denn über die Schuldigen. Wie rechte Sache er immer haben mag, folget allezeit mehr Schadens denn Besserung daraus. Wenn Herr Omnes

aufe-

aufſteht, der ſchlägt in den Haufen, vermag kein Unterſcheiden weder treffen noch halten, und kann nicht ohne groß greulich Unrecht zugehen. Darum hab Acht auf die Obrigkeit. So lange die nicht zugreift und befiehlt, ſo halt du ſtille mit Hand, Mund und Herz. Kannſt du aber die Obrigkeit bewegen, daß ſie angreife und befehle, ſo magſt du es thun. Will ſie nicht, ſo ſollſt du auch nicht wollen. Fährſt du aber fort, ſo biſt du ſchon ungerecht und viel ärger denn das andere Theil. Ich halte und wills allezeit halten mit dem Theile, das Aufruhr leidet, wie unrechte Sache es immer habe, und widerſeyn dem Theil, das Aufruhr macht, wie rechte Sache es immer habe."

Deſſen Vermahnung an alle Chriſten, ſich vor Aufruhr zu hüten, B. X. S. 406.

Wie ſchaamlos und wie eiſern muß alſo nicht die Stirn desjenigen ſeyn, der Namen und Anſehn des großen Mannes mißbraucht, um Aufruhr zu predigen.

Wie edel iſt aber dagegen der Zuruf an die Britten, in den Rights of a free People: oder Eſſay on the Origin, Progreſs and Perfection of the Britiſh Conſtitution, London 1792. p. 230. Britons, friends, and countrymen, liſten not to the weak ſuggeſtions of factious men: convince the reſt of the World, that you are not dupe enough to believe you are Slaves; ſpurn and repreſs the baſe attempts of ambitous and indigent indi-

individuals to render you miserable; be firm, be unanimous, should they attempt, to disturb your peace; shew that you have prepared for them that punishment the ennemies of a free state have deserved. Ostendite bellum, pacem habebitis. — Learn that the first great earthly happiness is, To be content.

Fluch, Verachtung und ewige Schande über den Verworfenen, der ein Volk, das zufrieden ist und sich für glücklich hält, zur Unruhe reizt.

Ille et nefasto te posuit die,
Quicunque primum, et sacrilega manu
Produxit, arbos, in nepotum
Perniciem, opprobriumque pagi.
Illum et parentis crediderim sui
Fregisse ceruicem et penetralia
Sparsisse nocturno cruore
Hospitis: ille venena Colcha,
Et quidquid vsquam concipitur nefas,
Tractavit; agro qui statuit meo
Te triste lignum, te caducum
In domini caput immerentis.

Horatius. Carm. L. 2. Ode 13.

Fünf-

Fünfter Brief.

Haec eadem nouit, quid toto fiat in Orbe.
Quid Seres, quid Thraces agant: —
Inſtantem Regi Armenio, Parthoque cometem
Prima videt: famam, rumoresque illa recentes
Excipit ad portas: quosdam facit: iſſe Niphatem
In populos, magnoque illic cuncta arua teneri
Diluuio: nutare vrbes, ſubſidere terras,
Quocunque in triuio, cuicunque eſt obuia, narrat.
Iuuen. Sat. IV. 400.

In meinem vorigen Briefe ertheilte ich Ihnen einige Nachrichten von männlichen Demagogen. Eine jedoch für mich noch weit merkwürdigere Erſcheinung ſind die weiblichen Demagogen. Ich liefere Ihnen daher nächſtens eine eben ſo genaue Beſchreibung von vornehmen, höchſtgeſitteten, äußerſt feinen Damen, welche die Einrichtungen der abgezogenen Hoſen mit einer Wärme, mit einer Freymüthigkeit, mit einem Vorgefühle der innigſten Wonne lobpreiſen, ſo daß ihre Vorſicht in allem was der Wohlſtand erfordert, ihr durchdringender Verſtand in dem was auch für die größten Philoſophen zu ſchwer war, ihr feines Gefühl für weibliche Sittſamkeit, jetzt mehr als jemals und zwar öffentlich dadurch beſtätigt iſt. Sie werden mir Recht geben, daß ſolche Vorfälle, wobey das ſchöne Geſchlecht durch Lebhaftigkeit übereilt, frey und offen ſeine

Ge-

Gesinnungen äußert, grade die untrüglichsten Mittel und sicherſten Augenblicke ſind, um das Innere ihres Herzens und den wahren Charakter ihrer Seele zu beſtimmen. Sie glauben es kaum, wie dieſe Virtuoſinnen, alles bis auf den feinſten Faden entwickeln; über die ſchwerſten politiſchen Aufgaben ein Licht bis zum Erſtaunen verbreiten; über Statiſtik, Geographie, Naturrecht, Regierungskunſt, Geſetzgebung, auch ältere und neuere Geſchichte, Kenntniſſe beſitzen, die Sie in allen Büchern der Erde vergeblich ſuchen würden; alles dieſes mit einem Scharfſinne, mit einem philoſophiſchen Geiſte, mit einer Unpartheylichkeit, blos nach Gründen und Gegengründen abwägen, daß auch der feſteſte Zweifler verſtummen muß, von einem Jourdan, Santerre, Pethion, Robeſpierre, Marat, Egalité, auch den Pariſer und S. Domingo Lint-Feſten mit ſo ſanften Tinten und halbgebrochenen Lichtern Bildniſſe und Gemählde ausführen, daß ſie die Meiſterwerke eines Van-Dyck und Raphaels weit hinter ſich laſſen: und wie ſie endlich über alles dieſes mit eben der Leichtigkeit, mit eben der Zuverſicht, mit eben dem Scharfſinne entſcheiden, als ſie am Morgen das Schickſal eines Modebandes entſchieden hatten. Ewig Schade wäre es alſo, wenn man die Namen dieſer ſo würdigen Anfelminen nicht auch dem Publiko mittheilen wollte. Sie können daher ſicher darauf rechnen, daß ich Ihnen nächſtens die Sansculotten-Ritterinnen vollſtändig ſchildere,

und

und genau nachweiſe. Ihre Namen müſſen mit goldenen Buchſtaben dem Publiko ſo wie der Nachwelt überliefert werden. Ein Calender mit den Bildniſſen und Ordenszeichen dieſer Chevalieres de l'Ordre des Sans-Culottes, iſt, wie ich glaube, hiezu das ſchicklichſte. Daß der Heldinn Anſelme das Titelkupfer gebühre, verſteht ſich wohl von ſelbſt, und die merkwürdigſten Tage in der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution erhalten die Namen derjenigen Dames des Halles, die ſich vor andern dabey ausgezeichnet haben. Inzwiſchen gab es dergleichen Virtuoſinnen auch gewiß ſchon in älteren Zeiten, und beynahe möchte ich glauben, daß es ſolche Damen waren, wovon Plautus ſagt:

— Omnia ſe ſimulant ſcire, nec quicquam ſciunt.
Quod quisque in animo habet, aut habiturus eſt,
ſciunt.
Sciunt id, quod in aurem rex reginae dixerit.
Sciunt, quod Iuno fabulata eſt cum Ioue.
Quae neque futura, neque facta ſunt, tamen illae
ſciunt.
Falſon' an verò laudent, culpent quem velint,
Non flocci faciunt; dum illud, quod lubeat,
ſciant.

Sechster Brief.

Frailty, thy name is Woman!

Shakespear. Hamlet. Act. I. Sc. 2.

Sehr oft habe ich darüber meine Betrachtungen angestellt, was bey jenen Damen denn eigentlich wohl die frohe Ergreifung des Sans-Culotten-Systems möchte bewirkt haben. Nach allen darüber gemachten Erfahrungen habe ich mich endlich überzeugt, daß bey jüngern Damen offenbar nur hysterische Zufälle zum Grunde liegen. Freylich ist dieses, wie mir die erfahrendsten Aerzte versichern, eine nur schwer zu heilende Krankheit. Mit dem Begriffe der unbegrenzten Freyheit und Gleichheit mag indessen leicht noch die Hoffnung verbunden seyn, daß beym erweitertem Spielraume und vergrößertem Wirkungskreise auch noch fremde und gutmüthige Hülfe leichter als jetzt zu erhalten sey; und so läßt sich dies noch erklären! Die schon gesetzteren Damen aber, deren Nervensystem, nach dem Eintritte der herbstlichen Nachtgleichen, nur selten oder wohl gar nicht mehr erschüttert wird, und welche, statt der vormals genossenen Frühlings-Bewegungen, eine fleißige Lectüre aller politischen, philosophischen, statistischen, historischen, literarischen Journale, Calender, und Broschüren erwählt haben, werden aus gleichen Gründen jetzt warme Vertheidiger des Menschen beglückenden Systems, als es bey ähnlichen Jahresveränderungen vormals — Devoten gab. O! Frailty!!!

Sie

Siebenter Brief.

Glauben Sie denn im Ernſte, liebſter Freund, daß jene Fanatiker auch wirklich die furchtbaren Geſchöpfe ſind, wofür ſie ſo gern möchten angeſehen ſeyn? Ich glaube es nicht, ſobald nur die Landespolizey mit Nachdruck über ſie wachen will. Denn bey genauer Unterſuchung werden Sie immer finden, daß alle dieſe Freyheits- und Gleichheits-Schwindler, entweder höchſt unbedeutende Menſchen ſind, die das wahre Verhältniß der großen Welt nie haben kennen lernen, ſich nach dem engen Kreiſe worin ſie vegetiren eine Welt bilden wie ſie nicht iſt, und nicht ſeyn kann, und alſo die Folgen von ihren Träumen nur falſch beurtheilen: oder es ſind durchaus verſchrobene, und verwahrloſete Köpfe, die mit romanhaften, überſpannten, ekcentriſchen Grillen überladen, und daher ganz unfähig ſind, die groſſen Abwege und Irrgänge eines Volks bey Revolutionen kaltblütig, unpartheyiſch und richtig zu berechnen: oder endlich, es ſind ſchwarze, äußerſt verworfene Seelen, die ihre beſten Freunde, ihr Vaterland, ein halbes Menſchengeſchlecht, ja ihre Frau und Kinder den fürchterlichſten Greueln einer Revolution mit Gleichgültigkeit ausſetzen würden, ſobald ſie nur ihre Abſichten erreichen könnten. Dieſe ſind nun entweder, daß ihren vermeintlichen übergroßen Verdienſten dann mehr als jetzt Gerechtigkeit widerfahren und ihr Licht recht leuchten würde; oder, daß ſie Gelegenheit finden, ihren beleidigten Stolz dann freyer als jetzt am Beleidiger zu rächen: oder endlich, daß ſie da im allgemeinen Tumulte ſich ein großes Vermögen erwerben könnten, da ſie jetzt nichts zu verliehren haben. Doch Gott ſey Dank, noch gibt es der feſten Patrioten

und edlen Männer in Deutſchland zu viel, als daß die Wünſche jener männlichen und weiblichen Sycophanten ſo leicht erfüllet werden könnten. Nach Anleitung des ſo wahren Sprüchwortes: daß Gleich und Gleich ſich gern geſelle, haben ſich jedoch glücklicher Weiſe die bisher nur heimlich gehaltenen Demagogen mit eins verrathen. Die noch fortdaurende Vertheidigung jenes Auswurfes von Menſchen, die man durch den Namen von Weſthunnen, Huronen und Canibalen, noch bey weitem nicht hinlänglich brandmarkt, zeugt offenbar, weß Geiſtes Kinder ſie ſind. Mit Sicherheit kann alſo der biedere Deutſche ſeinem Mitbruder über ſie die Warnung zurufen, womit der Römer für den ſchändlichen Punier warnen mußte: Hic niger eſt, hunc tu Germane caueto!

Sie wiſſen, wie herzlich und wie laut ich mich gefreuet habe, als wir zuerſt die Nachricht von einer Revolution in Frankreich erhielten. Ja ich behauptete ſogar ſehr freymüthig, daß die Opfer dieſer erſten Erſchütterung niemanden befremden dürften, der irgend nur mit der Geſchichte anderer Revolutionen bekannt wäre, und die Kraft eines Volkes von 25 Millionen erwägen wollte.

Aber warum freuete ich mich dieſer ſo unerwarteten Staatsveränderung? Warlich doch nur aus folgenden Gründen. Es war bekannt, mit welchem eiſernen Zepter dieſe Nation, die nur zur Freude geſchaffen ſchien, Jahrhunderte lang wie Sclaven regiert, und von Blutſaugern aller Art willkührlich behandelt, muthwillig ausgeſogen, und auf das ſchändlichſte zertreten wurde. Das Ganze hatte ſchlechterdings ſein Maximum erreicht. Der König ſelbſt und ſeine Miniſter tra-

ten

ten daher auf, und ſagten es dem Volke, daß nur außerordentliche Mittel die Nation noch retten könnten. Die Grundſätze und die erſten Schritte der National-Verſammlungen ließen mit Recht hoffen, daß auch dieſes Volk den Segen einer milden, gerechten und weiſen Regierung doch bald genießen könne. Aber wie geſchwind und wie ſchrecklich veränderte ſich dieſe Scene! Man glaubte die Morgenröthe eines der ſchönſten und glücklichſten Tage in der Schöpfung zu ſehen, der auch über andere Völker noch Segen verbreiten würde, und es war leider, — nur ein Meteor, auf welches nichts als ein fürchterliches Erbeben und die ſchrecklich finſterſten Nächte folgten, die Jahre lang nur Menſchenopfern geweihet wurden, und wo wüthende Canibalen den raſenden Demagogen zu Werkzeugen der ärgſten Greuel dienten, die je noch die Weltgeſchichte nachweiſen kann. Was vormals Tacitus von den fürchterlichen Zeiten ſagte, die er erlebt hatte: Nos saeua iuſſa, continuas accuſationes, fallaces amicitias, perniciem innocentium et easdem exitu cauſſas coniungimus; obuia rerum ſimilitudine et ſatietate, iſt bey weitem noch viel zu wenig von dieſen neufränkiſchen Ungeheuern geſagt. Dagegen läßt ſich das im vollen Sinne des Ausdruckes auf ſie anwenden, was einſt ein Franzoſe von den Hunnen ſagte: Six mille ans apres la Creation du Monde, Satan et tout l'Enfer vomit ſur la terre, et c'etoient les Sans-Culottes; und das Bild, welches Voltaire mit ſeiner Meiſterhand von dieſer Nation entwirft, iſt gewiß im höchſten Grade treffend und wahr: les Français ſeront toujours moitié tigres moitié ſinges.

Ils

Ils ſe rejouiront egalement à la Grève et aux grands danſeurs de corde du boulevard. Oeuvr. d. V. T. 68. Lettre CCIX. p. 363.

Um das was ich hier behaupte, unwiderſprechlich zu beweiſen, will ich mich lediglich auf die eigene Ausſage der Franzoſen berufen. Leſen Sie Hiſtoire generale et impartiale des Crimes commis pendant la revolution francaiſe à dater du 24 Aout 1787. orné de gravures et de tableaux. a Paris. Rue des Marais. Nro. 20. Faubourg - Germain. An Vde la Republique. (1797). VI. Tomes. Schon das allein was im V. und VIten nachgewieſen wird, übertrifft alles dasjenige ganz unendlich, was ich irgend davon geſagt und behauptet habe.

Doch, ich wende mein Geſicht weg von dieſen Hurenſcenen, und frage den Mann, der irgend noch Anſpruch auf Humanität machen will, ob er von jenem Auswurfe der Menſchheit, der ſich in eigenem Blute berauſcht und nie darin ſättigen kann, und der aus Wolluſt in ſeinen Eingeweiden wühlt, auch jetzt noch ein Vertheidiger ſeyn könne? Ich fordere den Geſchichtsforſcher auf, eine Nation nachzuweiſen, die ohne allen Unterſchied Freunde und Feinde, ſogar ihre eigenen Mitbürger, durch ein immerwährendes Rauben, Plündern, Saugen, Brennen, Schänden, Morden, eben ſo ehrlos und freventlich, und zügellos zertreten und zugleich die Worte, Freyheit, Gleichheit, Gerechtigkeit,

Ehre,

Ehre, Sicherheit, Humanität mit einer so frechen, schamlosen, eisernen Stirn, dabey immerwährend im Munde geführt hätte. Ich fordere jeden rechtschaffenen Mann auf, mir einen Staat in Deutschland zu nennen, der mit einem nur halb so schweren und so eisernen Zepter regiert werde, als Frankreich vor der Revolution. Noch frage ich jeden Patrioten auf sein Gewissen, ob die Mängel und die Bedrückungen, die hin und wieder noch in Deutschland Statt finden, wohl von dem Uebermaße sind, daß man dagegen lieber die tollste Pöbelanarchie eintauschen müsse, auch daß sie verdienten durch den Mord eines halben Menschengeschlechts, oder durch den Umsturz einer halben Welt abgekauft zu werden, und für sich selbst das allergrößte Glücksspiel zu spielen, welches nur jemals Sterbliche spielen können: to be, or not to be.

Wer wird es je leugnen wollen, daß nicht in allen Ständen zerbrochene Töpfe in Menge sind. Welches ist denn der Stand der Gerechten, der mit reinem Gewissen den Stein aufheben könnte! Da ist kein Stand, keine Klasse von Menschen, die dieses in irgend einer Nation nur je unternehmen dürfte. Man lese die Geschichte, man gehe in die Gerichtshöfe, man untersuche die Zuchthäuser, man trete an die Gerichtsstäte. Die Zahl der wahrhaft Edlen und Gerechten ist in jedem Staate, in jedem Stande, in jeder Klasse von Menschen, durchgehends nur die kleinere.

Wer

Wer würde je behaupten können, daß nicht in jedem Staate, in jedem Lande, wichtige Mängel, selbst mehr oder weniger Bedrückungen anzutreffen sind. Wird denn jemals der Mensch aufhören Mensch zu seyn? oder wo ist der Prometheus, der die Menschen, wie durch einen Zauberschlag, zu Engeln umbilden könnte? Jene Schreyer, und Sycophanten und Demagogen, sind es doch warlich nicht.

Aber wer ist wieder der Menschenhasser, der es leugnen wollte, daß nicht in allen Ständen, in allen Klassen der Menschen, auch edle, rechtschaffene, tugendhafte, würdige Männer anzutreffen sind, die der Menschheit Ehre bringen, und die in jedem Stande, ohne erst zu berechnen, weß Standes und Würden sie sind, gleich hochgeschätzt und geehrt und geliebt werden. Nur Mönche des vierzehnten Jahrhunderts können unter der Maske von Menschenrechten und Freyheitswohl, Bartholomäus-Nächte, Pariser-Greuel, und S. Domingo's-Morde predigen und vertheidigen wollen. Gebt diesen Sycophanten und Demagogen nur Güter und Reichthum, und hohe Ehrenstellen, sogleich werden sie verstummen, und nie wird ihren Lippen eine Sylbe von Menschenrechten und Gleichheit aller Stände noch ferner entschlüpfen; doch wünsche ich nie ihr Unterthan zu seyn.

Wenn ich das Unglück hätte, jetzt ein großer Herr zu seyn, so würde ich doch einige der lautesten Demagogen mit Weib, und Kind, und Habe, und Gut, auf eine möglichst angenehme und bequeme Weise in das so gepriesene

Paradies

Paradies verſetzen. Mit vollen Zügen möchten ſie denn die irdiſchen Seligkeiten dort genießen, die ſie den edlen Deutſchen ſo mächtig anrühmen. Ich würde wünſchen, daß ſie die großen und edlen Römerſeelen dort wirklich anträfen, für welche ſich jetzt die Neufranken ſo ſelbſtgefällig ausgeben. Ein ſo lächerlicher, ſo ächtgallicaniſcher Unſinn, daß er nur allein im Vaterlande der Garonne Statt finden konnte. Bey dieſem Gaukelſpiele kann ich um ſo weniger mich des Gedankens erwehren, daß auf der Schaubühne die feinen Säuger und das buntfleckige Männchen auch wohl einen Scipio und Cato und Cäſar und Marc-Aurel vorzuſtellen ſuchen, da die Conſular-Auskleidung der Neufranken ſo lebhaft hieran erinnert. Wollen indeſſen die Neufranken durchaus eine Nation aus dem Alterthume genannt haben, mit welcher ſie auf das genaueſte übereinkommen, ſo ſind es die Etolier. Pauw in ſeinen Recherches philoſ. ſur les Grecs, T. I. Berlin 1788. Diſc. prélim. p. 2. ſagt davon ſehr treffend: On y avoit les moeurs des Barbares, et tant d'atrocité dans le caractere, que l'on comparoit les Etoliens a des bêtes feroces, cachées ſous le Masque de l'homme. Toutes leurs expeditions etoient des expeditions de voleurs; on connoit plus de cinquante villes qu'ils avoient detruites et plus de cinquante temples qu'ils avoient pillés, ſans même en excepter l'Oracle de Dodone, auquel avant eux les Grecs, les plus profanes, et les depredateurs les

plus

plus avides n'avoient jamais touché. Enfin ſans Dieux, ſans loix, ſans reſpect humain, les Etoliens etoient d'abord terribles aux autres à cauſe de leur audace et enſuite terribles à eux mêmes a cauſe de leur eſprit de ſedition et de leur inſtinct pour l'anarchie. Les Romains purent les enchainer; et alors ces brigands ſi redoutés trouverent d'autres brigands plus forts qu'eux. Man ändere hier nur den Namen, und das Bild iſt durchaus wahr und treffend.

Achter Brief.

Der Eindruck, den Frankreichs Revolution auf alle Fürſten und auf alle Stände in Deutſchland gemacht hat, iſt gewiß unendlich ſtärker, als der, den tauſend Poſaunenſtimmen jener Schreyer nur jemals bewirken konnten. Regenten und Fürſten, die jene Revolution nicht aus dem Schlafe weckt, werden durch die elende Stimme jener Schreyer auch ſicherlich nie zu erwecken ſeyn. Der künſtliche Schlaf, und das dolce far - niente, welches ihre deſpotiſchen Weyhrauchsſclaven ſo ſicher zu unterhalten wiſſen, iſt ungleich kräftiger als ſolch ein wildes Geſchrey. Und gewiß iſt es, daß ſchon von mehr als einer Seite und mit Ernſt, auf Verbeſſerung der Mängel, Abſtellung der Unterdrückungen, und Vermeidung der willkührlichen Behandlungen gedacht wird. Aber man laſſe doch denen, die ſolches ausführen können, und ausführen wollen, auch die

Zeit,

Zeit, die es erfordert, um nicht zugleich tausend andere Fäden zu zersprengen, die eben so viel Unglück, und Bedrükkungen, und Convulsionen auf der andern Seite veranlassen würden.

Es ist durchaus keine Entschuldigung, wenn derjenige, der eine Revolution bewirkt hat, die weiter geht als er es wollte, und die unglückliche Folgen nach sich zieht, demnächst sich damit zu entschuldigen sucht, seine Absichten wären die besten gewesen, und er habe weder gewollt noch geglaubt, daß solches die unglücklichen Folgen haben solle. Wer so etwas unternimmt, muß zuvor von seinen Kräften und von seinen Mitteln durchaus versichert seyn, oder er wird zum Urheber aller darauf folgenden Greuelthaten. Das Blut, welches sich jetzt über Frankreich und die halbe Welt ergießt, ruft eben so laut um Rache über Necker und La Fayette, als es über Jourdan, Pethion, Santerre, Robespierre, Carrier und das unzählbare Heer von Mördern geschrieen hat, denen jene, beym Mangel an Kräften und Kenntnissen, blos aus Stolz, Eigendünkel und Ruhmsucht, so unbedachtsamerweise die Thore öffneten.

Auch der wird durch Unbedachtsamkeit zum Aufruhrprediger, der zwar gut gemeinte und gegründete Erinnerungen, die in ruhigen Zeiten vielleicht Wohlthaten über das Volk verbreitet hätten, diese in solchen Zeiten ins Publikum schickt, wo schon Gährung, Unzufriedenheit und Unruhen vor-

vorhanden sind. Nicht das allein, was gesagt wird, sondern auch der schickliche Zeitpunkt, wann, und wem und wie so etwas gesagt wird, bestimmen es, ob eine solche Schrift eine Aufruhrschrift sey oder nicht. Cicero sagt daher mit vollem Rechte: Multa, quae honesta natura videntur esse, temporibus non fiunt honesta. De Off. 3. 25.

Bey diesen so widernatürlichen, die Menschheit empörenden Verirrungen und Verwirrungen, die das 18te Jahrhundert auf ewig geschändet haben, möchte man beynahe glauben, daß auch eine physische Ursache zum Grunde liege. Ist es vielleicht eine gewaltsame Zersetzung der atmosphärischen Luft durch die zu häufigen Wetterableiter? oder ist es die Annäherung des großen so lange erwarteten Cometen? oder ist es der undurchdringliche Heerrauch, der sich über ganz Europa verbreitet hatte? Vielleicht werden unsere Naturkündiger dies noch dereinst bestimmen können. Die Alten behaupteten es wenigstens, daß ganz außerordentliche Naturbegebenheiten als warnende Vorboten der Gottheit anzusehen wären, wenn gewaltsame Veränderungen in der politischen Welt einbrechen sollten. Und merkwürdig bleibt es immer, daß grade bey Cäsars Tode ein außerordentlicher Stern am Himmel erschien; daß der Zerstörung Jerusalems die fürchterlichsten Himmelszeichen vorangingen; daß gleich nach dem Erdbeben von Lissabon der alles erschütternde siebenjährige Krieg begann; daß mit dem Tode Friedrichs des Großen alle Nordlichter mit eins erloschen;

loschen; und daß der bekannte Dr. Willis, wenn er nicht zu alt wäre, seinen so kräftigen Arm jetzt billig über halb Deutschland verbreiten müßte.

Die erste Grundfeste aller menschlichen Glückseligkeit, so wie auch der Ruhe und Zufriedenheit aller Staaten und Völker, ist vorzüglich die Justiz. Diese muß möglichst schnell seyn, damit ein jeder auf das schleunigste zum Besitze und Genusse seiner Rechte und seines Eigenthums gelange: sie muß möglichst wohlfeil seyn, damit den Armen, völlig so wie dem Reichen, seine Rechte und sein Eigenthum gesichert sind; sie muß durch Gesetze und Vorschriften so deutlich und so fest bestimmt seyn, daß der Richter nie Ungerechtigkeit begehen könne, ohne daß solche nicht sogleich und für jedermann am Tage liege: sie muß endlich nur solchen Männern anvertrauet werden, deren Beurtheilungskraft, Rechtschaffenheit, Festigkeit und Fleiß durchaus schon bewährt und geprüft ist. Sed hic latet anguis in herba! Das große Beyspiel, welches die Preußischen Staaten der ganzen Welt hierin gegeben haben, hat leider noch gar keine Nachfolger erwecken können. Besonders in Deutschlands kleineren Staaten ist die so heilige Justiz nur ein muthwilliges Spiel von faulen oder geldgierigen Advocaten, und ein willkührliches Geschäfte entweder von leidenschaftlichen, oder von noch unmündigen Räthen, die weder ein Gefühl für Ehre, noch Furcht für allgemeine Verachtung und Schande nur irgend in Bewegung bringen könnte, so daß mehr als

ein

ein Menschenalter erfordert wird, um Recht zu finden, und Reichthümer, um den Besitz seines Eigenthums erkämpfen zu können. Daher kann man, im wahren Sinne des Ausdruckes, beynahe von allen kleineren Staaten sagen: es ist gar keine Justiz. Hierinn liegt nun vorzüglich der Grund aller Unruhen, aller Unzufriedenheiten, aller Gährungen, aller Anlagen zur Selbsthülfe, die freylich hin und wieder in Deutschland anzutreffen sind.

Wollten und müßten nun jene so heillosen Schreyer schlechterdings über etwas schreyen und ihre Stimme erheben, so ist es, statt jenes nur wilden, durchaus nichtssagenden und schändlichen Geschreyes, dieser Verfall und gänzliche Mangel der Justiz, worüber sie meinetwegen mit Stentorsstimmen schreyen möchten, um die Fürsten doch endlich einmahl zur Nachfolge von jenem so wohlthätigen Beyspiele der Preußischen Staaten aufzuwecken.

Meinetwegen mache man alle Fälle öffentlich bekannt, wo eine offenbare Bedrückung Statt findet, wo die Justiz verweigert wird, und wo man sich eine blos willkührliche Behandlung erlaubt hat. Meinetwegen nenne man jedesmal den despotischen Despotenseleden öffentlich, unter dessen Leitung so etwas ausgeführt ist. Aber solche Angaben müssen bestimmt und durchaus die strengste Wahrheit seyn. Nur der Böswicht kann das Licht scheuen, der Rechtschaffene aber nie.

Wenn

Wenn dagegen jene Giftmiſcher über alles nur wild in die Welt hineinſchreyen, alles ohne Beſtimmung blindlings tadeln, über alle Große, und über ganze Stände, ohne Einſchränkung, ohne Unterſchied, ſtromweiſe ihre Galle ergießen, und dem Pöbel, durch Schriftchen, die im Finſtern ſchleichen, ſagen: ihr allein ſeyd die Gerechten, ſehet hier, ſo denkt ohne Ausnahme alles, was über euch iſt, und dort ſind die Mittel, euch ſelbſt Recht zu verſchaffen; ſo ſind dieß doch bey Gott nicht die Wege, die der Patriot und der Menſchenfreund wählen wird, damit ſich alles einander freundſchaftlich nähere, und ſich die Hände zum großen Werke wechſelſeitig bieten möge. Von allen dieſem wird grade nur das Gegentheil bewirkt. Nur Erbitterung, Mißtrauen, Unruhe und Gährung. Und das iſt es denn auch, was dieſe Demagogen ſo gern bewirken möchten, und gewiß bewirken werden, wenn die Landespolizey noch länger ſo muthwillig ſchlummern will.

Neunter Brief.

For forms of government, let fools contest.
What ever beſt is adminiſtred, is the beſt.

Pope.

Alle Philoſophen der ältern und neuern Zeiten haben es freymüthig geſtanden und öffentlich behauptet, daß es unmöglich ſey, eine ſolche Regierungsform auszuſinnen, die ſich immerwährend gleich bleiben würde, und bey welcher

cher eine große Nation fortdaurend vollkommen glücklich seyn könnte. Middleton hat daher sehr Recht, wenn er sagt: Governments, like natural bodies, have, with the principles of their preservation, the seeds of ruin also essentially mixt in their constitution, which after a certain period begin to operate and exert themselves to the dissolution of the vital frame. Life of Cicero. T. 1. S. 2. p. m. 232.

Wollen Sie über diesen Gegenstand etwas vollständiges, zugleich äußerst schön geschriebenes lesen, welches auch gerade in den jetzigen Zeiten, und in mehr als einer Rücksicht lehrreich ist; so empfehle ich Ihnen Voyage d' Anacharsis, besonders das 62 Capitel de la Nature des Gouvernemens, suivant Aristote et d'autres Philosophes.

Es könnte jedoch leicht seyn, daß Sie dies Buch nicht sogleich zur Hand hätten; ich will daher nur einige Stellen ausziehen, um Sie desto aufmerksamer darauf zu machen.

Autrefois, ceux qui cherchoient à corriger la forme du Gouvernement, etoient, des sages, qui éclairés par leur propre experience, ou par celle des autres, savoient que les maux d'un etat s'aigrissent, au lieu de se guérir, par des remedes trop violens; ce sont aujourd'hui des Philosophes qui ont plus d'esprit que de lumieres, et qui voudroient former des gouvernemens sans defauts et des hommes sans foiblesses. T. 3. p. 102.

Quand

Quand le Souverain reſpecte les Lois, nous ne changerions pas notre deſtinée pour la votre: quand il les viole, le peuple a dumoins la Conſolation d'eſperer que la foudre ne frappera que les principaux citoyens, et qu'elle retombera ſur celui qui l'a lancée. En un mot, nous ſommes quelquefois malheureux par l'abus du pouvoir; vous l'étes presque toujonrs par l excés de la liberté. p. 344.

Ne Vous fiez donc pas aux vaines declamations de vos ecrivains. la m. p.

La liberté ne peut ſe trouver que dans la Democratie, diſent les fanatiques partiſans du pouvoir populaire. p. 360.

Cette forme de gouvernement eſt ſujette aux mêmes revolutions que l'ariſtocratie. p. 361.

Presque tous nos gouvernemens, ſous quelque forme qu'ils ſoient etablies, portent en eux mêmes pluſieurs germes de deſtruction. p. 362.

Dans la Monarchie, c'eſt le beau, l'honnête; car le prince doit deſirer la gloire de ſon regne et ne l'acquerir que par des voies honorables. Dans la tyrannie, c'eſt la ſureté du tyran; car il ne ſe maintient ſur le trone que par la terreur qu'il inſpire. Dans l'Ariſtocratie la vertu; puisque les chefs ne peuvent s'y diſtinguer que par l'amour de la patrie. Dans l'Oligarchie, les richeſſes, puisque ce n'eſt que parmi les riches, qu'on

Eilfter Brief.

Zu dieſen Modeſchreibereyen gehören denn allerdings noch die Wortfabriken, welche der Herr D. Girtanner in Göttingen für die Deutſchen Chemiſten, und der Rath Campe in Braunſchweig für die geſammte Deutſche Sprache kürzlich angelegt haben. Gefährlich ſind dieſe Fabriken nun freylich nicht, ob aber die Waare auch für die Einkäufer von wirklichem Nutzen ſey, das iſt eine ganz andere Frage. Auch iſt es mir zu hoch, wie man das für eine Bereicherung der Sprache ausgeben könne, wenn ein ſchon längſt eingebürgertes, ſehr harmoniſches, den wahren Begriff ganz umfaſſendes und zugleich genau beſtimmendes Wort, nur in ein anderes zuſammengedrücktes und zerknicktes Wort überſetzt wird, und wodurch der Begriff wohl gar noch geſchwächt iſt: z. B. Mauſoleum, Muſeum, Bibliothek, Pyramide u. ſ. w. Es kann immer ein Grab, ein Todtengrab ſeyn, und verdient deswegen noch lange nicht den hohen Begriff vom Mauſoleum: auch habe ich den Ausdruck Spitzſäule für Pyramide nie vertragen können; denn wie kann ich einen Coloß, eine ungeheure Maſſe, die 500 Fuß hoch iſt, deren jede Seite eine Länge von 450 Fuß hat, und die kein größer Platz in unſern Deutſchen Städten faſſen kann, wohl eine Säule nennen. Ueberdem iſt auch die Form und Bildung einer Pyramide, ſie mag übrigens noch ſo groß oder noch ſo klein ſeyn, dem Begriffe einer Säule durchaus zuwider. Einen

Obelisk

[redacted]

Obelisk würde ich mir wohl haben denken, nur keine Pyramide. Wenn Belle-Vue und Rendes-Vous in Sieh-Dich-Um, und Stell-Dich-Ein übersetzt wird, so ist dies dem Genie der Deutschen Sprache völlig zuwider. Der Franzose mag immerhin den Imperativ als Substantiv gebrauchen, dem Deutschen aber ist dieses nach der Bildung und dem Charakter seiner Sprache ganz und gar nicht erlaubt. Ueberall gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich einen ganz andern Weg zur Bereicherung und Ausbildung der Deutschen Sprache wählen würde, wenn ich nur irgend die unglaubliche Summe von Kenntnissen besäße, die gewiß hiezu erfordert wird. Es ist nämlich bekannt, wie unendlich viele Redensarten, feine Wendungen, sanfte Uebergänge und merkliche Abstuffungen, bey verstärkten oder gemilderten Begriffen sich in den ausgebildeten todten und lebenden Sprachen finden, für welche uns die gleichgeltenden Ausdrücke immer noch fehlen. Diese nun aufzusuchen und dafür durchaus gleichbedeutende, edle, harmonische, dem Charakter unserer Sprache angemessene Ausdrücke anzugeben, dies würde ich allerdings für eine Bereicherung unserer Sprache ansehen. Indessen begreife ich sehr wohl, daß es weit leichter sey, einige bekannte Französische oder Lateinische Worte ins Deutsche zu übersetzen, und damit mehrere Bogen zum Drucke zu befördern, als jenes gründliche und philosophische Studium so vieler Sprachen zu unternehmen, und damit zugleich noch vollständige Kenntnisse in der Mathematik, Physik, Naturgeschichte und

Chemie

Chemie zu verbinden, damit die neugetauften Kinder nicht dereinſt in dieſen Grund-Wiſſenſchaften als lächerliche und verwahrloſete Wechſelbälge erſcheinen mögen, wie z. B. Belebung ſtatt Organiſation u. d. m.

Für einige Artikel in des Herrn Campe Sprachbutike muß ich Sie inzwiſchen warnen. So überſetzt er zum Beyſpiele, Ariſtocrat, Ariſtocratie, durch Herrſcherling und Herrſcheley. Wie konnte ein Mann, der ein Deutſcher Gelehrter ſeyn will, ſich zu ſo etwas durch die Ignoranz der Franzoſen verleiten laſſen. Der wahre, ächt-alte Begriff dieſes Wortes ſagt nichts von alle dem. Schon weit eher würde ſich der Ausdruck, Herrſcheley und Herrſcherling, für Oligarchie und Oligarch ſchicken. Das Wort Ariſtocrat bezeichnete auch nie einen beſondern Stand, und ich wüßte in neuern Zeiten beynahe keinen Ausdruck, der mit dem Begriffe von jenem Worte noch einigermaßen zu vergleichen wäre, als was die Franzoſen unter Notables verſtanden haben. Und warum überſetzt denn Herr Campe dies Wort ſo unrichtig und gehäſſig und lieblos, dagegen aber das vom Democrat ſo ungemein freundſchaftlich und ſüß und liebevoll? Noch mehr, warum wird denn ſo äußerſt ſanft vor dem Worte Demagoge vorüber gegangen?

Sie ſehen ſchon hieraus, daß in dieſem Waarenlager auch mancher Artikel mit unterlaufe, der uns für fein Silber ausgegeben wird, und nur argent à la Chanceliére iſt. Sie

wiſſen

wiſſen doch, was man ſo nennt? c'eſt de l'argent qui eſt faux, mais ne rougit pas.

Ich will es wünſchen, daß ſolche Wortfabriken für die Deutſche Sprache, für die Wiſſenſchaften und für unſere jungen Schriftſteller von wahrem Nutzen ſeyn mögen. So recht traue ich jedoch dem Dinge nicht. Wenn Klopſtock, Leſſing, Wieland, in der Fülle ihrer großen Gedanken und deren hinreißenden Wendungen, den Mangel eines Ausdruckes fühlten, ſo wußten ſie auch bald ein Wort zu prägen, das den verlangten Begriff ſicher darſtellte, zugleich harmoniſch war, und mit dem Genio der Deutſchen Sprache völlig übereinkam. Dagegen werden nun unſere jungen Scribler aus jenen Wortbutiken vorzüglich nur die möglichſt knarrklingend = buntſcheckig = zuſammengeflickten Worte herausgreifen, ihre Schriftchen damit künftig aufſtutzen, ſo daß ſie niemand ohne Bakkenkrampf leſen kann, und eben dadurch doch endlich veranlaſſen, daß die Harmonie, oder ich möchte ſagen die Muſik unſerer Sprache, die ohnehin ſchon geringe iſt, noch immer mehr verlohren gehe. Wiewohl auch einiger Nutzen hieraus entſtehen könnte: der nämlich, daß alle ſolche Schriftchen für den Ausländer, der unſere Sprache vor dem Jahre 1793 erlernet hat, zur Pharaonenſchrift werden; er würde alſo eine Menge dieſer Modeprodukte nicht leſen, und von dem Sinken der Deutſchen Schriftſtellerey weniger erfahren.

Im Ganzen dünkt mich, daß eine bloße Wortfabrik sich zu den Wissenschaften verhalte, wie der Schriftgießer zu Newton, und der Farbereiber zu Raphael; und wenn mich je etwas an Metempsychose und Palingenesie könnte glauben machen, so wären es gewiß diese Wortschmiede. Sie sind ja offenbar nichts anders, als nur eine zweyte nicht eben verbesserte Auflage von Jacob Böhmen, Panglos, D. Major, Philipp v. Zesen. Der Schnitt ist nur mehr nach der Mode, der Kragen höher und das Kleidchen noch etwas bunter. Jacob Böhme kannte schon den merkurialisch-halb-gesäuerten-Luft-Geist-Schwefel: Panglos las ein Collegium über die metaphysico-theologo-cosmolo-nigologie; D. Major nannte das Gottorfische Museum, ἐξωτικοθαυματοργηματοταμεῖον; und Philipp v. Zesen wollte solche Worte, als Kaiser, Aernde, Sack, Ohr, Ziegel, Acker, Wein, Schreiber, Crone, Natur, Punkt, Linie, Staat, Meer, Insel, Saamen, Frucht, Ordnung, rc. auch nicht mehr dulden, und schlug statt Fenster und Nase, Tage-Leuchten und Riechungs-Glied vor. Noch frage ich, wo die Grenzen für dieses Reinigungs-Geschäfte sich irgend mit Sicherheit bestimmen ließen. Soll sich dasselbe nicht blos auf die Griechische, Lateinische, Französische Sprache einschränken, sondern auch auf alle andere fremdartige Worte miterstreckt werden, so dürfte kaum noch ein Drittel von unserer jetzigen Deutschen Sprache übrig bleiben.

Und

Und am Ende wäre von dieſer herkuliſchen Arbeit der jetzigen Main-Deutſch-Sprech-Forſch-Geſellſchafts-Mitglieder für unſere geſammte Literatur nichts weiter gewonnen als — nur eine Veränderung, oft Verſtimmung alter bisher gebrauchter Töne; praetereaque nihil.

Wenn Sie nun dieſe Erſcheinungen mit denen vergleichen, die ich Ihnen in meinem erſten Briefe bemerklich machte, ſo werden Sie hoffentlich überzeugt ſeyn, daß dieſen auch ſicher ein gleiches Schickſal mit jenen Modeſtriblern bevorſtehe.

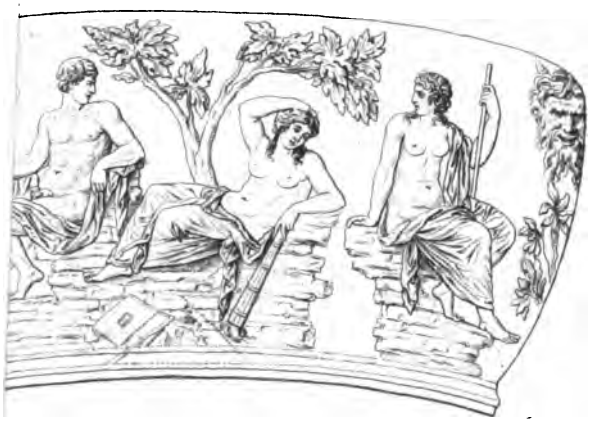
Für ſolche Thorheiten kann eben ſo wenig ein Ableiter erfunden werden, als überhaupt für negative Größen. Durch Anwendung äußerer Mittel iſt auch keine Beſſerung zu hoffen, dies ſagt ſchon Salomo in ſeinen Aphorismen. Mithin iſt nur die Zeit das einzige Specificum gegen ſolche literariſche Aberrationen. Jetzt muß ſchlechterdings noch einige Zeit mit dieſen Bällen fortgeſpielt werden. Sobald aber ein müſſiger Kopf neue Bälle, je bunter je beſſer, auf den Tummelplatz hinauswirft, werden jene auch ſogleich verlaſſen werden, und ein neues Spiel mit dieſen beginnen.

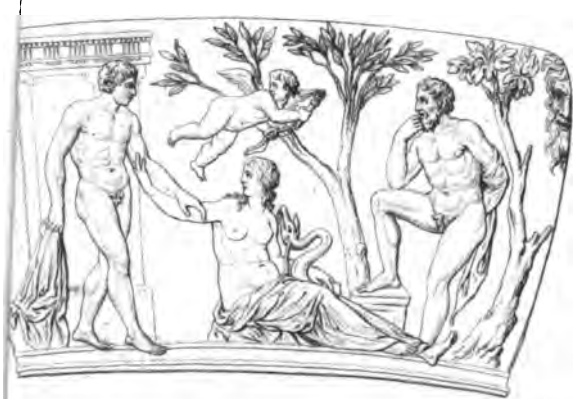
Sollten nun dieſe Briefe auch denen in die Hände fallen, die ich vorhin geſchildert habe, ſo hoffe und erwarte ich gewiß, daß ſie ſamt und ſonders, nebſt ihren Vertheidigern, und mit dem vollen Maaße der Kräfte, die ihnen Gott verliehen hat, rüſtig dagegen auftreten werden. Es ſey in

welchem

welchem Anzuge es wolle; in der Toga oder im bunten Röckchen; auf Stelzen oder auf Krücken, am luſtigſten aber wäre es, wenn das buntſcheckige Männchen ſelbſt in ſeinem bekannten Vaterlande ſich ſeiner würdigen Mitbrüder annehmen wollte. Schreyen und klagen ſollen und müſſen ja die, die herzhaft gezüchtiget werden. Je bunter, je verſchiedener, je auffallender alſo dieſe Aufzüge ſind, je mehr wird es mich freuen; denn um ſo mehr darf ich glauben, daß ſie ſich richtig getroffen fühlen, und wo nicht ganz, auch nicht gleich, doch mit der Zeit, noch in etwas zu beſſern ſind.

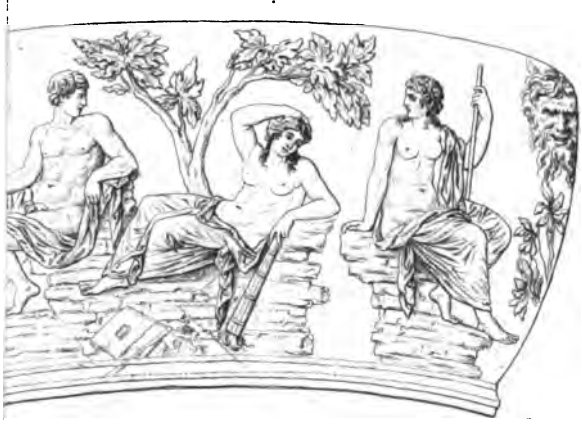
Zu S. 190. I. Th.

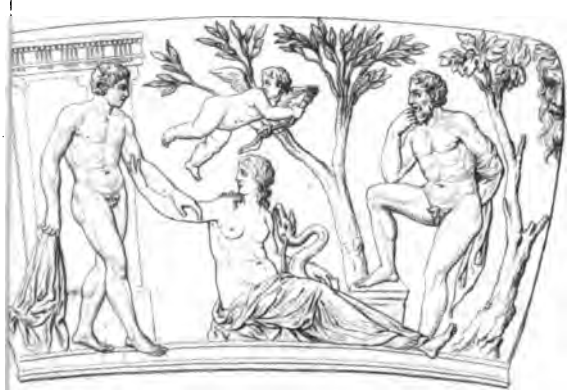




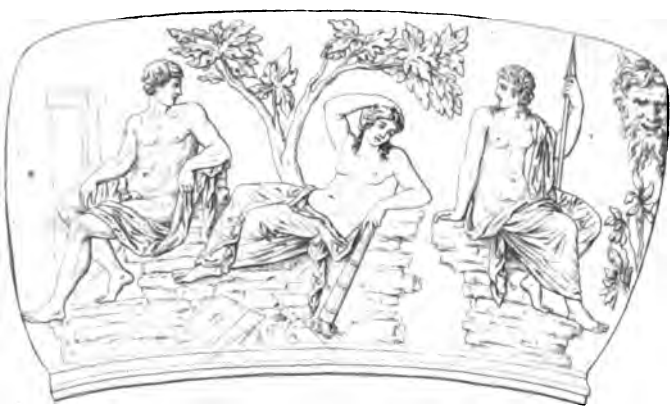
welchem Anzuge es wolle; in der Toga oder im bunten Röckchen; auf Stelzen oder auf Krücken, am luſtigſten aber wäre es, wenn das buntſcheckige Männchen ſelbſt in ſeinem bekannten Vaterlande ſich ſeiner würdigen Mitbrüder annehmen wollte. Schreyen und klagen ſollen und müſſen ja die, die herzhaft gezüchtiget werden. Je bunter, je verſchiedener, je auffallender alſo dieſe Aufzüge ſind, je mehr wird es mich freuen; denn um ſo mehr darf ich glauben, daß ſie ſich richtig getroffen fühlen, und wo nicht ganz, auch nicht gleich, doch mit der Zeit, noch in etwas zu beſſern ſind.

Zu S. 190. I. Th.





Zu S. 190. I. 76.



Sammlung
einiger
Aufſätze
historischen, antiquarischen, mineralogischen und ähnlichen Inhalts,

von

A. F. Grafen von Veltheim,
D. d. W. W.
Erb- und Gerichts-Herrn auf Harbcke, Aderstedt, Groppendorff ꝛc. Königl. Großbritannischen und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburg. Berghauptmanne, der Königl. Societät der Wissenschaften in London, wie auch einiger andern gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Zweyter Theil.

Helmstedt
bey C. G. Fleckeisen. 1800.

Inhalt
des zweyten Theils.

Ueber die Reformen in der Mineralogie, nebst Anmerkungen über die ältere und neuere Benennung einiger Steinarten. Seite 1.

Dieſe Abhandlung, welche 1793 zu Helmſtedt zuerſt im Drucke erſchien, iſt von Grund aus umgearbeitet.

Ueber Memnons Bildſäule, Nero's Smaragd, Toreutic und die Kunſt der Alten, in Stein und Glas zu ſchneiden. 63

Hievon erſchien die erſte Ausgabe 1793. Das Ganze iſt hier ebenfalls völlig umgearbeitet.

Ueber den Hydrophan der Neuern und den Pantarbas der Alten. 165

In den Chemiſchen Annalen des Herrn Bergraths von Crell 1796. 11tes Stück wurde dieſer Aufſatz zuerſt eingerückt. Er iſt hier unverändert geblieben.

Ueber

Inhalt.

Ueber die Fruchtſperre im Herzogthume Magdeburg. S. 175

Es war dieſer Aufſatz nicht dazu beſtimmt, um jemals im Drucke zu erſcheinen. Ich hatte ihn einigen guten Freunden nur in der Abſicht mitgetheilt, um wo möglich wegen der Kornſperre eine den Verhältniſſen des Herzogthums Magdeburg mehr angemeſſene Modifikation zu bewirken. Inzwiſchen war er hiedurch in mehrere Hände gerathen, und ſo erſchien er endlich im Häberlinſchen Staats-Archive 1796. 5tes St. Ich habe um ſo weniger Bedenken getragen, ihn hier mit aufzunehmen, da er doch einige Vorſchläge enthält, die, meiner Ueberzeugung nach, in ähnlichen Verhältniſſen wohl nicht ſo ganz ohne Nutzen ſeyn dürften.

Ueber die Onyx-Gebirge des Cteſias und den Handel der Alten nach Oſt-Indien. 203

Man wird durch Vergleichung dieſer Abhandlung mit der erſten Ausgabe 1797 leicht bemerken, daß ſie an mehreren Stellen berichtiget worden, auch einige nicht unbeträchtliche Zuſätze erhalten habe.

Von den goldgrabenden Ameiſen und Greiffen der Alten, eine Vermuthung. 263

Dieſer Aufſatz, welcher 1799 zuerſt erſchien, iſt hin und wieder hier ebenfalls berichtiget.

Ueber

Ueber

die

Reformen in der Mineralogie;

nebst

Anmerkungen

über

die ältere und neuere Benennung

einiger Steinarten.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunſtrichter mit dem kritiſirten Buche in der Hand gutmachen kann, iſt dem Kunſtrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorſchreiben, wie ſanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines ſolchen Tadels oder Spottes wählen ſoll. Er muß wiſſen, welche Wirkung er damit hervorbringen will, und es iſt nothwendig, daß er ſeine Worte nach dieſer Wirkung abwäge.

Leſſings Ant. Br. 57. Br. S. 269.

Dem

Andenken

Bergmanns, Ferbers

und des

v. Born,

zum Beweiſe ſeiner dankbaren Hochachtung

gegen dieſe ſchon verewigten Freunde,

gewidmet

vom Verfaſſer.

Faciam, vt intelligatis in tota cauſa, quid res ipſa tulerit, quid error affinxerit, quid inuidia et gloria vana conflauerit. Haec pauca enumeraſſe, ad exempla ſatis fuerit.

F. Bacon of Verulam.

Es wird faſt allgemein behauptet, daß ſich Herr Werner nebſt einigen Gehülfen jetzt äußerſt bemühe, die mineralogiſche Sprache mit ſamt der Wiſſenſchaft von Grund aus umzubilden. In wiefern dieſe Herren mit allen dazu nöthigen Kenntniſſen und Kräften ausgerüſtet ſind, und ob ſie dieſe Wiſſenſchaft auch geſund und wohlbehalten wieder aufrichten werden, kann ich nicht beurtheilen. Es ſcheint indeſſen gewiß zu ſeyn, daß die Methode ſowohl, als auch die Mittel, nicht eben ſehr glücklich gewählt ſind. Folgendes mag hievon zum Beweiſe dienen.

Für

Für jeden nur etwas wohlgezogenen Mann iſt es immer ſehr auffallend, mit wie weniger Aufmerſamkeit auf Weltkenntniß und ſittliches Zartgefühl dieſe Herren entweder wechſelſeitig einer den andern, oder wohl gar ſich ſelbſt ſo anrühmen, und lobpreiſen, und bewundern, und bekränzen. Beynahe im Tone der fliegenden Anſchlagszettel: Hier iſt zu haben, Dort läßt ſich ſehen der weltberühmte, unbegreiflich große Wundermann! Der eine erhält den Namen Kant; dieſer gibt denn, wie billig, einen Newton zurück; ein dritter übernimmt den Namen eines mineralogiſchen Ariſtoteles, und ein vierter wohl gar den vom mineralogiſchen Herkules. So krümmen, und bücken, und neigen ſich dieſe Herren ſo artig, und anhaltend, und immerwährend gegen einander, daß ihnen zwar nicht, wie es ſcheint, doſtomehr aber den Zuſchauern, eine Röthe nach der andern abgejagt, ſogar vom bloßen Zuſehen Rückenweh verurſacht wird. Dieſes wechſelſeitige Belobungsſpiel iſt jedoch in der feinern Welt nie für ſehr rühmlich gehalten. Oft gerathen dieſe Herren in ein ſo entzückendes Staunen, in eine ſo laute Bewunderung ihrer eigenen Verdienſte, daß man glauben ſollte, Salomoniſche Weisheit, Ophiriſche Schätze, und eine ganz neue Welt, ſey mit eins von ihnen entdeckt worden. Und wenn es dann endlich zum Vorſcheine kommt, was dieſe kreißenden Berge gebähren, ſo iſt es gewöhnlich ein ſchimmernder Aeroſtat, der ſchon in den Händen ſeines

Schö-

Schöpfers zerſpringt, oder ein gar allerliebſtes kleines buntes Steinchen. O! über die Freude! O! über das Meerwunder!!!

Man leſe unter andern, was Herr Werner in ſeiner Theorie von Entſtehung der Gänge, Freyberg. 1791. S. XIV. XIX. XX. ſagt. Seit dem εὑρηκα eines Archimedes, bis dahin daß Newton die Erde bey ihren Polen ergriff und ſie zuſammendrückte, ſind wegen neuer Entdeckungen doch wohl nie ein Paar Backen ſo voll genommen, um das liebe Ich geltend zu machen, als hier. Ich glaubte warlich eine Vorrede zum Paläphatus zu leſen, oder aus dem Hamburger Correſpondenten ſey die Anpreiſung vom Kaiſerl. Königlichen privilegirten Tonico durch ein Verſehen hier hineingerathen. Einem Franzoſen iſt ſo etwas wohl erlaubt, nicht aber einem Deutſchen. Man vergleiche damit die Beſcheidenheit eines Leſſing. Er ſagt:

Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geſchrieben habe, kitzelt mich freylich, ſelbſt von Ihnen zu vernehmen; denn wer will nicht ſeinem Vaterlande, wenigſtens gern, keine Schande machen. — Aber nun genug mit dem Kitzeln — Laſſen ſie uns daher fleißig ſeyn, und warten. Die Ehre iſt am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus.

Antiq. Br. 54. S. 238. fg.

Noch

Noch bitte ich in jener Schrift des Herrn Werner, S. XX. die Aeußerung zu bemerken, wo er beynahe deutlich ſagt, vielleicht gern behaupten mögte, daß alles, was in der Mineralogie andere jemals Gedachtes und Brauchbares geſchrieben oder geſagt haben, auch nur allein von ihm ausgegangen ſey!!! Und dies ſagt ein Lehrer, der junge Leute ausbilden ſoll? Gewiß nur wenig Beyſpiele von einem ſo aufrichtigen Egoismus wird man nachweiſen können. Wie, wenn nun Cronſtedt, Oppeln, Pabſt, Lommer, Bergmann, Ferber, Born, und ſo viele andere mehr, alles dasjenige vom Herrn Werner wieder zurückforderten, was er von, oder mit, oder an ihnen gelernt hat; wie würde es da um die ſchönſten der Federn wohl ausſehen?

Wie einſeitig iſt nicht die Behauptung des §. 26. S. 49. Eben ſo gut, als Erker und Fachſen, mußten gewiß auch ein Biringoccio, Gesner, Jungius, Bünckius, Vagetius, Borrichius, Löhneiſen, Barchhuyſen, Orſchalk, Digby, Lancelot, Lehmann, Schlüter und noch ſo viele andere genannt werden. Mehrere davon ſind ſchon in Leupolds Prodromo bibl. metall. aufgeführt. Sie waren aber alle ſo wenig als Cramer, Sachſen. Doch hiebey hätte die Vermuthung des Herrn Werner zu ſehr gelitten, daß nur ein Sachſe ſo etwas ausführen könne.

Und,

Und, was iſt es denn endlich, was Herr Werner hier ſo unglaublich Neues geliefert hat? Nichts weiter, als eine zum Theil ſchon alte Hypotheſe, die überdem der bekannte und ſo verdienſtvolle Herr Herrmann ſchon einige Jahre vorher in ſeiner mineralogiſchen Beſchreibung des Uraliſchen Erzgebirges umſtändlich vorgetragen hat; (vgl. v. Crells chem. Annalen J. 1793. B. 1. S. 251.) die aber Herr Werner jetzt kaum noch mit einem neuen, ſelbſt verfertigten Firniſſe überzieht; und wogegen ſich eben ſo viel gegründete Zweifel angeben laſſen, als gegen eine jede der bisherigen.

Es iſt mir unmöglich, dieſe hier weitläuftig auszuführen; denn es wäre warlich Herkuliſche Arbeit, ſich durch den, zum Glücke ſo einzigen Styl des Herrn Werner, nur einigermaßen durchzuarbeiten, und die vielen darin eingewickelten Widerſprüche vollſtändig herauszuhebammen. Indeſſen will ich doch einige davon hier kürzlich berühren. Um aber zugleich einen auffallenden Beweis von des Herrn Werner tranſcendentalen und unpartheyiſchen Methode zu geben, wie er ſeine und ſeiner Gegner Hypotheſen beweiſt, unterſucht, und widerlegt; ſo will ich deſſen eigene Worte, ſoviel möglich, hier ſklaviſch beybehalten. Man ſchlage alſo die neue Theorie ꝛc. S. 194. 195. auf, und vergleiche damit folgendes.

"Was ſoll, frage ich zuerſt, dieſe ſo äußerſt wirkſame, dieſe ſoviel, beynahe mögte ich ſagen, chemiſch allver-

mögende

mögende Materie in der weiten Welt für eine seyn können," die besonders den Quarz und alle Kieselerde, außerdem aber auch Gold und Zink, Spiesglanz und Bley, Eisen und Vitriol und Arsenik und Kalk u. s. w. zu gleicher Zeit aufgelöst haben, und in sich enthalten soll, und wobey dennoch das ganze, in diesem Oceane von Menstruo befindliche regnum animale und vegetabile, nicht unwiederbringlich untergegangen wäre? Wir kennen keine Säure, auch nicht die concentrirteste, die allein alle Erden, alle Metalle, und den Schwefel auflöse. Sollten wir uns also ein gemischtes Meer von allen bekannten Säuren denken, in welchem jene Mineralien schwimmen müßten, um aufgelöst zu werden? Dann aber würde uns wieder die Erfahrung entgegen seyn, daß, wenn auch einige Körper blos von gemischten Säuren aufgelöst werden, diese alsdann andere Körper nicht aufnehmen, auf welche sie einzeln wirken. Und endlich, (die höchst seltene Flußspathsäure ausgenommen) widersteht ja die so häufige Quarz- oder Kieselerde allen Säuren, auch kann sie auf dem nassen Wege nur durch kaustisches fixes Alcali aufgelöst werden. Um also nur einen der gewöhnlichen goldhaltigen Gänge zu bilden, wo der Quarz offenbar von gleichzeitiger Formation mit den Goldtheilchen ist, müßte im sauren goldhaltigen Strome zugleich die alcalische quarzhaltige Kieselfeuchtigkeit seyn! Eben so leicht ließe sich denn auch der Werner-Rosische Neptunismus, mit jedem Vulcanismo

canismo in einem gesunden Kopfe vereinigt denken. Wollte man aber behaupten, daß es die Flußspathsäure gewesen wäre, die ehemals alle Quarzerde aufgelöst hätte; so müßten doch jetzt wohl aller Orten, entweder Flußspathe, oder andere die Flußspathsäure enthaltende Mineralien vorhanden seyn. Jenen aber findet man verhältnißmäßig nur selten, diese nirgends. Oder ist die ungeheure Masse von Flußspathsäure etwa allein in der Natur bis auf dies Minimum wieder vernichtet? Und, o! der armen organischen Keime, die unter diesem, die Erdoberfläche umgebenden Meere von beizenden Säuren, und alles zerstörenden Seifensiederlaugen, aller Entwickelung und Daseyn auf immer entsagen mußten. Doch es sey nun einmal dies Unmögliche möglich; was sollte wohl die andere Materie für eine seyn können, die nun alles dieses durch einander, und in mehreren Gegenden nothwendig zu gleicher Zeit aus jener Materie wieder herabpräcipitirt haben muß? "Kennen wir wohl eine, geschweige denn zwey Materien in der Natur, die auch nur so etwas ähnliches vermöchten? Hat man eine dergleichen Materie irgendwo noch wirkend gefunden, und sich dadurch von ihrer Wirklichkeit überzeugt? Oder, welche sichere Erfahrung hat man, sey es auch nur eine einzige, daß solche alles zugleich auflösende, dennoch das Regnum animale verschonende, und eine andere, alles zugleich präcipitirende Materie aller chemischen Erfahrung und Theorie zum Trotze jemals existirt habe? Und, wo waren denn,

bey

bey so einem, diese Theorie beweisen sollenden Falle, diese aufgelösten Mineralien vor dieser Auflösung gelagert?" Wo wiederum die alles präcipitirende Materie, damit sie bey der allgemeinen Auflösung allein gesichert blieb, und nur dann erst herbey eilen durfte, wenn es etwas zu präcipitiren gab? Wie kam es, daß diese so oft wiederholten Operationen, immer nur gerade über den erzführenden Gängen und Lagern zusammentrafen? Oder verbreitete sich diese Operation auch über die andere Erdoberfläche? wohin sind alsdann aber diese ungeheuren Erzrinden, gegen welche alle noch vorhandene Gänge und Erzlager ein Minimum im strengsten Verstande sind, wieder so ganz verschwunden?' "Diese zu gebende Bestimmungen sind es, welche diese Theorie bewahrheiten und begründen können. So lange man diese Fragen aber nicht zum Vortheile dieser Theorie beantworten kann, und beantwortet, so lange bleibt sie völlig ohne Grund." Einer physischen Erklärung kann schlechterdings nichts mehr entgegen seyn, als eine Hypothese, bey welcher alle sicher bekannte physische Kräfte ihre gewöhnlichen Wirkungen — nicht äußern dürfen, um dagegen durchaus unbekannte Materien mit den widernatürlichsten Eigenschaften anzunehmen, von deren Daseyn wir bis jetzt nicht die mindeste Spur entdeckt haben. Carte'sens Wirbel und Häkchen, Helmont's Armee von Archäen und Berggeistern, und Robinets Thierplaneten, sind dagegen nur wahre Kleinigkeiten. — (Nun S. 182.) "Es

ist

ist diese ganze geognostische Lehre von der Präcipitation ein abermaliger Beweis, wie so leicht und gern man vorgefaßte Ideen und Meinungen in Beobachtungen hineinträgt, von welchen die Beobachtungen nicht allein nichts sagen, sondern auch wohl gar das Gegentheil beweisen. Ein solches unkritisches, und den Wissenschaften höchst nachtheiliges Verfahren kommt auch noch in unsern Tagen häufig vor."— (Not. ebendas.) "Ich könnte viele Beyspiele davon anführen, will es aber jetzt bey dem einzigen, bey der sehr bekannten Lehre von der Neptunität des Basaltes bewenden lassen."

Hier frage ich jeden kaltblütigen Naturforscher, ob ich des Herrn Werner Hypothese nicht eben so gründlich widerlegt habe, als er die von seinen Gegnern nur jemals widerlegt hat.

Ich könnte leicht noch viele Zweifel mehr anführen; z. B. aus der Construction so mancher Gänge, von denen der Augenschein ergibt, daß das Nebengestein und die Gebirgsart sich zwar völlig gleich bleibe, demungeachtet aber der Gang nie zu Tage ausgesetzt habe; ferner, sehr beträchtliche Erznieren, die sich in manchen Gebirgen in sehr großer Teufe finden, und nie in Verbindung mit des Herrn Werner so allmächtigem, doch vermuthlich über der ganzen Erdoberfläche schwimmendem Menstruo, gestanden haben können; ferner, daß, aller chemischen Erfahrung zufolge, geschwefelte Niederschläge von Metallen, welche

im naſſen Wege gefället ſind, niemals zu Kryſtallen anſchießen; endlich, die äußerſt heterogenen Dinge, die in ſo manchen Gängen unmittelbar unter einander gemiſcht ſind, und die, (weil ſie in ſo ungeheurer Menge, und ſo ungeheuren Maſſen, wie z. B. zu Pariſh-Mountain, am Rammelsberge, in den Mexikaniſchen und Chiliſchen Gängen, unmittelbar mit einander vermiſcht und zuſammengedrängt ſind, auch nothwendig in dem Menſtruo, vsque ad ſuperſaturationem vorhanden ſeyn mußten weder zugleich aufgelöſt, noch zugleich präcipitirt ſeyn konnten; es wäre denn, daß Herr Werner uns noch ein ganz neues übernatürliches Auflöſungs- und ein eben ſo neues übernatürliches Präcipitationsmittel angäbe, wodurch bewieſen würde, daß alle bisher bekannte Verwandſchaftstafeln der Chemie durchaus unrichtig wären, u. w. d. m.

Noch wäre ich ſehr neugierig zu wiſſen, ob die ſächſiſchen Bergämter und Bergbedienten von dieſer neuen Theorie wirklich ſchon eine neue Methode abſtrahirt, und mit Nutzen angewendet hätten, um reiche Geſchicke, ſicherer als vorhin, aufzufinden. Herr Werner behauptet ja S. XV. und XVI. ausdrücklich, daß von ſeiner Entdeckung die Folgen für den Bergbau von ganz außerordentlichem Nutzen ſeyn würden.

Bis jetzt dünkt mich, daß immer noch Maulwürfe, Aerzte und Bergleute, ſehr viel ähnliches mit einander haben. Sie tappen alleſamt im Finſtern, und das Ende ihrer

Arbei-

Arbeiten ſind Erdhaufen. Das erſte geſteht Herr Werner S. XV. ſelbſt ein; das letzte ergibt dann, leider! der Augenſchein.

Iſt es ferner wohl erlaubt, daß ein Lehrer der Jugend Schriften drucken laſſe, die niemand ohne Augen- und Ohrenweh leſen kann, und dennoch mit ſeinen Schülern Sprache und Wiſſenſchaft umwälzen, Gelehrten ihre Verdienſte zuwägen, über ein unkritiſches Verfahren in Wiſſenſchaften urtheilen, und wiſſenſchaftliche Dämme einreißen will? Sollte ſich denn in der Geſellſchaft dieſer Herren nicht ein einziger geſetzter Mann finden, der ihnen das Mißliche einer ſolchen Unternehmung zu Gemüthe führen könnte: und ſollte kein gutwilliger Sprachkenner in loco ſeyn, der ihre Schriften noch vor dem Drucke berichtigte? Man nehme nur die hier bemerkte Schrift des Herrn Werner, und ſeine Beſchreibung des Ohainſchen Mineralienkabinets auf einen Augenblick in die Hand. Da ſchreiben ſie ſogar in der Nachbarſchaft eines Adelung: Metal, Zin, Bundkupfererz, ſein, (ſeyn), Stükke, Gehilfe, Egiptiſch, gedulten, volſtändicher, aufgeſtelt, ſtund, Ris, ſol, Auſchos, voriches, wenicher, Beſtätichung, mißbillichen, Ametiſt, Beril, Agat, Analiſe; ja ſelbſt auf der erſten Seite empfiehlt ſich Herr Werner ſeinem Churfürſten, mit Meinem gnädichſtem Herrn, und ſo wimmelt es auf allen Seiten von Sprachverirrungen, die in jüngern Jahren doch gewiß nicht

ſo

so geduldet wären. Aber die Achtung, die ein jeder Schriftsteller dem Publiko schuldig ist, macht es ihm durchaus zur Pflicht, daß er solche Dinge vermeide, oder —!

Ueberhaupt wäre sehr zu wünschen, daß wir, die wir im Ganzen doch nur so wenig zur Erweiterung der menschlichen Kenntnisse beytragen können, uns immer der herrlichen Lehre erinnern möchten, die uns Nathan der Weise hinterlassen hat:

— Mittelgut, wie wir,
Find't sich ja überall in Menge.
Nur muß der eine nicht den andern mäkeln:
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen!
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde sey entschossen.

Im Bergmännischen Journale, 1788. B. 2. S. 865. ruft Herr Werner über die Mineralogen, die da behaupten, daß Lava sich über Steinkohlen ergießen könne, ohne daß solche verbrennen, mit vieler Selbstgefälligkeit aus: "O! das sind mir philosophische Mineralogen! das sind mir gründliche Beobachter!" von Widerlegung aber findet sich weiter keine Sylbe. Ist dieses für einen Lehrer wohl eine schickliche Methode, nach Wahrheit zu forschen, auch Gründe und Gegengründe abzuwägen? und wird das Publikum nicht eben dadurch zu glauben gezwungen, daß es dem Herrn Werner in seinen

Streitig-

Streitigkeiten, eigentlich nur auf Rechthaberey, nicht aber auf Wahrheit ankomme?

Wollte Herr Werner indeſſen die Güte haben, ein groſſes Stück Steinkohle mit einer recht dünnflüſſigen Schlacke in einem Gefäße ſchnell ſo übergießen zu laſſen, daß es gegen allen Zutritt der freyen Luft durchaus verwahrt bleibe, aber hiebey auch treu und aufrichtig zu Werke gehen? Sollte jedoch dem Herrn Werner dieſes Experiment zu mühſam ſeyn, ſo bitte ich nur das erſte das beſte chemiſche Compendium, art. Kohlen, aufzuſchlagen. Er wird darin finden, daß Kohlen, (und die gewöhnlichen Holzkohlen ſind noch leichter entzündlich als Steinkohlen) nur erglühen, nichts aber von ihren Eigenſchaften verlieren, wenn ein damit angefüllter, mit einem lutirten Deckel verſehener Tiegel mitten in das heftigſte, anhaltendſte Feuer, ſelbſt eines Porcellanofens, gebracht wird. Dies wird nun dem Herrn Werner gewiß noch unglaublicher noch unlogiſcher vorkommen, als daß eine Steinkohle nicht verbrenne, die von einer muſigen Schlacke überzogen wird; und dennoch iſt alles dieſes unendlich gewiſſer, chemiſch richtiger, und logiſch wahrer, als des Herrn Werner ganze Theorie! Noch mehr! ich bitte den Herrn Werner, ſogar ein groſſes Stück Schwefel eben ſo zu behandeln, als ich es oben von einem Stücke Steinkohle gewünſcht habe. Der Erfolg wird dann augenſcheinlich beweiſen, wie gut es ſey, wenn man, auſſer dem Studio der äußern

oberflächlichen Kennzeichen, sich auch mit der Chemie und Physik etwas bekannt mache, und das Decorum auch da noch beobachte, wo man verschiedener Meinung ist. Ueber die Logik so mancher Mineralogen dürfte dieses Experiment dann ebenfalls einigen Aufschluß geben.

Ein durchaus gewöhnlicher Ausdruck des Herrn Werner ist: "Ich habe bewiesen," oder: "kein Mineralogе zweifelt mehr an diesem oder jenem, was ich behauptet habe;" und gewöhnlich steht dieser Ausdruck da, wo eigentlich wohl das Gegentheil stehen sollte. Ich weiß mir dieses nicht anders zu erklären, als daß es gleichfalls zu den unzähligen Mißgriffen gehöre, die dem Herrn Werner in unserer Mutterſprache so geläufig sind, daß ein Antipode von uns Deutschen wohl kaum ein exotischer Deutsch schreiben könnte.

Der Ausdruck: ich habe das bewiesen, ist überdem nur in wenigen Fällen unseres menschlichen Wissens richtig angebracht. Wenn Newton, Euler, Käſtner, sagen, ich habe dies und das bewiesen, dort S. 10. ist mein Beweis nachzusehen, so hat niemand etwas dagegen einzuwenden. Wenn der Theologe sagt, ich habe dies bewiesen, der Beweis davon steht Sprüchw. Salom. Cap. 27. v. 2. und 1 Cor. Cap. 13. v. 9. so ist dies schon etwas anders; denn leider glauben nur wenige daran. Wenn aber gar Herr Werner, und zwar von einer Hypothese, an welche nur seine Schüler allein zu glauben im

Stande

Stande ſind, ſagt: "Ich habe das bewieſen, und niemand zweifelt mehr daran," ſo zuckt das Publikum die Achſeln, und antwortet: Ce Monſieur là ne connoit donc ce monde, que par le trou de ſa ſerrure.

Da nun der Lehrer ſo handelt, iſt es wohl zu verwundern, wenn ſeine Schüler ein gleiches verſuchen? Der hohe Werth, den dieſe Herren auf ihre Verdienſte und Urtheile ſo gefälligſt zu ſetzen belieben, hat ſie denn auch verleitet, über die Schriften eines Ferber, Kirwan und anderer mehr, Urtheile in die Welt zu ſchicken, deren Wirkung, weder in moraliſcher noch ſcientifiſcher Hinſicht, günſtig für die leidenſchaftlichen Beurtheiler ausfiel.

Der Abbé Eſtner ſagt in einer von ſeinen ſchätzbaren mineralogiſchen Schriften: "Man lächelt, wenn auch mit Unrecht, über verſchiedenes, unter andern über die Kälte, das Halbharte, und das nicht ſonderlich Schwere." So ganz Unrecht hat, wie mich dünkt, dieſer Mann hierin wohl nicht. Statt der übrigen, will ich nur das kalte, nicht ſonderlich kalte, wenig kalte, gar nicht kalte, herausnehmen, und jeden unbefangenen Naturforſcher auf ſein Gewiſſen fragen, ob er aus ſolchen Angaben, die offenbar nie die mindeſte feſte Beſtimmung zulaſſen, die mit der Temperatur der Witterung, und des momentanen Ortes, von Augenblick zu Augenblick abwechſeln, die nach Verſchiedenheit der Größe und Dicke eines und deſſelben Foſſils, und nach den ſo verſchiedenen Temperaturen

eines und deſſelben, geſchweige denn gar verſchiedener Beobachter, ſich bis ins Unendliche verändern, auch nie unter ſich in gleichem Verhältniſſe bleiben können, und daher ſchlechterdings unzuverläſſig ſeyn müſſen; ob, frage ich, ein Naturkündiger davon jemals einen reellen Gebrauch machen können, überhaupt deutlich verſtehe, was damit gemeint ſey. Ohnehin iſt es ſehr unphyſicaliſch gedacht, wenn man die Wärme und Kälte der Mineralien, wie ſie durchs Gefühl zu beſtimmen wäre, zu einem äußern Kennzeichen machen will, da hier die empfindbare Wärme mit dem ſo ſehr verſchiedenen Vermögen, Wärme zu entziehen, offenbar verwechſelt wird.

Von einigen Mineralogen wird gradezu behauptet, daß diejenige Steinart, welche Herr Werner jetzt Obſidian nennt, mit derjenigen genau übereinkomme, welche ſchon Plinius eben ſo genannt habe. Hier möchte ich doch wiſſen, welchen Obſidian im Plinius dieſe Herren wohl meinen. Im Plinius werden ſie finden, daß die Alten nicht nur einem künſtlichen Glaſe, ſondern außerdem noch mehr als einer Steinart, den Namen Obſidian gegeben haben. Meinen ſie etwa den, welchen Obſidius zuerſt in Aethiopien fand? oder den andern, welcher in der Folge, blos ad ſimilitudinem jenes Steines, auch Obſidian genannt wurde? Von dieſen beyden Steinarten ſagt Plinius L. 36. Sect. 67. In genere vitri et Obſidiana numerantur, ad ſimilitudinem lapidis, quem in Aethiopia inue-

inuenit Obſidius, nigerrimi coloris, aliquando et translucidi, craſſiore viſu, atque in ſpeculis parietum pro imagine vmbras reddente — ex quo apparet antiquior materiae origo, nunc vitri ſimilitudine interpolata. Oder meinen ſie gar die Gemmam Obſidianam, wovon Plinius L. 37. Sect. 65. ſagt: de Obſidiano lapide diximus ſuperiore libro. Inueniuntur et gemmae eodem nomine ac colore, non ſolum in Aethiopia Indiaque, ſed etiam in Samnio, vt aliqui putant, et in litoribus Hiſpanienſis Oceani. Des künſtlichen Obſidians erwähnt er endlich noch L. 36. Sect. 67. mit den Worten: Fit, et tincturae genere Obſidianum, ad eſcaria varia vaſa, et totum rubens Vitrum etc. — Bey dieſen Umſtänden dächte ich, wir beriefen uns vorerſt nicht wieder auf den Plinius. Er iſt freylich ſo keine Lectüre entre l'Opera et le Souper.

Ich habe nichts dagegen, daß man das ſchwarze Lavaglas, welches bisher auch Isländiſcher Achat hieß, Obſidian nenne. Allein dies haben ja ſchon mehrere gethan, und iſt gar keine Entdeckung des Herrn Werner. Unter andern empfehle ich folgende Abhandlungen vom Obſidian bey Gelegenheit nachzuleſen.

Memoires de l'Academie des Inſcriptions. Tom. 30. p. 457. ſeq. Des Grafen Caylus Abhandlung über den Obſidian: überſetzt von Meuſel in den Abhandlungen vom Gr. Caylus. Altenb. 1768. 4. D. Erneſti

Archaeo-

Archaeolog. pag. 88. Bergmanni Opuſcula Vol. III. p. 204. Leſſings Collectaneen. Th. 2. S. 205. Della Gemma Oſſidiana, Riſtretto di un Ragionamento di Adamo Fabroni. 8vo.

Aus dieſen Abhandlungen, wovon die des Fabroni wohl die gründlichſte iſt, erhellet unwiderſprechlich, daß ſchon Caylus das ſchwarze Lavaglas unter jenem Obſidian verſtanden wiſſen wollte.

Warum ſoll alſo dieſes nunmehr Werners Obſidian getauft werden? Dies iſt mir doch zu hoch. Des Plinius Obſidian kann es nicht wohl heißen, weil bey ihm mehrere Steine dieſen Namen führen. Soll es alſo durch einen Beynamen genauer beſtimmt werden, ſo muß es entweder Caylus oder Bergmanns Obſidian heißen.

Vom Syenit wird geſagt, daß der Begriff deſſelben vom Herrn Werner erweitert ſey. Und warum? ich dächte ſogar, ſein urſprünglicher Begriff ſey vom Herrn Werner völlig verrückt. Der Syenit iſt ſchlechterdings nichts anders, als was der Italiäner Granito roſſo delle Guglie nennt. Plinius ſagt L. 36. Sect. 13. und 14. Circa Syenen vero Thebaidis Syenites, quem ante pyropoecilon vocabant. Trabes ex eo fecere reges quodam certamine, obeliſcos vocantes, ſolis numini ſacratos etc. Eben dieſe ſo handgreiflichen Schauſtufen vom Syenite ſtehen noch vor jedermanns Augen in Rom. Noch mehr;

in

in Pocoke's Deſcription of the Eaſt. London 1743. fol. T. I. p. 119. et 120. weit beſſer aber in Norden's Voyage d' Egypte et de Nubie. Copenhag. 1755. fol. p. 93. findet ſich eine ſehr umſtändliche Beſchreibung von den Steinbrüchen dieſes Syenites, worin ſogar ein nicht ganz vollendeter Obelisk noch jetzt zu ſehen iſt. Daß dieſer Granit, aus welchem die Obelisken verfertigt ſind, größtentheils aus röthlichem Feldſpathe, wenigem Quarze, etwas Glimmer, und äußerſt weniger Hornblende zuſammengeſetzt ſey, weiß jedermann, der die Augen nicht muthwillig verſchließen will; und daß eben dieſer Granit Syenit heißen müſſe, haben Caryophilus in ſeinem vortreflichen Traktate: de antiquis Marmoribus, Traj. ad. Rhen. 1743. 4to p. 41; Chriſt in ſeinen Abhandlungen über Literatur und Kunſtwerke des Alterthums. Leipz. 1776. S. 76; John Hill in Hiſt. of Foſſils. London 1748. fol. p. 499.; Mendes da Coſta in Hiſt. of Foſſils. 1757. p. 276; ſogar Boetius de Boot. Lugd. Bat. 1647. p. 506; und ſo viel andere mehr, ſchon längſt geſagt. Mit welchem Rechte, und aus was für kritiſch haltbaren Gründen, greift nunmehr Herr Werner dieſen alten Namen heraus, der von den älteſten Zeiten an bis jetzt nun einmal ſeine feſte Beſtimmung hat, und legt ihm einen erweiterten Begriff unter? Dies kann zu nichts anderem dienen, als nur, um bey Anfängern Verwirrung anzurichten. Muß Herr Werner einen neuen Namen

zu

zu einer Steinart haben, ſo iſt dieſes Verfahren ſehr inconſequent. In ſolchen Fällen mag er einen neuen erfinden; aber er hat weder das Recht, den einmal angenommenen feſten Begriff der älteren Benennungen zu verrücken, noch durch Wiedertäuferey Verwirrung zu machen.

Eben dieſe Steinbrüche von Syene, oder Eſſuaen, ſind es auch, wo die ſo bekannten ſäulenförmigen Steine noch jetzt zu ſehen ſind, die Strabo L. 17. Amſt. 1707. fol. p. 1173 beſchrieben hat. Im Vorbeyfahren ſah er ſie für eben den ſchwarzen Säulenſtein, oder Baſalt, oder Lapis aethiopicus an, wovon er p. 1161. ſagt, daß er ſchwarz ſey, daß er aus Aethiopien komme, daß Mörſer daraus verfertigt würden, und daß die eine Pyramide bis zur halben Höhe davon aufgeführt ſey. Damals hätte ſchon Herodotus L. II. c. 134. dieſe Pyramide beſchrieben; nachher auch Plinius H. N. L. 36. S. 17; und Diodorus L. I. c. 64. ex Edit. Weſſeling. p. 74. Der untere Theil dieſer Pyramide beſteht nun, wie Belon in ſeinen Obſervations, Paris 1555. 4to. p. 114; auch Norden im Voyage d' Egypte, Cop. 1755. fol. T. I. p. 99. angeben, allerdings aus Baſalt.

Dagegen aber ſind jene ſäulenförmigen Steine bey Syene kein Baſalt, ſondern Granit, und zwar wahrer Syenit. Dies beſtätigt nicht nur Pococke in ſeiner Deſcript. of the Eaſt. London 1743. fol. Vol. I. p. 119. ſondern noch weit beſſer Norden im Voyage d' Egypte T. I.

p. 93.

p. 93. Dieſe Granitpfeiler ſind jedoch keinesweges ein von Natur ſo ſäulenförmig gebildeter Granit. Der Augenſchein ergibt es ganz unſtreitig, daß ſie nichts weiter, als Mahlſteine oder Merkzeichen ſind, welche die Arbeiter abſichtlich ſtehen ließen, als ſie dieſen Steinbruch bearbeiteten. Viele von dieſen Steinen ſind ſogar mit Hieroglyphen bezeichnet, und die meiſten ganz augenſcheinlich behauen.

Es läßt ſich jedoch der gute Strabo, wegen dieſer, mineralogiſchen Sünde, auch in etwas entſchuldigen. Pococke verſichert ausdrücklich, daß dieſe Steine ein ganz ſchwarzes Anſehen, einen völlig ſchwarzen Ueberzug durch die Witterung und Länge der Zeit erhalten hätten. Strabo reiſete hier, ſeiner eigenen Angabe nach, im Wagen, und ſtellte, wie es auch jetzt die Gebirgsdilettanten noch wohl zu machen pflegen, ſeine orographiſchen Obſervationen nur im Vorüberfahren an. Hier ſahe er nun dieſe ganz ſchwarzen, und zwar ſäulenförmigen Steine zu beyden Seiten des Weges. Er ſchloß alſo, daß es eben die ihm ſchon bekannte ſchwarze Steinart ſey, woraus jene Pyramiden erbauet worden, und woraus Mörſer verfertigt würden; und da wollte er bey dieſer Gelegenheit die mineralogiſchen Kenntniſſe ſo gern auskramen, die er vom Baſalte hatte.

Ganz unverzeihlich iſt es indeſſen, daß der ehrliche Strabo orographiſche Beſchreibungen und Abentheuer unter-

unternahm, wie auch der gelehrte D. Toup in Comm. p. 127. ſchon mit Recht erinnert, without a Noſe, and without a Microſcope!!

Wenn ich vorhin ſagte, daß die ſchwarze Steinart an jener Pyramide Baſalt ſey, ſo iſt dieſes nach Belons Angabe außer Zweifel, und nach Nordens Beſchreibung wird es mir ſehr wahrſcheinlich, daß er zu einer von den Arten gehöre, welche Ferber in ſ. Br. a. B. S. 272. unter nr. 2. 3. 4. beſchreibt.

So beſtimmt inzwiſchen Belons Ausſage darüber lautet, ſo wäre es doch nicht ganz unmöglich, daß dieſe Steinart nur ſogenannter ſchwarzer Granit ſey, wovon Ferber S. 268. Nachricht gibt. Alſo entweder der eigentliche Granito nero, oder Granito ner' e bianco a macchie grandi, und woraus diejenige Bildſäule verfertigt iſt, welche Norden nach S. 171. 72. 73. und Pl. CXII. Lit. G. aus einigen gewißnicht ganz unwichtigen Gründen, für die ächte Bildſäule des Memnons hält.

Die Steinart von dieſer Bildſäule iſt nun gewiß ſogenannter ſchwarzer Granit. Norden ſagt dies ganz beſtimmt. Von jenen Steinen der Pyramide ſagt er dieſes aber nicht, ſondern nur: Cette Pyramide eſt encore juſque vers le milieu faite d'une pierre plus noire que le Granite ordinaire, et pour le moins auſſi dure. Je n'oſerai pourtant pas aſſurer, que ce ſoit du Baſalte; car elle diffère de la matiere, dont eſt fait le beau Vaſe, que j'ai vû à Rome, chés le Cardinal Alexandre Albani

et

et qu'on donne pour être de Baſalte. Aus dieſem Umſtande wird es mir höchſtunwahrſcheinlich, daß dieſe Steine ſchwarzer Granit ſind. Denn wäre es dieſe Steinart, ſo hätte Norden es zuverläſſig hier eben ſo beſtimmt angegeben, als er es dort bey Memnons Bildſäule und noch ſo vielen andern Gelegenheiten angibt. Ueberdem iſt ja manches wahrer Baſalt, und doch nicht gerade von dem feinen Korne und Anſehen, als jenes ſchöne Gefäß; auch iſt der Baſalt an der Pyramide noch in ſeinem rohen, natürlichen Zuſtande, am Gefäße dagegen ſauber und fleißig bearbeitet; endlich ſo war dieſe Steinart an der Pyramide allen Einwirkungen der freyen Luft und nagenden Witterung tauſende von Jahren ausgeſetzt, wogegen jenes Gefäß vermuthlich eben ſo lange dafür beſchützt blieb. Eine noch rohe Säule des Antrimer Baſaltes würde, dem äußern Anſehen nach, von einem Gefäße, welches aus Stolpener Baſalte verfertigt iſt, gewiß recht ſehr verſchieden ſeyn, und dennoch iſt beydes Baſalt. Belons ſo beſtimmte Behauptung hat alſo, wie mich dünkt, einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit für ſich, und keinen gegründeten Zweifel gegen ſich. Er ſagt nämlich S. 115: Cette troiſieme Pyramide n'a non plus d'ouverture en toute la maſſe, que ſi elle venoit d'être faite; car la pierre, dont elle eſt faite, eſt d'une ſorte de marbre nommé Baſalten, autrement appellé Lapis Aethiopicus, qui eſt plus dure que le fin fer. Cette ſorte de pierre, eſt celle

dont

dont pour la plus grande partie, tous les Sphinges des Egyptiens ont été mis en ſculpture, tels qu'on voit à Rome au Capitole et qui ont été autrefois entaillés par les Egyptiens.

Daß die Aegyptier auch den wahren Baſalt verarbeitet haben, beweiſet der Augenſchein. Ich bin zwar weit entfernt zu behaupten, daß alles, was von ihren Kunſtprodukten für Baſalt ausgegeben wird, auch wirklicher Baſalt ſey; denn vieles davon iſt nur ſchwarzer Granit, oder Lapis Lydius, oder gar ſchwarzer Marmor, u. d. m. Allein, ich habe ſelbſt mehrere ächtägyptiſche Arbeiten in öffentlichen und Privatſammlungen angetroffen, die ganz zuverläſſig von eben derſelben Steinart waren, die man jetzt gewöhnlich Baſalt nennt. Ich kann dieſes um ſo zuverſichtlicher behaupten, da ich dieſe Stücke mit der größten Strenge unterſucht habe. Auch könnte ich ſie leicht hier nachweiſen. Allein, wem es nur um Wahrheit zu thun iſt, für den wäre dieſes ſehr überflüſſig, und wer einmahl muthwillig die Augen verſchließen will, für den iſt auch Autopſie kein Beweis. Gelegentlich will ich doch bemerken, daß in der Nachbarſchaft von Aethiopien allerdings noch jetzt vulkaniſche Gebirge vorhanden ſind. Die Inſel Gebel-Tor, unter dem 16° d. B. iſt ein noch brennender Vulkan, und die Inſel Gebel-Zekir unterm 14° d. B. ein erloſchener Vulkan. ſ. Chart of the Arabian-Gulf or Read-Sea, by La Rochette, compoſed of the Memoirs of Colonel Cap-

per,

per, London 1781. Wer nun den Basalt für ein vulkanisches Produkt hält, der könnte sich hieraus vielleicht erklären, woher die Aegyptier diese Steinart erhalten, und derselben den Namen Lapis Aethiopicus gegeben haben.

Freylich würden wir alsdann erst mit voller Evidenz bestimmen können, ob der Basalt der Alten und Neuern durchaus einerley Steinart gewesen sey, wenn wir die ächte vom Plinius beschriebene Mil-Gruppe wieder auffänden. Es erhält aber die Behauptung, daß der Basalt der Alten und der Neuern eine und dieselbe Steinart sey, gewiß einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit durch die neue und glückliche Bemerkung des Hrn. R. Forsters, daß nämlich das Wort Basalt ägyptischen Ursprungs sey, und in dieser Sprache BAC-AΛ-TOT, foetum lapidem partitionibus, bedeute.

Wäre es nun völlig entschieden, und könnte man mit Gewißheit annehmen, daß die Steine an jener Pyramide wahrer Basalt wären, (und ich gestehe aufrichtig, daß ich keinen Augenblick daran zweifele,) so ließe sich daraus, und durch eine richtige Zusammenstellung einiger ältern Nachrichten, manches noch beweisen, wogegen wohl hin und wieder Zweifel geäußert sind. So z. B. daß der Lapis Aethiopicus, woraus die Mörser verfertiget wurden, mit dem Basalte der Alten und auch der Neuern eine und eben dieselbe Steinart gewesen sey, wie denn die natürliche Form,

die

die außerordentliche Härte, die Strabo in beyden Stellen ausdrücklich bemerkt, und die große Dichtigkeit den Basalt vor allen übrigen schwarzen, dem Eisen ähnlichen Steinarten, beynahe ausschließend zu Mörsern geschickt machte: wozu noch kommt, daß man in einigen Sammlungen wirklich noch hie und da ächt-alte Mörser antrifft, die augenscheinlich aus Basalt verfertigt sind. Aus den Spuren, an nicht völlig ausgeführten Stellen von solchen Mörsern, auch andern ägyptischen Bildsäulen von Basalt, getraue ich mir sogar die Form der Werkzeuge zu bestimmen, deren sich die Alten vorzüglich zu diesen Arbeiten bedient haben. Auch lehrt die Erfahrung, daß der Basalt um nichts schwerer zu bearbeiten sey, als der Granit. Noch würde, wenn die Steinart an jener Pyramide wirklich Basalt wäre, folgen, daß Strabo, als er vor den säulenförmigen Steinen bey Syene vorbeyfuhr, diese für durchaus schwarze Steine angesehen habe. Denn einen weißröthlichen Stein, der nur schwarz angelaufen ist, würde er doch gewiß nicht μέλανος genannt, und noch weniger gesagt haben, daß es eben derselbe schwarze Stein sey, aus welchem die Mörser verfertigt würden, und wovon, wie der Augenschein ergebe, jene Pyramide bis zur halben Höhe aufgeführt sey. Endlich aber würde noch hieraus folgen, daß Strabo, als er bey jenen Granitpfeilern zu Syene vorbeygefahren, wirklich eine Nachricht und Beschreibung vom Basalte habe geben wollen, und gegeben habe, obgleich die Steine, die er für Basalt

im

im Vorüberfahren anſahe, nicht Baſalt, ſondern Syenit waren. Dergleichen Geſichtstäuſchungen begegnen ja den umherreiſenden Gebirgsdilettanten noch wohl in unſern Tagen, beſonders dann, wenn unglücklicher Weiſe die Loupe vergeſſen iſt!

Ich habe vorhin die Vermuthung geäußert, daß bey den Alten Baſalt und Lapis Aethiopicus eine und dieſelbe Steinart geweſen ſey. Dagegen glaube ich nicht, daß auch Baſanites eine gleiche Bedeutung gehabt habe. Theils aus der Beſchreibung des Ptolemäiſchen Stuhles, welche Cosmas in ſeiner Topographia Chriſtiana, geliefert hat, vgl. Chiſhull's Antiquit. Aſiat. London 1728. p. 75 theils aber aus andern Nachrichten mehr, iſt mir dieſes ſehr unwahrſcheinlich.

Mit dem Namen Porphyr S. 65. hat es eine gleiche Bewandniß, als mit dem, was ich wegen des Syenites erinnert habe; und wollte man ſich die Mühe geben, die mehrſten von den übrigen Namen eben ſo durchzuſehen, als jene, ſo würde ſich die Unhaltbarkeit dieſer Wiedertäuferey ſehr augenſcheinlich beweiſen laſſen.

Es hat niemand etwas einzuwenden, wenn für ein neuentdecktes Foſſil auch ein neuer Name angegeben wird: auch dann nicht, wenn ein ſolches Foſſil, welches ganz ungetrennt, und dennoch, einer neuen Analyſe zufolge, offenbar falſch zu einem andern Geſchlechte gerechnet wurde, davon ganz getrennt wird, und daher einen neuen Namen

erhalten

erhalten muß. Wie z. B. Uranium, Olivin, Apatit ꝛc. Wenn aber Tungſtein, Wolfram, Sedatiospat ꝛc. ohne ganz überwiegende Gründe nur umgetauft, oder alte Namen zu willkührlich erweiterten Bedeutungen aufgeſucht werden, ſo läßt ſich dieſes, auf eine befriedigende Weiſe, nie entſchuldigen und nie bemänteln. Dergleichen Dinge haben, mit dem Quintilian zu reden, nichts weiter zum Grunde, als frivolam in parvis fictantiam. Es iſt nichts mehr, als Namenſpielerey, um wichtig zu ſcheinen. Linné, Haller, Banks, Forſter, Pallas, konnten und mußten freylich ſo vielen neuentdeckten Naturprodukten, beſonders aus dem Pflanzenreiche, auch neue Namen, ſelbſt von Gelehrten und andern berühmten Männern, beylegen. Aber! aber! Alexander the Great, and Alexander the Copper-Smith! —

Es iſt beynahe unglaublich, was für Unheil durch ſolche Namenveränderung und Wiedertäuferey ſchon geſtiftet iſt, und wie viel Dunkelheiten, Streitigkeiten und Irrthümer dadurch veranlaßt ſind. Zum Beweiſe will ich doch einige davon anführen.

Wie viele Vermuthungen und Meinungen ſind nicht darüber für und wider vorgebracht, ob die Juden zu Moſes Zeiten unſern Diamant wirklich ſchon gekannt haben oder nicht: ob es ihr יָהֲלֹם (Jahalom) geweſen ſey, oder aber ihr שָׁמִיר (Odem) der durch Beyfügung des grăciſirenden as in Adamas nur umgeſchaffen worden.

Auch

Auch darüber ſind Zweifel erregt, ob der Achat ſeinen Namen vom Fluſſe Achates in Sicilien erhalten habe, oder dieſe Benennung nicht älter als die Griechiſche und aus dem Hebräiſchen abzuleiten ſey; nämlich von עקד (Akud) punctatum, aut punctis et maculis notatum, quales fuerunt hirci Iacobi. Geneſ. C. l. XXX. v. 35. conf. Braun de Veſt. Hebraeor. Lugd. Bat. 1680. p. 706.

Der Carneol ſoll nach der Meinung einiger Gelehrten ſeinen Namen von der Fleiſchfarbe erhalten haben, und daher Sarda von Σαρξ abgeleitet werden. Es ſieht aber der ſchön gefärbte Carneol dem geronnenen Blute gewiß weit ähnlicher, als dem, was man gewöhnlich Fleiſchfarbe nennt. Andere haben den Namen Sarda vom Hebräiſchen שרד (Sered) welches Roth bedeutet, ableiten wollen. Die natürlichſte und ſicherſte Ableitung iſt jedoch wohl die, daß der Sarder ſeinen Namen entweder von Sardes in Lydien erhalten habe, wie ſolches Plinius L. 37. S. 31. ganz ausdrücklich ſagt, oder von der Inſel Sardinien. Im mittlern Zeitalter hieß nun dieſer Stein Corneolus, auch wohl Cornelius. Dieß bezeugen Marbodaeus. 1531. p. 19. 1539. p. 43. 1574. und ex ed. Gronouii, 1695. p. 15. Albertus Magnus in libro Mineralium. 1518. im Indice fol. 1. b. und fol. 22. b. Vincentius Bellov. in Speculo Natur. Argent. 1473. Lib. IX. cap. 58. Bartholomaeus Angl. de Prop. rer. 1483. l. 16. c. 34. Encelius de re metallica. Francof. 1557. 8vo. Cap.

LXXIII. p. 266. Im Engliſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen hat er daher dieſen Namen immer noch beybehalten. Nur im Deutſchen iſt der ältere Name Corneol durch Juden und Steinſchleifer in Carneol verunſtaltet. Im Boetio de Boot, Caeſalpino und mehr dergleichen ſpätern Schriftſtellern, findet ſich ſchon Corneol und Carneol.

Es iſt viel darüber geſtritten, woher der Opal wohl den Namen Waiſe oder Orphanus möchte erhalten haben. Die Gelegenheit dazu war nichts weiter, als eine kindiſche Bemerkung, die wahrſcheinlich ein müſſiger Kopf wegen eines äußerſt ſchönen und ſehr großen Opales gemacht hatte, der vormals in der Kaiſerkrone ſaß, und der auch jetzt noch im kaiſerlichen Schatze zu Wien verwahrt wird. Albertus M. Lib. Min. fol. 29. a. führt dieſe Nachricht mit folgenden Worten an: Orphanus eſt lapis, qui in corona Romani Imperatoris eſt: neque vnquam alibi viſus, propter quod etiam Orphanus vocatur. Es war alſo eigentlich nur ein nomen proprium jenes Steines, der aber in der Folge auch andern Opalen ertheilt iſt. L. Dolce im Tratt. delle Gemme, p. 57. hat jene Sage beym Orfano zwar nachgeſchrieben, unterſcheidet ihn jedoch vom Opale, und ſagt: Orfano è pietra di color di Viola ete.

Was hat es nicht für Vermuthungen und Unterſuchungen veranlaßt, woher die Benennung Kamé Camée ihren Urſprung habe. Noch neuerlich hat Houël in ſeinem

Voyage

Voyage pittoresque de la Sicile T. I. p. 16. eine Vermuthung davon angegeben, die nach Vergleichung aller Umstände wohl so wenig richtig seyn kann, als die vorigen.

Diese Benennung ist gewiß nur auf folgende Weise entstanden. Im mittlern Zeitalter, besonders aber im zehnten und eilften Jahrhunderte, wo mit den übrigen Wissenschaften auch die Mineralogie noch ganz im Staube lag, und wo man an den Höfen, auch für die Kirchen und Klöster, eine Menge von seltenen Steinen und Kostbarkeiten zusammentrieb, wurde beynahe für jeden Stein ein neuer Name ausgeheckt. Dies beweisen Marbodäus, Albertus Magnus, Vincentius Bellov. u. dergl. Schriftsteller mehr. In diesen Zeiten nannte man nun solche onyxähnliche Steine, die sich ihrer verschiedenen Lagen und Farben wegen vorzüglich dazu schickten, um Bildnisse und Figuren darauf zu schneiden: Kamam, Kamé. Albertus M. Lib. Min. 1518. im Indice und p. 27. sagt davon: lapis est frequenter albus in toto vel in parte. Varius enim est in colore, frequentissime inuenitur immixtus onixine. Virtus eius autem fertur esse ex imaginibus et sculpturis, quae inueniuntur in ipso et ex sigillis. Vincentius Bellov. oder de Burgundia, in Speculo Natur. Argent. 1473. Lib. IX. c. 78. Kamam lapis est, cuius color albus et coloribus variis distinctus. A Kaumate, quod incendium Kamam dicitur, quum in locis sulphureis calidis reperitur. Huius virtus existit maxime ex

ſculpturae in eo diuerſitate. Bartholom. Angl. 1483. fol. L. 16. c. 57. ſagt. Kamé l. Kamau, lapis eſt colore nunc albus, nunc ſubniger, nunc ſubrubicundus, nunc variis coloribus diſtinctus: eſt autem ſic dictus a caumatis, quod eſt idem, quod incendium, nam in locis ſulphureis et calidis inuenitur, cuius virtus, ſecundum Dyoſc: eſt curare ydropiſim. Diuerſis imaginibus et figuris ſculpitur et politur. Dieſe Stellen mögen es denn auch wohl geweſen ſeyn, die Leſſing in den Antiq. Br. Th. 2. S. 161. in der Anmerkung im Sinne hatte. Inzwiſchen wurde auch noch in neuern Zeiten der Name Camée, Cammeo, nicht durchgehends in der Bedeutung gebraucht, die er jetzt gewöhnlich hat, nämlich um einen erhaben geſchnittenen Stein dadurch anzudeuten. Dieſes beweiſet unter andern eine Stelle im Diſcorſo di Leonardo Agoſtini ſovra le Gemme antiche figurate. Er ſagt: Erano queſte intagliate in agate Sardoniche, ed Onichine, ed in altre gemme, che noi chiamiamo Cammei. cf. Gemme antiche figurate di P. Aleſſ. Maffei. in Roma. 1707. P. I. p. XXII. Im Werke ſelbſt findet ſich der Name Cammeo ſehr häufig unter den Kupfern; welche Steinart aber Agoſtini oder de Roſſi eigentlich darunter verſtehen, iſt nicht angegeben. Thom. Nicols, Prof. zu Cambridge, ſagt ganz beſtimmt, daß der Sardonyx Cameus genannt werde, vgl. Beſchreibung der Edelſteine, Hamb. 1675. S. 129. u. f.

Hier-

Hieraus erhellet nun soviel, daß der Name Kamé Cameo, Camée, nicht immer in dem eingeschränkten Sinne gebraucht sey, um dadurch nur einen erhaben geschnittenen Stein anzudeuten. Der Begriff dieses Wortes ist, wie ich vorhin gezeigt habe, in neuern Zeiten sehr schwankend gewesen, und im mittlern Zeitalter für eine solche Steinart überhaupt gebraucht, die sich ihrer verschiedenen Lagen und Farben wegen vorzüglich zum Steinschneiden schickte. Hier entsteht aber die Frage, woher im mittlern Zeitalter der Name Kamé genommen sey.

Es ist bekannt, daß in jenen Jahrhunderten nur in den Klöstern und bey der Geistlichkeit noch wirkliche Gelehrsamkeit anzutreffen war. Diese legten sich vorzüglich auf orientalische Sprachen, außerdem aber auf eine mystische Erklärung der geheimen Naturkräfte, ja es sind die deutlichsten Spuren des Aberglaubens an Amulete, mystische Characteren, Gesundheit und Glück erhaltende Steine, überhaupt des Gnostischen und Basilidianischen Unsinns, häufig bey ihnen anzutreffen. Wer etwa Lust hat, eine recht umständliche Nachricht hievon durchzulesen, den bitte ich Vincentii Bellov. Spec. Natur. Lib. IX. c. 35. aufzuschlagen. Dieses gab nun in den damaligen Zeiten, wo man übrigens keinen richtigen Geschmack an schönen Künsten fand, eigentlich nur allein die Gelegenheit, solche Steine besonders hochzuschätzen, die ihrer hervorstechenden Farben und darauf gegrabenen Bilder wegen, sehr ins Auge fielen, und sich daher

vor-

vorzüglich zu Amuleten ſchickten; Mariette hat dieſes in ſeinem Traité des Pierres gravées, Paris. 1750. Tom. I. p. 33. ſchon umſtändlich ausgeführt. In den orientaliſchen Sprachen wurde nun wie billig ein Name aufgeſucht, der auf die mit ſolchen Steinen verbundene Nebenidee eines Glück bringenden, Unglück abhaltenden, Geſundheit ſtärkenden Amuletes oder Angebindes, einen Bezug hatte. Huet hatte alſo ſehr recht, wenn er den Namen Came'e vom hebräiſchen Kamee herleitete. Den ſichern Aufſchluß hievon habe ich jedoch meinem verehrungswürdigen Freunde, dem Herrn Hofrathe Bruns in Helmſtedt, zu danken. Das Reſultat ſeines ſo gütigen Unterrichts iſt folgendes.

"Auch unſer gemeinſchaftlicher Freund, der Gen. Sup. Weſthuſen, hat in ſeinem bekannten Hohen Liede und deſſen Commentar, Braunſchw. 1786. S. 350. den wahren Urſprung des Namens Kame'e von dem hebräiſchen Worte (Kamee) קמע, nachgewieſen. Daſelbſt erinnert er aber mit Recht, daß im Ausdrucke Kamee der Begriff, der Stein müſſe gerade erhaben geſchnitten ſeyn, unmittelbar eben ſo wenig liege, als der, daß der Stein ſchlechterdings nur onyxartig ſey. Der zufällige Umſtand, daß auf den Kameen die Figuren hervorſtehend ſind, müſſe blos davon hergeleitet werden, daß man bey ſolchen zu Angebinden beſtimmten Steinen die Abſicht hatte,

die

die Figuren derſelben ſogleich den Umſtehenden deutlich vor Augen zu ſtellen. Im Chaldäiſchen bedeutet nun קמע (Kamea) ebenfalls ein Geſundheits-Amulet, (pictaeum, amuletum ab alligando ſic dictum) und in Caſtelli Lexicon Heptagl. ſtehen unter dem arabiſchen Stammworte قمأ (Kamaa) viele Nomina, die ausdrücklich ein Hervorragen, ein Herausſtehen, eine Erhabenheit anzeigen."

Ich ſollte nun glauben, daß, bey der ſo auffallenden Uebereinſtimmung aller dieſer Angaben, die hier mitgetheilte Ableitung des Namens Kame'e auch nur die einzige richtige ſey. Wahrſcheinlich aber geht der Gebrauch des Namens Kame'e nicht über das XIVte Jahrhundert hinaus. Marbodäus, welcher 1123 ſtarb, und in ſeinem Gedichte de Gemmis et Lapidibus, ſo viel andern höchſtalberne Namen getreulich angegeben hat, würde gewiß auch dieſen irgendwo mit angeführt haben, wenn er zu ſeiner Zeit ſchon allgemein wäre im Gebrauche geweſen; zumahl da Marbodäus in die geheimen Kräfte der Steine ein ſo großes Vertrauen ſetzte. Hiezu kommt noch, daß Vincentius Bellov., der, ſeiner eigenen Angabe nach, Lib. 32. c. 102. ſein Specul. Nat. um das Jahr 1250. geſchrieben hat, jedesmahl die Schriftſteller, und vorzüglich die älteſten anführt, aus welchen er ſeine Nachrichten zuſammentrug. Dieſes befolgt er hier durchgehends, ſelbſt bey der unbedeutendſten Bemerkung, ſo ſorgfältig, daß Fe-

bricius

briciſus in Bibl. Graeca. Vol. 14. p. 167. ſeq. ein höchſt zahlreiches Verzeichniß von dieſen Schriftſtellern und Quellen liefern konnte. Vincentius hat aber, ſeines großen Fleißes ungeachtet, keine ältere Quelle wegen des Namens Kame'e nachgewieſen, als einen Arnoldum, den er Lib. IX. c. 23. Arnoldum de Saxonia nennt. Von dieſem führt er Lib. VIII. c. 34. et 35. und Lib. IX. c. 23. drey Tractate an, nämlich einen de Natura Lapidum, einen andern de Sigillis Lapidum, und einen dritten de Virtutibus Lapidum, die jedoch bis jetzt noch verlohren ſind. Indeſſen finden ſich beym Voſſio in Hiſt. Lat. Lugd. Bat. 1651. 4to. p. 340. ferner in Fabricii Bibl. Lat. med. et inf. aet. Tom. I. p. 364. et 372. endlich in Morerii Dict. Art. Arnould le Saxon, einige Nachrichten von dieſem Arnoldo de Saxonia oder eigentlich Altahenſi, welcher gegen die Mitte des XIten Jahrhunderts lebte. Da ich nun nirgends eine ältere Spur von dieſem Gebrauche des Wortes Kame'e auffinden können, und, wie ſchon geſagt, Marbodäus ſolches gar nicht gekannt zu haben ſcheint, ſo vermuthe ich immer, daß es erſt im XIten, höchſtens im Xten Jahrhundert aufgekommen ſey.

Ein Achat, oder vielmehr Chalcedon, in welchem Figuren wie Moos zu ſehen ſind, führt den Namen Dendrachat. Außerdem wird ihm auch ſehr oft der Name Mochha-Stein gegeben. Viele behaupten, er werde von Mochha aus zu uns gebracht, und habe eben daher dieſen

Namen

Namen erhalten. Darüber ſowohl, als auch über die Rechtſchreibung dieſes Namens, iſt nun viel geſtritten. John Hill wußte es ſchon, daß er zu Mocha ſelbſt nicht gefunden werde. In ſeiner Natural Hiſt. of Foſſils, London 1748. fol. p. 472. ſq. ſagt er: It was long ſuppoſed, that theſe Agates were produced in the Place whence they have their Name, Mocha; but it has been proved by the perſons who trade in them, that that is not the place of their production, but merely the place they were carried to for the convenience of trade. This was done with great care and ſome expence, with a view to get a high duty taken of from them. But though it failed of ſucceſs in that reſpect, it has given ſo much knowledge in the hiſtory of the ſpecies, that we are very certain, that though many parts of the Eaſt-Indies produce them, they are not found there.

Ich weiß ſehr wohl, daß man in einigen Gegenden des Orients dergleichen Dendrachate finde. Ich habe ſelbſt einige Stücke davon beſeſſen, die von außerordentlicher Schönheit waren, und die ich von einem Bekannten erhielt, der ſie in Smirna eingetauſcht hatte. Allein, da auch Herr Niebuhr in ſeinen Nachrichten von Arabien dieſes Steines nicht mit einer Sylbe erwähnt, und in der Beſchreibung von Arabien S. 220., beſonders aber S. 221, in dem von Forſkål ſo detaillirt aufgenommenen Verzeichniſſe

zeichniſſe der Handlungswaaren von Mochha, dieſes Steines gewiß mit gedacht wäre, wenn er nur irgend dahin zum Verkaufe eingeführt würde, ſo bin ich völlig überzeugt, daß er von Mochha ſeinen Namen nie erhalten habe. Doch wozu dieſer Umſchweif? Der wahre Urſprung des Namens Mochha-Stein iſt gewiß nur folgender. Es iſt nämlich bekannt, daß im Mittelalter in Sachſen viele Wenden wohnten, aus deren Sprache noch manche Ueberreſte im gemeinen Leben beybehalten ſind. Z. B. Kawel ein Stück Acker, von Kawal ein Stück. Moos heißt nun im Wendiſchen, Slavoniſchen und Ruſſiſchen, Moch; ſo wie im Böhmiſchen und Pohlniſchen Mech. Hieraus läßt es ſich alſo leicht erklären, wie der Name Moch-Stein bey den gemeinen Steinſchleifern in den Böhmiſchen und Sächſiſchen Gebirgen habe entſtehen können und entſtehen müſſen. Denn in einigen Gegenden von Deutſchland, wo dieſe Steine gefunden werden, beſonders aber unter den Landleuten in Sachſen, iſt Moch noch jetzt ein ſehr alter Provinzial- und Trivialausdruck für Moos. Die geringern Steinſchleifer, die auf den Meſſen und Jahrmärkten häufig mit ſolchen geſchliffenen Steinen und Achaten umherzogen, verkauften und verſchickten nämlich dieſen Stein unter einem Namen, der ihrer Provinzialſprache ſo angemeſſen war, nämlich Mochſtein anſtatt Mooſtein. Der fremde Sammler, der dieſes Provinzialwort nicht kannte, mögte dann glauben, daß es eben ſo ſchöne Mochha-Steine, als

gute

gute Mochha-Bohnen gebe, und ſo wurde dieſer Name Mochſtein leicht in Umlauf gebracht, und auf Mochha gedeutet.

Von der ſo bekannten Verwechſelung des Chryſolithes mit dem Topaſe, ſowohl in ältern als neuern Zeiten, will ich hier nichts erwähnen, da nicht nur Braun in ſeinem bekannten Werke de Veſtitu Sacerd. Hebraeor. Lugd. Bat. 1680. 4to. p. 642. ſeq. auch p. 720. ſeq. ſondern auch der Herr von Born in den Böhmiſchen Abhandlungen, Prag 1776. Th. 2. dieſes ſchon mit eben ſo vielem Scharfſinne als Gelehrſamkeit ausgeführt haben.

Eben ſo überflüſſig wäre es, wenn ich hier umſtändlich zeigen wollte, daß der Sapphir der Alten nicht unſer Sapphir, ſondern unſer Lapis Lazuli ſey. Dies hat ſchon Braun de Veſtitu Sacerd. Hebr. p. 670 ſeq. auch der Ritter Michaelis in Supplementis ad Lexica hebraica, am gründlichſten aber Herr Hofrath Beckmann in der Geſchichte der Erfindungen Th. 3. S. 182. fg. nachgewieſen. Und wer außerdem noch mehr über dieſen Gegenſtand nachzuleſen wünſcht, der findet hinlänglichen Stoff in Salmaſii Exercit. Plin. p. 93. und Krünitzens Encyclopädie, ſ. Laſurſtein.

In Alberti Magni libro Mineralium, Oppenheim. 1518. 4to. iſt gleich auf dem zweyten Blatte im Indice, ſub. Lit. N. ein Stein unter dem Namen Roſe aufgeführt, wovon fol. 28. b. geſagt wird: — Eſſe de genere lapidis bu-

fonis:

ſunis; et in multis inuenitur bufonibus. Et ſunt duo genera: vnus ſubalbidus — et alter eſt niger, et aliquando in eo depingitur Bufo ſparſis pedibus. Dagegen aber ſagt Ludovico Dolce im Trattato delle Gemme, Venet. 1617. p. 56. Noſe è il medeſimo che l'Alabaſtro; und wiederum behauptet Leonardus im Speculo Lapid. Hamb. 1717. p. 104. Noſe idem quod Alabaſtrides.

Ich könnte leicht noch weit mehr Namenverwirrungen hier beybringen. Denn ſo getraucte ich mir wohl zu zeigen, daß der Lyncur der Alten, nur allein der rothgelbe durchſichtige Berufſtein, (a) dagegen Electrum der blaßgelbe undurchſichtige geweſen ſey; Theophraſt. im Tract. de Lapidib. §. 50. ſagt zwar, der Lyncur werde, ſo wie andere Edelſteine, auch dazu gebraucht, daß etwas hineingeſchnitten, eingegraben werde, (γλύφεται τα σφραγίδια,) und §. 52. ſetzt er hinzu: γίνεται δὲ καὶ κατεργασία τις αὐτοῦ πλείων: ich glaube jedoch nicht, daß dieß letzte ſo zu erklären ſey, als ob der Lyncur, der außerordentlichen Härte wegen, ſchwer zu bearbeiten wäre. Mich dünkt, es könnte füglich auch ſo verſtanden werden: es erfordert außer-

(a) Dieſe Behauptung hatte ich bereits 1793. in der erſten Ausgabe des gegenwärtigen Aufſatzes drucken laſſen: jetzt finde ich, daß der Chev. Napion in einem beſondern Memoire, ſul Lincurio, Roma. 1795. dieſes ebenfalls behaupten ſolle. Ich habe jedoch bis jetzt dieſes Memoire nicht auftreiben können, und weiß daher nicht, was für Gründe er dieſerhalb angegeben hat.

außerordentlich viel Mühe, Sorgfalt und Geschicklichkeit, um etwas darin zu schneiden, weil er so leicht ausspringt; und dies ist sehr wahr, oft zum großen Verdrusse des Künstlers. Ferner glaube ich, daß des Plinius Adamas Cyprius, vergens in aërium colorem, et qui alio adamante perforari potest — L. 37. S. 15. unser Sapphir sey; ferner, daß der eigentliche Carbunculus der Alten unser orientalischer Rubin, ihr Carbunculus nigrius rubens dagegen unser Granat sey; ferner, daß der Ostracit, dessen sich ihre Artisten zum Steinschleifen bedienten, nichts anders als unser bekanntes Os Sepiae sey; ferner, daß die Alten unsern eigentlichen Smaragd nie gekannt haben, wie denn einen unstreitig ächt antik-geschnittenen und wahren Smaragd, mir gewiß niemand aufweisen soll. Hätten sie unsern Smaragd wirklich gekannt, so würde, trotz der bekannten Nachricht des Plinius, decreto hominum iis paretur, scalpi vetitis, sich doch einer davon noch irgendwo erhalten haben. Man hat mir zwar hin und wieder wahre Smaragde vorgezeigt, und gab den Schnitt derselben für ächt-antik aus. Nach sorgfältiger Prüfung ergab sich aber, daß es nur Cinquecentis waren, und sie gehörten offenbar zu den ächten Antiken, die der bekannte Christoph Arundel schon vormals in Italien eingekauft hatte (cf. Pucelle d'Orleans, Chant. 8. Oeuvres de Voltaire. Edit. de Gotha. T. XI. p. 160.). Daß man sich in der Angabe, ein geschnittener Stein sey ächt-antik, sehr leicht irren könne,

beweist

beweiſt der Vorgang mit der Cachet de Michel Angelo doch wohl hinlänglich. Alle ächt-antike grüne oder ſmaragdähnliche Gemmen, die ich jemals in Sammlungen angetroffen habe, waren entweder Smaragd-Praſer, oder Aquamarine, oder dunkelgefärbte Beryllе, oder ſchön gefärbte Flußſpathe, oder Nephrite, oder Achate, oder Heliotrope, oder dergleichen Steinarten. Des Plinius Beſchreibung von der beſten Smaragdart, nämlich vom Scytiſchen, paßt ohnehin auf unſern Smaragd ganz und gar nicht. Auch dadurch erhält meine Vermuthung noch mehr Wahrſcheinlichkeit, daß die, welche in den Gebirgen zwiſchen Aegypten und Arabien gebrochen wurden, und vom Strabo ſo ſehr gerühmt ſind, eben wie diejenigen, die man auf der Smaragd-Inſel unterm 24° d. Br. im Arabiſchen Meerbuſen, Cap Noſe gegen über, fand, (conf. Chart of the Arabian Gulf, by La Rochette, London. 1781.) nach neuern Beobachtungen nichts weiter ſind, als ein grüner Flußſpath. Das größte Gewicht erhält indeſſen meine Behauptung durch Tavernierѕ Ausſage. In den Voyages de Tavernier, Paris 1676. T. 2. p. 322. heißt es nämlich: Pour ce qui eſt de l'Emeraude, c'eſt une erreur ancienne de bien des gens, de croire qu'elle ſe trouve originairement dans l'Orient. — Je ſuis bien aſſuré, que jamais l'Orient n'en a produit, ni dans la terre-ferme ni dans ſes Iſles, et qu'en ayant fait une exacte perquiſition dans tous mes voyages, perſonne ne

m'a

m'a fçû marquer aucun lieu de l'Asie où elles se trouvent. Il est vrai que depuis la decouverte de l'Amerique on en a souvent apporté par la mer du Sud quelques peu de brutes du Perou aux Isles Philippines, d'où ensuite on les a fait passer en Europe etc. Was De Romé de l'Isle in seiner Christallographie, Paris 1783. T. 2. p. 249. in ächt-französischer Manier dagegen anführt, wird von deutschen Mineralogen wohl nicht für einen gültigen Gegenbeweis angesehen werden. Ferner bin ich überzeugt, daß der bey den Alten am mehresten geschätzte Smaragdus Scythicus, Plin. L. 37. S. 16. 17. eigentlich unser jetziger Aquamarin, zuweilen auch nur ein dunkelgtfärbter Beryll gewesen sey; ferner, daß der Smaragd, dessen sich der Myops Nero bey den Fechterspielen bediente, ein (eben so wie unsere heutigen Lorgnetten) hohlgeschliffener Aquamarin war; ferner, daß Natter sehr recht habe, wenn er in seinem Traité de la Methode antique de graver, London 1754. p. 38. der Vorrede behauptet, daß diejenigen Onyxe von zwey Lagen, die man in Italien gewöhnlich Niccolo, auch Negrillo nennt, nichts weiter, als eine antike Paste sind, wobey ihm jedoch die Bemerkung entging, daß die untere schwarze Lage wirklich des Caylus Obsidian ist, der nur mit einem weißlichen oder bläulichen Email überzogen wurde. Dagegen war Gori schon auf dem rechten Wege, wenn er in der Dactyliothek des Gaugri, bey

Beſchreibung eines Jupiterkopfes, zur 31ſten Tafel die Anmerkung macht: Obſidiano vitro caerulei coloris expreſſum. cf. Gemmae antiquae A. M. Zanetti, A. F. Gorius not. latinis illuſtr. Venetiis 1750. fol. Er ſprach hier gewiß nur von der oberen feinen Lage, womit dergleichen Obſidiane ſo häufig überzogen ſind. Was de Roſſi aber, in ſeiner vorhin erwähnten Dactyliothek des Maffei, unter Niccolo eigentlich verſtehe, getraue ich mir nicht immer anzugeben. Denn ſo findet ſich z. B. P. 2. Tab. 88. ein Niccolo di tre colori, P. 3. Tab. 25. ein Niccolo di Vari colori. Was er ohne weiteren Zuſatz Niccolo nennt, mag wohl Obſidian mit einem Ueberzuge ſeyn; Agata nera aber Obſidian ohne Ueberzug. Ludov. Dolce in ſeinem Trattato delle Gemme, Venet. 1617. p. 56. ſagt: Nicolo è pietra di due colori, che ha la Superficie Gialla con la parte di ſotto nera: e alle volte è tutto nero. Leonardus beſchreibt ihn im Spec. Lapid. Hamb. 1717. p. 104. eben ſo.

Endlich glaube ich noch beweiſen zu können, daß einige der ſchönſten noch vorhandenen antiken Onyxe und Sardonyxe, offenbar nur Zuſammenſetzungen ſind, die zu denen Kunſtprodukten gehören, wovon Plinius H. N. L. 37. S. 75. ſagt: Veras a falſis diſcernendi magna difficultas: quippe cum inuentum ſit, ex veris gemmis in alterius generis falſas traducere. Sardonyches e ternis glutinantur gemmis, ita vt deprehendi ars non poſſit: alioquin nigro,

nigro, aliunde candido, aliunde minio, ſumtis omnibus in ſuo genere probatiſſimis. Inzwiſchen wurde dieſes auf einem ganz andern, weit einfacheren Wege ausgeführt, als die ſonſt ſo vortreflichen Paſten eines Wedgwood und Taſſie verfertigt werden: wiewohl doch immer nach einer ſolchen Methode, wobey ein rüſtiger Etymologe die Ableitung der Namen Kamam, Kamau, Kame von Καῦμα, Καυματίζω, Καμινεύω, wohl gar noch wagen könnte.

Aus mehreren Gründen und nach verſchiedenen davon eingezogenen Nachrichten, die ich bey anderer Gelegenheit mittheilen werde, rechne ich zu dieſen durch Kunſt verfertigten Onyxen, — die ſo berühmte Familie des Tiberius, welche in der S. Chapelle zu Paris verwahrt wurde. In Montfaucons Antiq. expliq. Paris. 1719. Tom. V. Pl. 127. p. 158. und in Le Roys Achates Tiberianus, Amſterd. 1683. p. 46. findet ſich dieſe Gemme in ihrer natürlichen Größe und ſehr genau abgebildet. Man wird ſich hiebey erinnern, daß der bekannte Triumph des Bacchus und der Ceres in der Vatikaniſchen Bibliothek, ja ſogar die Barberini jetzt Portland-Vaſe, noch vor einigen Jahren, für ächte Onyxmaſſen gehalten wurden.

Soviel iſt auch unſtreitig gewiß, daß die Künſtler der Alten die aufgetragene weiße Lage eben ſo genau und eben ſo innigſt mit der ſchwarzen Unterlage zuſammenzuſchmelzen verſtanden, als die verſchiedenen Lagen, beym

ächten Onyx nur immer mit einander verbunden ſeyn können; und eben ſo unwiderſprechlich wahr iſt es, daß ſie dergleichen künſtliche Auflagen völlig bis zu eben der Feinheit, Schönheit und Eleganz mit dem Touret ausarbeiten konnten, als die noch vorhandenen ſchönſten Camé'en, jemals von ihnen ausgearbeitet ſind. Von allen dieſen iſt die herrliche Barberini oder Portland = Vaſe ein unwiderſprechlicher Beweis. Auch in dieſer Rückſicht habe ich ſie mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtet, als ſie der Chevalier Hamilton, auf ſeiner Durchreiſe nach England, mit ſich führte. Die milchweiße Lage, aus welcher die Figuren beſtehen, iſt zwar völlig rein und äußerſt ſcharf abgeſchnitten, dennoch auf das innigſte und feſteſte mit der Unterlage verbunden. Die Figuren ſelbſt ſind mit dem Touret bis zur bewundernswürdigſten Feinheit und Eleganz en Camée ausgearbeitet, ſo daß der Künſtler, da wo er es irgend dem Ausdrucke und dem Schatten und Lichte zuträglich fand, mit aller Sicherheit ſo dünn bis zum Hauche auszuarbeiten verſtand, ſo daß an vielen Stellen eine ſanfte Röthe von der Grundlage durchſcheint.

Ich bitte jedoch ausdrücklich, daß man mich ja nicht ſo verſtehen möge, als ob ich alle große, regelmäßige, überhaupt vorzüglich ſchöne Onyxe und Sardonyxe der Alten für Kunſtprodukte erklären wolle. Dies würde eine lächerliche Behauptung ſeyn, inzwiſchen wünſchte ich ſehr, daß man mir ihr Vaterland ſicher nachwieſe.

Die

Die Alterthumsforscher, die Naturkündiger, und die Künstler, waren von jeher gleich eifrig bemüht, um diejenigen Gebirge und Gegenden wieder aufzufinden, aus welchen die Griechen und Römer ihre Onyxe und Sardonyxe, nicht nur in der beynahe unglaublichen Menge, sondern auch von so außerordentlicher Größe und Schönheit könnten erhalten haben. Es ist auch gewiß sehr auffallend, da jetzt Natur- und Länderkunde ungleich mehr berichtigt und erweitert ist, als sie es in jenem Zeitalter war und seyn konnte, daß man dennoch nie solche Onyxe und Sardonyxe wieder auffinden können, als von den Alten verarbeitet sind. Denn wo ist je in neuern Zeiten nur ein einziger Stein gefunden, der in Rücksicht auf Größe, Schönheit der Farben, und Ordnung der Lagen, nur irgend mit den berühmten Stücken zu vergleichen wäre, die uns von den Arbeiten der Alten noch übrig geblieben sind. Zum Beyspiele will ich davon nur folgende anführen. Die Apotheose des Augusts zu Wien, und der Römischen Adler ebendaselbst, wovon sich in Ekhels Pierres gravées du Cabin. Imp. Vienne. 1788. die genauesten und schönsten Zeichnungen finden: die Schale im Königl. Schatze zu Capo di Monte, welche Maffei in Osserv. Lett. Verona. 1738. T. 2. p. 339. beschreibt: das herrliche Gefäß zu S. Denis, wovon Montfaucon in Antiq. expliq. Tom 1. Pl. 167. p. 260. eine getreue Abbildung liefert: das Mantuanische Gefäß in Braunschweig, wovon Eggeling in Myster. Ce-

reris et Bacchi. Brem. 1682. die richtigſte Vorſtellung liefert: die bekannten Vaſen im Königl. Garde-Meuble zu Paris, welche im Inventaire des Diamans de la Couronne, Perles, Pierreries etc. Paris. 1791. 2 Vol. 8vo. umſtändlich beſchrieben ſind: endlich, der außerordentlich große und herrliche Sardonyx, der vormals im Kaiſerlichen Schatze zu Moskau verwahrt wurde, den aber leider der Fürſt Potemkin geſchenkt erhielt, und in Tafeln ſchneiden ließ, um Briefe einer großen Frau in dem hieraus verfertigten Käſtchen zu verwahren, u. d. m. Und dennoch wird man zugeben müſſen, daß alle dieſe Stücke gewiß nur ein ſehr kleiner, unbedeutender Ueberreſt von denen ſind, welche die Alten beſeſſen haben. Auch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß gerade die allergrößten von dieſen Steinen ſich erhalten, und daß die Alten nicht einige noch größere Stücke davon gehabt haben ſollten. Aus welchem Lande, aus welchen Gebirgen erhielten ſie aber dieſe für die Kunſt ſo unſchätzbaren Steine? Was ich davon ſagen kann, iſt nichts mehr als nur eine entfernte Vermuthung. Cteſias ſagt in ſeiner fragmentariſchen Beſchreibung von Indien, Sect. 5., "daß es dort ſehr hohe Gebirge gebe, worin man den Sarder, den Onyx und andere Edelſteine finde; dieſe Gegend ſey der Sonnenhitze ſo ſehr ausgeſetzt, daß viele Menſchen davon erſtickten, auch das Meer daſelbſt, völlig ſo ausgedehnt wie bey Griechenland. (περὶ τῶν ὀρῶν τῶν μεγάλων, ἐξ ὧν ἡ τε σαρδὼ ὀρύσσεται, καὶ οἱ ὄνυχες, καὶ

καὶ αἱ ἄλλαι σφραγῖδες. etc.) Plin. H. N. L. 37. Sect. 23. verſichert, "daß die Onyxe und Sardonyxe von einer ſo anſehnlichen Größe in Indien gefunden würden, daß man Degengefäße davon verfertige, daß ſie ſogar das gemeine Volk daſelbſt durchbohrt am Halſe trage, und daß man ſie dort in den Flüſſen finde. Ueberhaupt wußten es ſchon die Alten ſehr gut, daß die Region zwiſchen dem Indus und Ganges, ſo wie ganz Indien, das an Edelſteinen reichſte Land der damals bekannten Welt ſey: Gemmiferi Amnes ſunt Aceſines et Ganges: terrarum autem omnium maxime India. Plin. H. N. Lib. 37. Sect. 76.

Nach Vergleichung und Zuſammenſtellung einiger hierin liegender Angaben, in Verbindung mit dem was Rennell und Robertſon uns neuerlich über Indien geliefert haben, vermuthe ich nun, daß unter jener, vom Cteſias und Plinius dort mitgetheilten Beſchreibung, entweder der Alten India intra Gangem zu verſtehen ſey, und zwar die Gebirge die ſich von Bengalen aus, den Ganges hinaufwärts nach dem Indus ziehen, oder aber, daß es die hohen Gebirge ſind, die von Bombay aus, durch Viſapour und Myſore, an der Küſte hinunter laufen. Aus mehreren, und wie ich glaube, nicht ſo ganz unwichtigen Gründen, halte ich nun das letzte für das wahrſcheinlichſte.

Zeit

Zeit und Raum verſtatten mir nicht, mich noch länger bey dieſen Gegenſtänden aufzuhalten. Eben ſo wenig bin ich im Stande, die Beweiſe von jenen zuvor geäußerten Behauptungen hier ſogleich mitzutheilen. Es wird indeſſen das vorhin geſagte ſchon hinlänglich beweiſen, daß alle unnöthige Namenveränderungen und Wiedertäufereyen in der Folge nur zu unendlichen Irrthümern und Streitigkeiten Anlaß geben, auch ungleich mehr Nachtheil als Vortheil bringen. Ein geſetzter und gründlicher Reformator wird die Mineralogie gewiß nie blos darum von Grund aus umtunmeln, und auf den Kopf ſtellen, damit doch ja kein Hänflingskopf, der ſeine Mineralogie nur nach den Namen ordnet, das Queckſilber zum Silber, die Hornblende zur Blende, den Spiesglanz zum Bleyglanze, den Sedativſpath zum Kalkſpathe, das Reißbley zu den Bleyerzen u. ſ. w. rechnen möge.

Es läßt ſich jedoch über ſolche wiſſenſchaftliche Kleinlichkeiten nichts beſſeres ſagen, als was im Göttingiſchen Calender J. 1793. S. 83. geſagt iſt: "Herr Herſchel nennt immer noch denjenigen Trabanten den fünften, der bisher ſo geheißen hat, obgleich die zwey von ihm neuentdeckten beyde innerhalb der Bahn des bisherigen erſten liegen, und alſo, nach der gewöhnlichen Art zu zählen, der bisherige fünfte der ſiebente heißen ſollte. Er wollte aber den Sprachgebrauch der Tafeln nicht ſtören, und das iſt ſehr recht und groß. Entdecker wie Herr Herſchel, ſind

in

in einem Jahrhundert selten, wo nicht gar einzeln; der grossen Männer hingegen, die ihre Unsterblichkeit seit jeher in gelehrten Babelstiftungen gesucht haben, könnten dem Fortgange der Wissenschaften unbeschadet immer ein Paar Tausend weniger gewesen seyn."

Der Nachtheil, den jene Dammdurchreißer der Mineralogie zugefügt haben, ist gewiß nicht ganz unbedeutend.

Durch den immer so vordringenden, beleidigenden, entscheidenden Ton haben sie viele gesetzte Männer abgeschreckt, sich ferner mit dieser Wissenschaft abzugeben. Schon seit geraumer Zeit sind manche von der Bühne abgetreten, die ebenfalls mehr oder weniger nützliche Beyträge würden geliefert haben, und mit Vergnügen an gemeinschaftlicher Ausbildung des Ganzen, den freundschaftlichsten Antheil genommen hätten. Wer aber in aller Welt mögte wohl auf einem Wege fortgehen, wo man bey jedem Schritte nur den unartigen Neckereyen aufbrausender Jünglinge ausgesetzt ist, und wo, vor dem wilden Geschrey dieser unberufenen Alleinwisser, auch keine Unterredung mit seinem noch so gesetzten Nachbar mehr Statt findet. Noch gibt es ja der Wege soviel andere. Wer wollte auch da nicht zur Seite treten, wo ein wilder Waldbach ausbricht, mit gleichem Ungestüme über cultivirte und nicht cultivirte Felder forttobt, Dämme durchreißt, alles von Grund aus umkehrt, und die schon bestellte Saat mit trübem Wasser überzieht. Solche Waldbäche läßt man ruhig, obgleich mit

Bedau-

Bedauren, vorbeyschießen. Sie versiegen doch zuverläßig, und dann erst treten gesetzte Männer wieder näher, untersuchen, was unter den Trümmern dieser Verwüstung noch brauchbar ist, und so wird, in Verbindung mit den alten Nachbaren, das Ganze sehr bald wieder zum Nutzen des Allgemeinen hergestellt, auch ein festerer Damm als vorhin aufgeführt.

Ein zweyter Nachtheil, der durch jene so leidenschaftliche Behandlungen, Umtummlungen, Namensveränderungen und Inconsistenz in Bearbeitung dieser Wissenschaft veranlaßt worden, ist offenbar noch der, daß beynahe alle sogenannte Dilettanten jetzt nicht weiter Vergnügen daran finden. Sie waren zwar größtentheils nichts weniger als Mineralogen. Allein blos dadurch, daß sie mit vielem Aufwande aus allen Reichen und Ländern, selbst aus den entferntesten Gegenden der Erde, bekannte und unbekannte Fossilien zusammentrieben, haben sie gewiß sehr vieles zur Erweiterung dieser Wissenschaft beygetragen. Wie oft erhielt nicht der Kenner dadurch Gelegenheit, höchst seltene und lehrreiche Stücke auch für sich davon einzutauschen, die er sonst nie würde erhalten haben. Sogar große Herren wurden hiedurch ermuntert, auf solche Sammlungen viele Kosten zu verwenden, und Leute zu unterstützen, die auf Reisen gingen, um Fossilien einzutauschen und einzukaufen.

Alles dieſes hat in Vergleichung deſſen, was es noch vor zehn Jahren war, mit eins in Deutſchland aufgehört. Wie viele der ſchönſten Sammlungen ſind nicht aus Mangel an Liebhabern ſchon ins Ausland verkauft, und wie viele ſtehen nicht jetzt noch verſchloſſen zum Verkaufe da, ohne daß irgend nur Frage darnach wäre.

Dies ſind aber die Folgen, die jene Dammdurchreißer ſo willkürlich bewirkt haben.

Gewiß iſt es, daß auch die Recenſenten der mineralogiſchen Schriften ſehr viel von dem Muthwillen zu verantworten haben, den ſolche Herren mit dieſer Wiſſenſchaft treiben. Man ſieht es ja deutlich, daß es ihnen nicht auf eine fortdaurende Brauchbarkeit ihrer Arbeiten ankomme. Schon iſt ihnen äußerſt wohl, ſobald ſie nur das ephemeriſche Aſſignat einer nicht ungünſtigen Recenſion errungen haben.

Aber es iſt Hochverrath an der Wiſſenſchaft, und Hochverrath an der Jugend, wenn der Mann, der als Mann reden kann, da wo er ihnen als Mann zureden ſoll, nicht als Mann redet. Leſſing ſagt ſehr richtig: "Wenn ich Kunſtrichter wäre, wenn ich mir getrauete, das Kunſtrichterſchild aushängen zu können, ſo würde meine Tonleiter dieſe ſeyn. Gelinde und ſchmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, und mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter; abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper; höhniſch gegen den windigen Prahler; und gallenbitter

lenbitter gegen den Cabalenmacher. Der Kunstrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde, gegen die er höflich seyn könnte, grob."

Antiq. Br. S. 273.

Man vergleiche hiemit mehrere von den Recensionen, die wir bisher über mineralogische Produkte erhalten haben. Da ist alles so sanftmüthig, so fromm, so zahm, so gar nichts sagend, daß das Publikum so wenig als der arme Sünder, etwas zum Troste daraus nehmen könnte. Diese (nicht immer ganz unbekannten, Unbekannten Obern würden sich vortreflich zur Verfertigung einer Königsrede im Parlamente schicken. Da ist auch nichts, was sich hinein- oder hinaustragen ließe. Was sie uns geben, sind gewöhnlich Scharwenzel, die man nach Gefallen von einem mineralogischen Buche zum andern vertauschen kann, und nie ist das Clericus Clericum getreuer befolgt, als hier.

Diese mineralogischen Recensenten haben überhaupt viel ähnliches mit den Finanz- und Justizcollegiis der kleineren Staaten. Vom ersten bis zum letzten ist alles mit einander verwandt, und verschwistert, und verschwägert, und verbrüdert. Wer da nur das Glück hat, daß er mit zu dieser Verwandt- und Bekanntschaft gehört, der kommt noch lange gut weg. Aber wehe auch dem Fremdlinge, dem dieses Glück nicht beschieden ist. Das ganze Gewicht

ihrer

ihrer hohen Macht und Würde muß dieſer dann ſiebenfältig für jenen mit empfinden, und in möglichſt langen Zügen bis zu den Hefen ausleeren. Nur Rabeners Sittenlehre, "Schickt euch auf gute Canäle," iſt noch die einzige Lebensregel, um in Frieden mit dieſen Herren durchzukommen.

Den Mann von wahren Kenntniſſen und feſten Grundſätzen wird ſo etwas freylich nie irren; denn Lob und Tadel ſolcher Herren iſt für ihn immer gleich unbedeutend. Allein die Jugend, die doch großentheils den Werth oder Unwerth neuer Schriften nach ſolchen Urtheilen zu ſchätzen pflegt, iſt gewiß ſehr zu bedauren.

Aus dem bisher geſagten will ich nun folgende Reſultate ziehen.

1) Herr Werner wird ſich um die Mineralogie gewiß äußerſt verdient machen, und von jedem Verehrer dieſer Wiſſenſchaft den wärmſten Dank erhalten, wenn er allen Nebenarbeiten, z. B. Aufſtellung unglaublich neuer Hypotheſen, Abhandlung über Eiſenhütten, Streit über Vulkanismus oder Neptunismus ꝛc. ꝛc. vorerſt entſagt, und

2) uns dagegen mit ſeiner, ſo lange verſprochenen, vollſtändig ausgearbeiteten, großen Mineralogie, beſchenkt: dieſe

3) ungefehr folgendermaßen ausarbeitet:

a) alles

a) alles nach den Bestandtheilen systematisch ordnet und eintheilt;

b) die Synonima von jedem Fossil aus den ältern und neuern Schriftstellern und Sprachen so vollständig als möglich beyfügt, damit die ältern Tafeln nie unverständlich werden.

c) die Namen der Fossilien durchgehends so richtig schreibt, wie es sich für einen deutschen Wissenschaftslehrer eignet und gebühret: also Achat, Beryll, Syenit, Amethyst, Chrysolith, Porphyr, Chalcedon, ꝛc. ꝛc.

d) von jedem Fossil zwar die äußern Kennzeichen angibt, jedoch mit Weglassung des nicht sonderlich kalten, nur etwas harten, wenig schweren; ꝛc. mithin bey einem jeden Fossil nur diejenigen von den äußern Kennzeichen aufführt, welche bey diesem Fossil auch von reellem Nutzen sind; das heißt, nur solche, wodurch das beschriebene Fossil mit Sicherheit von allen andern zu unterscheiden ist, nicht aber ohne Auswahl bey jedem Fossil eine blos pedantische und übrigens unnütze Herzählung aller sogenannten äußern Kennzeichen anbringe.

e) von den chemischen Kennzeichen sowohl als von den physikalischen ebenfalls nur diejenigen allein bey jedem Fossil mit anführt, die zur genauen Kenntniß und richtigen Bestimmung desselben offenbar gereichen.

f) die Bestandtheile so anzeigt, als sie bis jetzt durch Analyse berichtigt, oder in deren Mangel

aus

aus andern Gründen als wahrscheinlich anzunehmen sind;

g) so wenig die gravitatem specificam als auch das Verhältniß der verschiedenen Bestandtheile, durch Hundertheile, noch weniger aber durch Tausendtheile ausdrücke, da in der Natur diese Angaben sich doch nie bis zu solchen Kleinlichkeiten gleich und wahr bleiben.

h) von Entstehung des Fossils, sobald verschiedene Meinungen oder Entdeckungen der Naturforscher deshalb besondere Aufmerksamkeit erregt haben, Unterricht ertheilt, jedoch ohne selbst Parthey zu nehmen, mithin nur Gründe und Gegengründe nebst den Schriftstellern treu und redlich angibt, die Glaubensfreyheit des Publici aber nicht beeinträchtigt;

i) nur bey seltenen und nicht sehr bekannten Fossilien die Lagerstätte sowohl, als auch die Orte angibt, wo sie gefunden werden;

k) von dem Nutzen und Gebrauche des Fossils, mit gehöriger Sorgfalt, kurze, aber auch deutliche und sichere Nachrichten mittheilt;

l) dem Ganzen noch ein vollständiges Register zum bequemen Nachschlagen beyfügt, worin auch alle Synonima und Trivialnamen mit aufgeführt sind. Dies würde in vielen Fällen, dem Gelehrten sowohl als dem Dilettanten, gewiß sehr angenehm und nützlich seyn.

4) End-

4) Endlich wäre wohl anzurathen, daß man gegen andere Mitbrüder ſich künftig aller Anmaßungen, Zudringlichkeiten, und überhaupt deſſen enthalte, was Voltaire vormals, des tours de Pages en fait de Literature, zu nennen pflegte.

Hiemit will ich denn vorerſt von dieſen Herren Abſchied nehmen; jedoch, wenn nützliche Geſchäfte mich nicht abhalten, auf baldiges Wiederſehen.

Quod ſcribis, aſperius me, quam mei patiantur mores, ſcripſiſſe, vide, quam ſim antiquorum hominum.

Cicero ad Att.

Ueber

Memnons Bildsäule, Nero's Smaragd, Toreutik

und

die Kunst der Alten in Stein und Glas zu schneiden.

Dem

großen Alterthums-Forscher

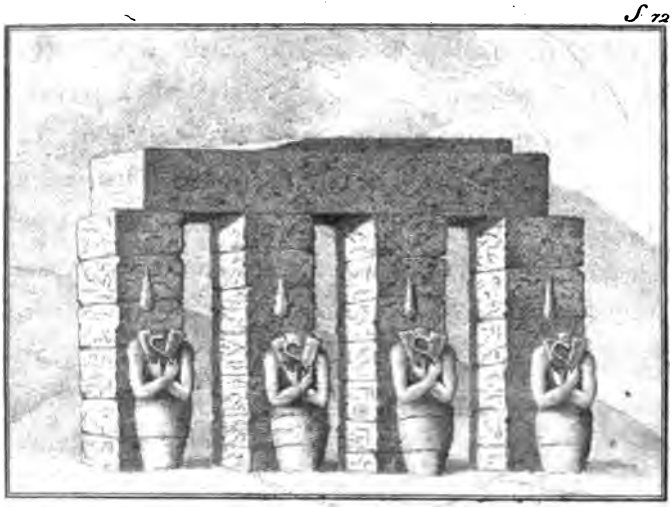
Herrn

Hofrath Heyne.

gewidmet

vom Verfasser.

[redacted]



In artibus et ſcientiis, tanquam in metalli fodinis, omnia nouis operibus et vlterioribus progreſſibus circumſtrepere debent.

Baco de Verulamio.

In meinem Aufſatze über die jetzigen Reformen in der Mineralogie habe ich verſchiedenes nur ſo gelegentlich berührt, über welches ich mich gern etwas umſtändlicher erklärt hätte. Allein ich mußte befürchten, daß der Hauptfaden hiedurch noch mehr würde zerriſſen werden, als es ohnehin ſchon geſchehen iſt. In mehr als einer Rückſicht ſchien es mir alſo zweckmäßiger zu ſeyn, wenn ich dieſes in einem beſondern Aufſatze etwas ausführlicher nachholte.

Es dürfte manchem doch auffallen, wie ich es wage, hier von Meinungen abzugehen, die einige unserer größten, zum Theile noch lebenden Gelehrten bisher geäußert haben. Allein gerade meine aufrichtige Verehrung gegen diese Männer macht mich dreist genug, um frey und offen mit meinen Zweifeln hervorzutreten. Denn, nie wird man ein Beyspiel aufweisen können, selbst nicht in der Theologie, daß der wahrhaft große Mann nur blinden Glauben für seine Meinung gefordert hätte. Vernunft- und Seelen-Despotie ist ohne Ausnahme nur Zuflucht des Schwächlings, der seiner Blöße bewußt, sich solcher Mittel bedient, um seine Schande zu decken, oder unredliche Absichten zu erreichen.

Ich bitte daher jene großen Männer, wenn sie es überall der Mühe werth halten, mir aufrichtig zu sagen, wo ich irre. Gewiß niemand kann da, wo er überwiegende Gründe findet, dankbarer zur gegenseitigen Meinung übergehen als ich.

Und gesetzt, selbst nach ihrem Urtheile hätte ich in manchem Recht, wo ich von dem abweiche was sie bisher behauptet hatten, so weiß ich mich doch zu bescheiden, daß nicht sowohl mir, als vielmehr ihnen nur das Verdienst von dieser besseren Meinung gebühre. Denn ohne ihre Vorarbeiten wäre ich gewiß nie im Stande gewesen, diese bessere Meinung aufzufinden.

Wenn

Wenn ich bey der Kunst wie die Alten in Stein und Glas schnitten, mich etwas länger verweile als ich es sollte, so bitte ich im voraus deshalb um Nachsicht. Diese Kunst hatte von jeher etwas so äußerst anziehendes für mich, daß ich das Vergnügen davon zu reden, mir nicht so leicht versagen kann.

Uebrigens werde ich meine Untersuchung hier genau in der Ordnung folgen lassen, als mein Aufsatz über die Reformen in der Mineralogie mir hiezu die Veranlassung gibt.

Ueber Memnons Bildsäule.

S. 26.

Die Erörterung der Frage, ob Nordens oder Pococke's Meinung von Memnons Bildsäule die richtige sey, kann zwar nicht das mindeste bey jener Frage entscheiden, ob nämlich die Steinart der Pyramide Basalt ist, oder nicht.

Eben so wenig ist ein reeller literarischer Nutzen davon zu erwarten, wenn man auch wirklich im Stande wäre zu erweisen, daß diese oder jene Bildsäule ganz unstreitig die ächte Statue des Memnons sey. Weder in historischer noch in antiquarischer Hinsicht würde sich irgend etwas wichtiges dadurch aufklären. Die Hieroglyphen können wir nun einmal nicht lesen, und beyde Bildsäulen sind durch Länge der Zeit und durch muthwillige Beschädigungen so entstellt,

entstellt, daß sie kaum noch einer Menschengestalt ähnlich sehen.

Da jedoch schon andere darüber Zweifel erregt haben, welche von den Bildsäulen die man jetzt noch unweit Medinet-Habu findet, diejenige sey welche die Alten für Memnons Bildsäule annahmen, so will ich gelegentlich einige Gründe anführen, nach welchen ich glaube, daß Nordens Vermuthung davon mehr Wahrscheinlichkeit für sich habe, als diejenige welche Pococke vorträgt.

Freylich werden uns die französischen Gelehrten, die sich jetzt in Aegypten aufhalten, demnächst wie ich hoffe, über diesen und ähnliche Gegenstände weit vollständiger und genauer unterrichten, als solches vormals möglich war. Bis dahin aber daß dieses in Erfüllung geht, wird man dasjenige was ich davon sage, leicht als einen nur vorläufigen Versuch mit Billigkeit beurtheilen und aufnehmen.

Um so mehr ist es auch erlaubt über diesen Gegenstand einige Zweifel vorzutragen, da es bis jetzt noch kein bewährter und gründlicher Alterthumsforscher gewagt hat, mit voller Zuversicht und bestimmt hierin zu entscheiden. Selbst nicht Pococke. Er sagt vielmehr sehr bescheiden p. 101.; From the temple I went to the statues, which I shall call the colossal statues of Memnon. p. 102.: I have already remarked, that in the temple to the east there are remains of two statues of black granite, one has been thought by some, to be the famous statues of Memnon; —

non; — others are of opinion, that it was the ſtatue I have already deſcribed, with the inſcriptions on it; in order to judge of which, it may be proper to conſider what the ancient authors ſay on this ſubject, and the arguments on each ſide. Dieſes erfüllt er auch mit aller Treue.

Wenn man die Nachrichten, die ſich von Memnons Bildſäule bey den alten Schriftſtellern finden, alle, ohne Auswahl, ohne ſtrenge Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit mit einander vergleicht, ſo enthalten ſie ſo auffallende Widerſprüche und ſo ſonderbare Abweichungen, daß man beynahe berechtiget wäre, überall daran zu zweifeln, ob auch jene ſo berüchtigte Bildſäule vormals wirklich exiſtirt habe. A. van Dale hat dieſe Widerſprüche mit vielem Fleiße zuſammengeſtellt. (A. van Dale de Oraculis. Amſterd. 1700. 4to. p. 203 bis 209.)

Von den ältern Schriftſtellern verdienen über dieſen Gegenſtand überhaupt nur folgende nachgeſehen zu werden. Strabo Lib. XVII. p. 1170. Plin. Hiſt. Nat. Lib. XXXVI. Sect. 11. Pauſanias in Atticis. Lib. I. cap. 42. Philoſtratus in vita Apollonii Thyan. Lib. VI. c. 4. Iuuenalis in Sat. XV. Von den neuern dagegen nur, Pococke Deſcription of the Eaſt. London. 1745. Vol. 2. fol. pag. 101. ſeq. Norden Voyage en Egypte. Coppenh. 1755. Iablonsky de Memnone. Francof. 1753.

Nach

Nach Anleitung deſſen, was ſich in dieſen Schriftſtellern hievon findet, glaube ich nun folgendes bemerken zu dürfen.

1) Es iſt ganz unrichtig, wenn Pococke die Entfernung ſeines Memnons von Nordens Bildſäule, durch einen nur ſchwankenden Ausdruck, auf eine (Engliſche) Meile angibt. Schon die ländliche Vorſtellung, die uns Norden, Tab. CX. von dieſer Gegend mittheilt, verräth es deutlich genug, daß Pococke's Angabe bey weitem zu groß ſey. Am ſicherſten aber entſcheidet hier Nordens Ausſage, p. 166. und deſſen genaue Meſſung, nach welcher auf dem Grundriſſe Tab. CXIII. und dem beygefügten Maaßſtabe, Pococke's Memnon, von Nordens Bildſäule, nicht weiter als zwey bis dreyhundert Schritte entfernt iſt.

2) Philoſtratus (a) ſagt, daß nahe bey Memnons Bildſäule Hermen ſtänden, die theils durch die Zeit, theils durch Gewalt ſehr gelitten hätten; außerdem aber wären noch Ueberreſte von einem Tempel, von einem Foro, und von Säulen dabey befindlich. Plinius (b) gibt den Standort

(a) Philoſtratus. p. 233. Edit. Olearii. Locum, vbi poſitus eſt, antiquo foro ſimilem dicunt eſſe, qualia fora in olim habitatis, ciuitatibus relinquuntur, vbi et columnarum viſuntur rudera et parietum veſtigia, ſedes item et limina et Hermae, partim manu, partim tempore conſumptae.

(b) Plinii H. N. Lib. XXXVI. S. XI. Ed. Hard. p. 734. Non abſimilis illi narratur in Thebis delubro Serapis, vt putant Memnonis Statua dicatus.

Standort von Memnons Bildsäule noch genauer an; dem er sagt, daß sie — in einem Tempel gestanden habe.

Neben Pococke's Bildsäule findet sich nun von allem diesen nicht die mindeste Spur, nicht einmal Ueberreste, nach welchen man vermuthen könnte, daß vormals ähnliche Anlagen hier vorhanden gewesen wären, vergl. Norden, Tab. CX. und CXIII. auch p. 166. wo dieser ausdrücklich bemerkt, daß man erst in einer Entfernung von 2 bis 300 Schritten Trümmer und Ueberreste von alten Gebäuden antreffe.

Dagegen aber sieht man alles dieses, und zwar auf das genaueste so wie es im Philostratus und Plinius angegeben ist, unmittelbar um und neben Nordens Bildsäule. Hievon sind die umständlichen Beweise und Nachrichten mitgetheilt, im Pococke p. 100. und 101. auch Tab. XXXV. ferner im Norden p. 170. bis 173. auch Tab. CX. CXII. CXIII. Es versteht sich jedoch von selbst, daß man hier unter Hermen nicht gerade Merkuriali-sche Statüen im Griechischen Style erwarten dürfe, sondern wie billig nur ähnliche Vorstellungen in altägyptischer Manier. (vergl. Vignette S. 67.)

3) Strabo, welcher im Anfange des ersten Jahrhunderts nach C. G. lebte, versichert ganz bestimmt, und zwar als Augenzeuge, daß von Memnons Bildsäule der obere Theil gänzlich getrennt sey, und — niedergewor-

fen

ſen auf der Erde liege. (a) Pauſanias, der um die Mitte des 2ten Jahrhunderts nach C. G. lebte, bezeugt ebenfalls, und zwar auch als Augenzeuge, daß noch zu ſeiner Zeit der obere Theil von dieſer Bildſäule — niedergeworfen auf der Erde liege. (b)

Der Pocockeſche Coloß, ſo wie er gegenwärtig da ſteht, widerſpricht nun dieſer Angabe in mehr als einer Rückſicht. Denn von dieſer Bildſäule liegt der Obertheil — nicht auf der Erde: er ruht vielmehr in ſeiner gehörigen Stellung — genau auf dem Untertheile, und überhaupt iſt ſoviel gewiß, daß dieſe Figur — jetzt noch völlig aufgerichtet da ſtehe. Pococke unterſuchte dieſen Coloß mit der größten Sorgfalt, und ſagt, "daß die untere Hälfte deſſelben mit ſamt dem Sitze, auf welchem er ruhet, bis über die Ellenbogen, wo die Arme auf den Lenden liegen, aus

(a) Strabo. Lib. XVII. p. 816. (Amſt. 1707. p. 1170.) Hic (vbi Memnonium) cum duo coloſſi eſſent de ſolido lapide inter ſe propinqui, alter adhuc exſtat, alterius vero ſuperiores a ſede partes corruerunt, terrae (vt fama eſt) motu. — Ipſe cum Aelio Gallo adeſſem. — ſonitum audiui: vtrum a baſi, ſiue a Coloſſo editus fuerit, non habeo affirmare.

(b) Pauſanias. Lib. I. Cap. 42. p. 101, Edit. Kuhnii. Statua ibi eſt ſedentis hominis. Eam multi Memnonis nominant. — Eam Cambyſes diffidit: et nunc etiam ſuperior pars a vertice ad medium truncum humi neglecta iacet: reliquum adhuc ſedere videtur.

aus einem einzigen Stücke Stein, aus einem Blocke im Ganzen verfertiget ſey; daß aber über den Ellenbogen eine Steinſcheidung, eine Fuge, ein Bruch, quer durch die ganze Bildſäule gehe, und daß — von hier an, der Oberthell dieſer Bildſäule aus fünf aufeinander geſetzten Steinlagen beſtehe" (c). Hiemit kommen nun die Beſchreibungen und Zeichnungen, welche Norden von eben dieſer Bildſäule mittheilt, im Ganzen und in der Hauptſache, völlig überein. (d) Aus dieſen ſo beſtimmten Angaben folgt mithin ſoviel gewiß, daß die gegenwärtige Beſchaffenheit der Pocockeſchen Bildſäule auf keine Weiſe mit dem Zuſtande übereinkommen, worin Strabo ſowohl als auch Pauſaniaß,

(c) Pococke. Vol. I. p. 101. The Statue has been broken off at the middle, above the arms, that lie on the hams; and it has been built up with five tier of ſtones; one to the top of the clinch of the elbow, another almoſt half way up the arms, one to the armpits, the fourth to the neck, and the fifth the head and neck, of one ſtone.

(d) Norden. Tab. CX. et p. 166. Toutes deux ſont de meme grandeur et cette grandeur eſt prodigieuſe. Elles ont environ 50 pieds Danois de hauteur depuis les baſes des piedeſtaux jusqu'au ſommet de la tête. p. 167. Il ne me ſemble pas, que les corps des figures coloſſales ayent rien ſouffert des mains des hommes. Toute defigurées qu'elles ſont, on n'y voit pas un ſeul coup qui ſoit a reconnoitre; c'eſt ſeulement l'injure du tems qui les a rendues difformes et qui les a privées des parties qui avoient de la ſaillie.

nias, zu ihrer Zeit, die ächte Bildſäule des Memnons angetroffen haben.

Wenn man dagegen diejenige Bildſäule, welche Norden für Memnons Bildſäule annimmt, mit jenen Angaben des Strabo und Pauſanias vergleicht, ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß deren Beſchaffenheit allerdings noch jetzt damit übereinkomme. Selbſt Pococke ſagt davon p. 101.: In the ſecond court (of the Temple) at H. H. (Tab. XXXV.) are remains of two ſtatues of black granite; that to the weſt, is ſitting. — The ſtatue to the eaſt is three feet five inches long in the foot; at a diſtance from it is the head with the cap; it is three feet ſix inches long, and behind it is the ornament of the dome leaf. Some perſons have thought that one of theſe is the Statue of Memnon. Dieſes beſchreibt Norden noch etwas umſtändlicher. Es heißt nämlich daſelbſt p. 172.: Sous la lettre G. (Pl. CX. CXII. et CXIII.) eſt repreſenté le fragment d'un Coloſſe renverſé et à demi enſeveli. A peine en decouvre-t-on aſſés, pour juger qu'il a été aſſis et dans la meme attitude, que ceux que j'ai decrit dans la Pl. CX. La partie ſuperieure y manque; et il paroit, qu'on a employé la violence, pour le ſeparer. Les marques en ſont encore viſibles. Tout le corps de ce Coloſſe etoit d'une ſeule piece de marbre granit noir. Son piedeſtal eſt en quelque facon entier; — Le reſte de ce Coloſſe eſt tellement

ment defiguré et demembré, qu'il ne me fut pas poſſible d'en prendre une meſure exacte.

4) Um jenen Zweifel, der allerdings der Pocockeſchen Vermuthung ſehr entgegen iſt, wo möglich zu heben, wird von einigen angenommen, daß der Pocockeſche Coloß reſtaurirt ſey. Und freylich, da der Obertheil von Memnons Bildſäule zu den Zeiten des Strabo und Pauſanias niedergeriſſen war, und — auf der Erde lag, dagegen der Obertheil vom Pocockeſchen Coloß — jetzt nicht auf der Erde liegt, ſondern völlig in ſeiner gehörigen Stellung auf dem Untertheile ruht, ſteinerne Bildſäulen aber, wenn ſie einmal zu Falle gekommen ſind, ſich, meines Wiſſens, nicht von ſelbſt wieder aufrichten; ſo muß derjenige, der den Pocockeſchen Coloß für jene Bildſäule halten will, auch ſchlechterdings eine Reſtaurirung annehmen. Eben daher macht Pococke p. 105. folgende Bemerkung:

As to what Iuvenal mentions,

Dimidio magicae reſonant vbi Memnone chordae.

Satyr. XV.

no more can be implied than that the ſound came from the half of the ſtatue that remained. Though the teſtimony of a poet is of no great weight, yet it muſt be obſerved, that it was the half that remained of the ſtatue that uttered the ſound; that whenever it was repaired, the ſtones laid on it were not to be conſidered as a part of the miraculous ſtatue, as they pretended it to

be,

be, but only what was left of the ancient ſtatue that made a noiſe about ſun riſe; not but that the ſtatue might be as well repaired after Iuvenal's time as before it, and if it was repaired before his time, Iuvenal might be ignorant of it when he writ that Satyr. And in caſe it was then repaired, and that he knew it, yet it might ſtill be ſaid, that the half of the ſtatue uttered the ſound.

Bruce, wo er von eben dieſer Bildſäule redet, ſagt ebenfalls: The northmoſt is a good deal more mutilated. It was probably broken by Cambyſes; and they have ſince endeavoured to repair it. (c. I. Bruce's Travels to diſcover the Source of the Nile. Edinburgh. 1790. 4to. Vol. I. p. 120.)

Allein dagegen, daß der Obertheil der Pocockeſchen Bildſäule durch eine Reſtauration wieder aufgeſetzt ſey, treten ſo viele und ſo wichtige Bedenken ein, daß ſolches, bey genauer Unterſuchung, von einem unpartheyiſchen Alterthumsforſcher auf keine Weiſe angenommen werden darf.

Erſtlich findet ſich weder in den ältern Schriftſtellern noch in Sagen irgendwo einige Nachricht, oder nur eine entfernte Anleitung, wodurch man dieſe Vermuthung einigermaßen unterſtützen könnte.

Ferner: Strabo und Pauſanias ſagen ausdrücklich, daß der Obertheil von Memnons Bildſäule gewalt-

waltſamerweiſe davon getrennt ſey. Geſchah dieſes nun vollends, wie Pauſanias und andere (a) behaupten, vorſetzlich und aus Muthwillen auf Befehl des Cambyſes, ſo läßt ſich gar nicht denken, daß eine gewaltſame Abſchlagung des Obertheils von einem ſo übergroßen Coloß ſo ſorgfältig, ſo behutſam könne ausgeführt ſeyn, daß nachher bey einer Reſtaurirung alle Steinſcheidungen oder Fugen der fünf Steinlagen, woraus jetzt der Obertheil beſteht, nur einigermaßen wieder ſo genau und gut auf einander gepaßt hätten, ſo daß die Verhältniſſe der ganzen Bildſäule dadurch nicht außerordentlich gelitten haben ſollten, auch die Hieroglyphen am Rücken derſelben ſo vollſtändig erhalten wären.

Ferner: War die Abſchlagung oder Trennung des Obertheils durch irgend eine Gewalt ausgeführt, ſo würde man jetzt noch zuverläſſig einige Spuren davon entdecken können. Allein Norden ſagt p. 167. ausdrücklich: Il ne me ſemble pas, que les corps des Figures Coloſſales ayent rien ſoufferts des mains des Hommes. Toutes defigurées qu'elles ſont, on n'y voit pas un ſeul coup qui ſoit à reconnoitre, c'eſt ſeulement l'injure du tems, qui les a renduës difformes, et qui les a privées des parties, qui avoient de la ſaillie.

Ferner;

(a) Jablonsky in Synt. de Memnone. Cap. III. p. 72. führt mehrere Schriftſteller an, welche dieſes verſichern.

Ferner: Noch zu den Zeiten des Pausanias lag der Obertheil von Memnons Bildsäule an der Erde. Wie läßt es sich denken, daß die Trümmer, die mithin damals schon über 700 Jahr allen Beschädigungen an der Erde ausgesetzt waren, dennoch so unbeschädigt erhalten wären, daß sie bey einer Restauration ohne Einflickung kleiner Bruchstücke und fremdartiger Steine so genau wieder aufeinander gepaßt hätten, als sie gegenwärtig da stehen: zuverlässig würde alsdann ein auffallender Unterschied in den Verhältnissen, in der Höhe, und auch an den Hieroglyphen gegen die unmittelbar daneben stehende Bildsäule zu bemerken seyn.

Ferner: die Restaurirung einer Bildsäule von dieser Größe, und besonders in dieser Gegend, wäre gewiß kein geringes Unternehmen gewesen. Gesetzt aber, daß es wirklich geschehen sey, so bin ich überzeugt, daß derjenige der dieses ausgeführt hätte, seinen Namen und diese That ungleich eher durch eine Inschrift an dieser Bildsäule würde verewigt haben, als die, welche nur den dumpfen Laut derselben gehört hatten. Die vielen hier schon vorhandenen Inschriften hätten ihn ja von selbst daran erinnern und dazu auffordern müssen, und er würde um so eher diesen Gedanken ausgeführt haben, da die ganze Rückseite des Fußgestelles noch unberührt ist.

Endlich auf der Brust von diesem Coloß sind eben solche Inschriften angebracht als an den Beinen. (vergl. Norden p. 167.

p. 167.) Es wird wohl niemand behaupten wollen, daß dieſe Inſchriften damals ſchon auf der Bruſt geſtanden hätten, als zu Strabo's und Pauſanias Zeiten dieſer Obertheil an der Erde lag. Wie äußerſt unglaublich iſt es aber, daß dieſe Inſchriften, die ſo kurze Zeit nach der Reſtauration, und zwar unmittelbar auf den reſtaurirten Obertheil angebracht wären, dieſes allerdings wichtige Unternehmen und deſſen Urheber nicht wenigſtens mit einer Sylbe erwähnt hätten, wenn es nur jemals wäre ausgeführt worden.

Kurz, ein Alterthumsforſcher, der mit dem Geſchäfte, wie dergleichen Bildſäulen reſtaurirt werden, nur einigermaßen practiſch bekannt iſt, wird, nach Verbindung der hier aufgeführten Zweifel, gewiß eingeſtehen, daß von der Pocockeſchen Bildſäule der Obertheil niemals gewaltſamer Weiſe abgeſchlagen ſey, daß er nach ſeiner erſten Aufrichtung nie wieder auf der Erde gelegen habe, daß ſolcher nicht durch eine Reſtaurirung wieder aufgeſetzt worden, daß er vielmehr gleich bey der erſten Errichtung aus den fünf verſchiedenen Steinlagen zuſammengeſetzt ſey, und endlich, daß die Steinſcheidungen oder Fugen, welche man jetzt daran bemerkt, unſtreitig noch die erſten urſprünglichen Lagen ſind, worin dieſe Steine gleich anfangs gelegt wurden.

5) Ich habe vorhin ſchon bemerkt, daß ſowohl nach Strabo's, als auch nach Pauſanias Ausſagen von Mem-

nons Bildſäule der Obertheil — gewaltſamerweiſe getrennt war, daß jedoch an der Pocockeſchen Bildſäule von einer ſolchen gewaltſamen Trennung oder Abſchlagung nicht das mindeſte zu bemerken ſey. Pococke ſagt davon gar nichts, Norden aber p. 167. Il ne me ſemble pas, que les corps des Figures Coloſſales ayent rien ſoufferts des mains des Hommes. — on n'y voit pas un ſeul coup qui ſoit à reconnoitre; c'eſt ſeulement l'injure du tems, qui les a renduës difformes, et qui les a privées des parties, qui avoient de la ſaillie.

Dagegen iſt nun eine gewaltſame Trennung und Abſchlagung des Obertheils allerdings an Nordens Bildſäule noch jetzt zu ſehen. Norden verſichert nämlich p. 172. La partie ſuperieure y manque; et il paroit, qu'on a employé la violence pour la ſeparer. Les marques en ſont encore viſibles etc.

6) Beym Philoſtratus heißt es in Vita Apollonii Lib. VI. c. 4. ex Ed. Olearii. p. 233. Memnonis Statuam ex lapide eſſe nigro dicunt (λίθου δε εἶναι μέλανος). Ferner in Iconum Lib. I. VII. Memnon. p. 733. Neque nigrum quidem diferis Memnona, nam quae ipſi ineſt puriſſimam nigredinem ſubnitere quodammodo videas. Ferner in Calliſtrati Stat. Deſcript. I. p. 891. Hoc intuitu ſimulacrum, Aethiopicum Marmor (τον Αἰθιοπων λίθον) Memnonis vocale extitiſſe credimus. Noch verſichert Plin. in H. N. L. XXXVI. Sect. XI. ex

Ed.

Ed. Hard. p. 734. Invenit eadem Aegyptus in Aethiopia, quam vocant Baſalten, ferrei coloris atque duritiae. — Non abſimilis illi narratur in Thebis delubro ſerapis, vt putant Memnonis Statua dicatur.

Aus dieſen verſchiedenen Angaben des Philoſtratus und Plinius ergibt ſich nun ſo viel, daß es damals als eine allgemein bekannte Sache und als ausgemacht angenommen wurde, daß Memnons Bildſäule aus einem — ſchwarzen Steine verfertigt ſey.

So oberflächlich, unbeſtimmt und verworren die Angaben auch immer ſind, die man beym Pococke ſowohl als beym Norden von der Steinart der Pocockeſchen Bildſäule findet, ſo erhellet dennoch ſo viel mit aller Gewißheit daraus, daß ſie weder ſchwarz ſey, noch überhaupt einige Aehnlichkeit mit dem Lapide Aethiopico oder mit dem Baſalte habe.

Pococke beſchreibt die Steinart von ſeiner Bildſäule folgendermaßen p. 101.: They are of a very particular ſort of porous hard granite, ſuch as I never ſaw before; it moſt reſembles the eagle ſtone.

Norden dagegen p. 167. Elles ſont faites toutes deux de divers blocs d'une ſorte de pierre ſablonneuſe et griſâtre, qui ſemble avoir été tirée de quelques-une des Grottes, qu'on remarque en grande quantité dans les Montagnes voiſines.

Les Chaiſes ſemblent être d'une ſeule piece et faites de la même ſorte de pierre que le reſte. Elles paroiſſent pourtant un peu plus brunes et un peu plus dures.

Les deux figures Iſiaques, qui ornent le bout des chaiſes à chaque coin paroiſſent plus blanches et d'un grain plus fin que le reſte.

Wenn man das Pocockeſche Werk nur einigermaßen mit Aufmerkſamkeit durchgeht, ſo ergibt ſich ſogleich, daß bey ſo vielen andern Kenntniſſen, die von den Steinarten diejenige ſey, worin er wenig oder gar nicht bewandert war. Seine Angabe von der Steinart woraus dieſer Coloß verfertigt iſt, wäre allein ſchon hinlänglich, um dieſes zu beweiſen. Wie iſt es möglich, daß ſolches eine Art von Granit ſey, und daß zur nähern Beſtimmung — der Adlerſtein angeführt werde!!!

Hingegen ſieht man leicht, daß Norden, der in Rückſicht ſo viel anderer Sprach- und hiſtoriſcher Kenntniſſe dem Pococke allerdings nachſteht, dennoch, was die Kenntniß der Steinarten anbetrifft, weit gründlicher und zuverläſſiger ſey, als Pococke.

Wenn man nun, nach beyden oberflächlichen Angaben, die Steinart von der Pocockeſchen Bildſäule doch etwas genauer beſtimmen ſoll, ſo vermuthe ich aus mehreren Gründen, daß ſolches eine ſogenannte Fels-Wacke ſey, die ziemlich hart und feſt, auch im Bruche feinkörnig iſt, deren

Farbe

Farbe aber sich nicht durchgehends gleich bleibt, sondern an einigen Stellen in das Graue fällt, an andern in das Braune und wieder an andern in das Weißliche übergeht.

Es mag übrigens diese Steinart seyn welche sie wolle, so ist immer so viel gewiß, daß sie mit den Angaben des Philostratus und Plinius auf keine Weise überein komme.

Dagegen ist aber die von Norden nachgewiesene Bildsäule ganz unstreitig schwarz, und die Steinart derselben hat, dem äußern Ansehen nach, allerdings viel Aehnlichkeit mit dem Basalte. Denn beyde Schriftsteller, Pococke sowohl p. 101. als Norden p. 172. kommen ganz bestimmt darin überein, daß sie schwarzer Granit sey.

Die Bemerkungen, die ich bis jetzt ausgeführt habe, streiten nun durchgehends, und, wie mich dünkt, ganz offenbar — gegen die Pococksche Vermuthung, — reden aber im Gegentheile der von Norden geäußerten Vermuthung in mehr als einer Rücksicht das Wort.

Jetzt will ich noch einige Angaben untersuchen, die zwar hin und wieder von andern als brauchbar angenommen sind, die aber, meiner Einsicht nach, bey der gegenwärtigen Untersuchung gar nichts entscheiden.

7) Strabo sagt l. c. daß in der Gegend des Memnoniums zwey Bildsäulen nicht weit von einander ständen, wovon die eine die des Memnons sey.

Aus

Aus dieſer Angabe läßt ſich nicht das mindeſte weder für die Pocockeſche noch für die Nordenſche Hypotheſe folgern. Denn eben ſo, wie nicht weit vom Pocockeſchen Coloß ein zweyter Coloß ſteht, findet ſich dieſes auch bey Nordens Bildſäule.

Pococke p. 101. 102. und Tab. XXXV. und

Norden p. 170. bis 173., auch Tab. CX. und CXIII..

8) Wenn Strabo (a) ſowohl, als Pauſanias (b) den Standort von Memnons Bildſäule dadurch beſtimmen, daß es im Aegyptiſchen Theben, bey den Syringen, auf der Weſtſeite des Nils, nicht weit von den Gräbern der Könige von Theben ſey, ſo kann dieſes ſo wenig für Pococke's als für Nordens Meinung zu einiger Beſtimmung dienen. Dieſe allgemeine Angabe paßt eben ſo genau auf die eine als auf die andere Bildſäule.

Norden Tab. CX. und CXIII.

9) Die ſitzende Stellung, in welcher nach Strabo's, Pauſanias und Philoſtratus Ausſage, die Bildſäule des Memnons hier angetroffen wurde, gibt keiner von beyden Hypotheſen einiges Uebergewicht. Nordens Bildſäule hat völlig eben dieſelbe ſitzende Stellung, welche die Pocockeſche Bildſäule hat.

vergl. Norden p. 172.

10) Die

(a) Lib. XVII. p. 816. Ed. Amſt. 1707. p. 1170.

(b) Lib. I. Cap. 42. p. 101 ed Kuhnii.

10) Die Inschriften endlich an Pococke's Bildsäule beweisen, wenigstens nach meiner Ueberzeugung, und wenn man nur einigermaßen ohne Vorliebe darüber nachdenken will, gewiß sehr wenig und im Grunde wohl gar nichts. Eine unter öffentlicher Autorität beglaubte Inschrift, die mit Errichtung dieser Bildsäule nur einigermaßen gleichzeitig wäre, findet sich, außer den Hieroglyphen, daran nicht. Von jenen sogenannten Inschriften läßt sich das Alter zwar nicht durchgehends angeben, indessen wird wohl niemand nachweisen können und behaupten wollen, daß sie älter wären als das erste Jahrhundert nach C. G. Sie sind also gewiß an die Tausend Jahr jünger als die Errichtung von der Bildsäule des Memnons. Ueberall aber gehören diese Inschriften hier offenbar in die Klasse derjenigen Denksprüche und Gelegenheits-Einfälle, womit junge Reisende, unzuverlässige Kunstdilettanten und Abentheurritter, noch in unsern Tagen, die Wände und Bildsäulen von sehenswürdigen Schlössern und Gebäuden zu verzieren pflegen, um wo möglich ihren Namen zu verewigen. Ein vorsichtiger und judicieser Alterthumsforscher wird auf dergleichen Anschreibereyen nie ein großes Gewicht legen, und zwar alsdann um so weniger, wenn ihr Verfasser unbekannt und die Glaubwürdigkeit desselben unerwiesen ist, am allerwenigsten aber, wenn die übrigen Verhältnisse mit solch einer Angabe gradezu im Widerspruche stehen.

Eine

Eine einzige Inſchrift ausgenommen, von welcher ich nachher umſtändlich reden werde, enthalten die übrigen nur ganz allgemeine Nachrichten vom Memnon, von dem Tone, den dieſer oder jener hier gehört haben will, und was dergleichen mehr iſt. Der gröſste Theil derſelben ſagt nichts mehr als: Audiui Memnonem. Audit Memnonem, u. ſ. w. (a) Dies iſt offenbar nichts mehr, als nur ein ſehr allgemeines und unbeſtimmtes Zeugniß von dem auffallenden Wunder, welches ein oder anderer in dieſer Gegend erlebt haben wollte. Allein die Römer und Griechen hielten es für ein ſo ehrenvolles Abentheuer, für ein ſo glänzendes Unternehmen, wenn ſie nach Aegypten gereiſt waren und den Laut von Memnons Bildſäule gehört hatten, daſs ſie dieſes auch gern noch der Nachwelt von ſich wollten wiſſen laſſen. Dies beweiſen nicht allein ſchon dieſe Inſchriften, ſondern auch Tacitus, wenn er Lib. II. Annal. c. 61. erzählt: Ceterum Germanicus aliis quoque miraculis intendit animum, quorum praecipua fuere, Memnonis saxea effigies, vbi radiis solis iota eſt, vocalem ſonum reddens. Man verſetze ſich alſo nur auf einen Augenblick in jene Gegend, und prüfe ſich, wohin man, bey einer ſolchen Stimmung der Seele, wohl ſeinen Namen

(a) Dieſerhalb iſt weiter nachzuſehen: Pococke. Tom. I. Tab. 38. et 39. p. 104. Norden Pl. CXI. Jablonsky de Memnone. p. 84. ſeq. auch p. 116. et 111.

Namen würde eingegraben haben, wenn man nämlich die Absicht hatte, daß er für die Nachwelt auch sicher erhalten werden sollte. Ich bekenne wenigstens, daß ich alsdann ganz zuverlässig, weder Nordens niedergeworfene Bildsäule, die überdem ein eisenharter Granit ist, noch die dabey stehenden, mit Hieroglyphen durchaus überzogenen, ebenfalls aus Granit erbaueten Ruinen, hiezu würde erwählt haben, sondern sicherlich den nur dreyhundert Schritte davon stehenden Coloß. Denn die Eitelkeit, seinen Namen hier auf die Nachwelt zu bringen, konnte in dieser ganzen Gegend gewiß nirgends so sicher und so leicht befriediget werden, als gerade nur an der Pocockeschen Bildsäule. Dies war das einzige hier noch völlig erhaltene Denkmal. Ein Coloß der ersten Größe, der über die ganze Gegend zu herrschen schien; der nur dreyhundert Schritte von Memnons Bildsäule entfernt war; von dem man mit Gewißheit voraussah, daß jeder Reisende, der Memnons Bildsäule besuchte, schlechterdings auch diesen Coloß mit Aufmerksamkeit betrachten würde; der aus einer solchen Steinart bestand, daß es hier weit weniger Mühe als im festen Granit erforderte, um seinen Namen und sein Andenken zu verewigen; auf dessen Grundfarbe dergleichen Inschriften auch lesbar erscheinen, welches dagegen, wenigstens in eben der einfachen Manier, auf schwarzem Granite beynahe unmöglich ist; durch dessen ansehnlichen Höhe die Inschriften gegen zu leichte und unvorsätzliche Beschädigungen

gen

gen auf immer gesichert wurden; und der endlich von niemandem betrachtet werden konnte, ohne daß nicht die Namen seiner Vorgänger ihm zugleich mit ins Auge fallen mußten. Es bedurfte also nur eines einzigen Mannes, der so dachte, und ich bin versichert, daß ein jeder die stolze Absicht dieses Vorgängers sogleich errathen hätte, auch dann seinem Beyspiele gefolgt wäre.

Von diesen Inschriften, welche sich am Pocockeschen Coloß finden, hatte ich eine vorhin ausdrücklich ausgenommen.

Es ist dieses eben dieselbe, welche schon Jablonsky in Syntagm. de Memnone, pag. 72. et 99. als besonders merkwürdig angibt, und pag. 72. hat er davon folgendes als vorzüglich wichtig ausgehoben:

ΓΟΡΑΤΣΕ ΚΑΜΒΥΣΗΣ ΜΕ ΤΟΝΔΕ ΤΟΝ ΛΙΘΟΝ
ΒΑΣΙΛΕΟΣ (ΗΛΙΟΥ) ΕΙΚΟΝΑ ΕΚΜΕΜΑΓΜΕΝΟΝ

etc.

id est:

Cambyses vulneravit me lapidem hunce
Qui regis solis imaginem expressam refert.

Es war mir sehr daran gelegen, auch von dieser Inschrift etwas genauer urtheilen zu können. Einer meiner Freunde, nämlich der Herr Abt Pott zu Helmstedt, dessen Verdienste als Gelehrter und als Sprachforscher schon hinlänglich bekannt sind, hat mir daher einen umständlichen Unterricht darüber mitgetheilt. Ich bin nun überzeugt, daß

dessen

deſſen ſo gelehrte Entzifferung dieſer Inſchrift ſowohl als noch einer zweyten, andern Freunden der Literatur ebenfalls werde willkommen ſeyn.

Es ſchien mir daher in mehr als einer Rückſicht ſehr zweckmäßig, ſelbſt rathſam, die von meinem Freunde mit eben ſo vielem Scharfſinne als Gelehrſamkeit ausgeführte Erklärung hier vollſtändig beyzufügen. Sie findet ſich alſo unmittelbar am Schluſſe des gegenwärtigen Aufſatzes.

Da dieſe Erklärung aber auch alles, was ich davon ſagen könnte, ſchon vollſtändig enthält, ſo kann ich mein Urtheil deſto kürzer faſſen.

Die Inſchrift, von welcher hier vorzüglich die Rede iſt, findet ſich in dem Aufſatze meines Freundes, mit Nr. 21. bezeichnet. Sie lautet in der Ueberſetzung folgendermaßen:

Kambyſes zertrümmerte mich, dieſe Säule,
Das Bildniß des huldreichſten Königs darſtellend,
Ein Klagton war weyland mir eigen, der Memnons
Geſchicke beſeufzte: den nahm mir Kambyſes.
Ha! dumpf und undeutlich ſind jetzt dieſe Töne!
Wie ſchmerzt mich der Unfall, den Wahnwitz einſt zeugte!

Hier ſind zwey Fälle gleich möglich:

entweder war dieſes Epigramm ein Gedichtchen, wo Memnons Bildſäule nur redend eingeführt wurde, welches mir auch um ſo wahrſcheinlicher iſt, da der Herr Abt Pott nachge-

nachgewiesen hat, daß sich dasselbe wirklich scandiren lasse; oder aber der Reisende, der dieses Gedichtchen hier anschrieb, war nicht allein der Verfasser davon, sondern hielt auch eben diesen Coloß für die ächte alte Bildsäule des Memnons.

Im ersten Falle konnte der Reisende ein solches Gedichtchen, welches vorher schon bekannt und im Umlaufe war, mit gleichem Rechte an sehr viel andern Orten und Bildsäulen in dieser Gegend anschreiben, ohne dadurch nur im mindesten etwas bestimmen zu wollen, und ohne, als Freund der Dichtkunst, hiedurch irgend eine unjudicidse Handlung zu begehen.

Im zweyten Falle beweist diese Inschrift nicht das allergeringste weiter, als — daß dieser ungenannte Reisende diesen Coloß für Memnons Bildsäule hielt.

Es ist zwar nichts weniger als erwiesen, daß hier der zweyte Fall anzunehmen sey; allein gesetzt, es sey wirklich so, so frage ich jeden denkenden Alterthumsforscher, ob die völlig unbeglaubte Aussage eines einzigen und zwar ganz unbekannten Reisenden, denen von Nr. 2. bis 6 von mir ausgeführten Gründen, nur im mindesten das Gegengewicht halte. Ich zweifle sehr, daß man aus Ueberzeugung und nach richtiger Vergleichung der Gründe und Gegengründe so etwas behaupten wolle.

Aber noch mehr. Bruce versichert ausdrücklich, daß sich auf — beyden Bildsäulen eine große Menge von griechischen

chischen und lateinischen Inschriften fänden, deren Inhalt angäbe, daß mehrere Reisende und Fremde den Laut gehört hätten, den Memnons Bildsäule beym Aufgange der Sonne von sich gebe. Sollen nun dergleichen Inschriften auf der Pocockeschen Bildsäule es unwidersprechlich beweisen, daß sie die ächte Bildsäule des Memnons sey, so müssen nach gleichem Rechte, die gleichlautenden auf der zweyten Bildsäule befindlichen Inschriften, für diese zweyte, grade ein und eben dasselbe beweisen; und so hätte man denn, mittelst einer so bequemen Demonstrirkunst und Logik, uns richtig zwey ächte Memnonsbildsäulen, statt einer, herausdemonstrirt.

Dies sey nun genug, um von meiner Vermuthung einige Rechenschaft zu geben. Ob ich richtig geurtheilt habe, mag der Kenner entscheiden; nur bitte ich zu bedenken, ob eine solche Meinung, wobey alle Nachrichten der Alten unter sich in Harmonie bleiben, ohne dabey etwas willkührliches vorauszusetzen, und womit alles, was und wie wir es noch vor uns sehen, genau übereinkommt, nicht allerdings einen Vorzug vor einer solchen Meinung verdiene, wobey nicht alle Nachrichten der Alten mehr zusammentreffen, womit das, was und wie wir es noch sehen, nicht übereinkommt, und wobey man überdem eine Voraussezzung annehmen muß, die ich wenigstens für äußerst unwahrscheinlich halte, und wovon man auch nicht die mindeste Nachricht oder Anleitung nachweisen kann.

Hoffent-

Hoffentlich werden uns die franzöſiſchen Gelehrten über alles dieſes die ſicherſten und vollſtändigſten Aufſchlüſſe mit nächſtem mittheilen; und dann iſt es leicht zu entſcheiden, ob Nordens, oder Pococke's, oder gar noch eine dritte Vermuthung, nur die richtige ſey.

Verſuch einer Erklärung zweyer Inſchriften an der Memnonsſäule

nach

der Pocockeſchen Abbildung
(Tab. XXIX. p. 105.)

von

D. David Julius Pott,

Abt des Kloſters Marienthal und öffentl. ordentl. Profeſſor der Theologie zu Helmſtedt.

Der Verſuch, die Inſchrift Nr. 20. am linken Schenkel der Pocockeſchen Memnonsſäule zu erklären, hatte blos in der — nachmals von mir falſch befundenen — Vorausſetzung ſeinen Grund, daß dieſe Inſchrift mit der gleich folgenden, um welche es mir hauptſächlich zu thun war, vielleicht in irgend einem Zuſammenhange ſtehen möchte. Das Wenige, was ich hier mit Gewißheit herausbrachte, beſchränkt ſich darauf: "daß die Inſchrift von einer gewiſſen Cäcilia herrühre, die einſt die Memnonsſäule tönen hörte," denn nur die letzten Worte derſelben ſcheinen lesbar und deutlich. Alles Uebrige, fürchte ich ſelbſt, wird meinen Leſern als ſchwankende Conjectur erſcheinen, die aber vielleicht einen Geübteren weiter führt. Nur in dieſem

Betrachte darf ich einige schonende Nachsicht für die Bekanntmachung hoffen.

Die ein und zwanzigste Inschrift aber zu entziffern, dazu verleitete mich nicht etwa die Anmaaßung, etwas beſſeres darüber ſagen zu können, als Jablonsky, (a) der Sprach- und Alterthumskunde in gleich hohem Grade verband; ſondern die ſchmeichelhafte, und von unverdientem Zutrauen gegen mich zeugende Aufforderung des Hrn. Grafen von Veltheim, und der Wunſch, auch durch philologiſche Bemühungen dieſer Art, meinen etwanigen Beobachtungsgeiſt zu üben und zu ſchärfen. Ich ſah daher mit Fleiß die Jablonskyſche Erklärung vor dieſer Arbeit gar nicht an, um deſto unbefangener mit eigenen Augen zu ſehen, und mich durch das Urtheil dieſes Gelehrten nicht beſtechen zu laſſen. Große Freude mußte es mir daher gewähren, als ich nachher wahrnahm, daß ich in manchen Stücken ganz mit ihm zuſammentraf. Indeſſen weiche ich in vielen andern wieder bedeutend von ihm ab. Ohne die Beſcheidenheit zu verletzen, glaube ich ſelbſt urtheilen zu dürfen, daß die Jablonskyſche Erklärung einen ſchöneren, aber hin und wieder weniger durch die Buchſtaben der Inſchrift verbürgten, die meinige hingegen einen minder ſchönen, aber den Buchſtaben getreueren Sinn geben dürfte.

Ich

(a) De Memnone Graecorum et Aegyptiorum p. 99.

Ich will nur noch einige Bemerkungen voranschicken, welche man, nach meiner Einsicht, bey Entzifferung nicht blos dieser, sondern auch andrer Inschriften an dieser Bildsäule vor Augen behalten muß. Außerdem nämlich, daß darin verschiedene Dialecte herrschen,

1) stößt man hin und wieder auf vorsetzliche Abkürzungen. Z. B. MNON statt MEMNON Inschr. 11.

2) Dagegen finden sich desto häufigere Auslassungen einzelner Buchstaben, nicht blos wo ein Riß im Steine (den ich durch längere und kürzere Querstriche, nach Maaßgabe der Breite des Risses, zu bezeichnen gesucht habe,) sie zerstört hat; sondern auch im vollständigen und ungestörten Contexte. Die letzteren möchten dann wohl aus Nachlässigkeit, sey es des alten Stelographen, oder dessen der die Inschriften copirte, oder beyder, herzuleiten seyn. Z. B. ΓΕΓΑΦΑ, statt ΓΕΓΡΑΦΑ. Inschr. 19. ΩΑC statt ΩΡΑC Inschr. 6. ꝛc.

3) Aus eben der Ursache mögen auch die vielen falschen Zeichnungen mehrerer, andern ähnlicher, Buchstaben rühren. Z. B. ΑΔΡΙΑΝΟC für ΑΔΡΙΑΝΟC, Inschr. 2. So auch ΠΡΟCΚΥΝΝCΟCΙ für ΠΡΟCΚΥΝΗCΟCΙ, Inschr. 22. u. s. w.

4) Da auch compendia scribendi, nach welchen ein Buchstabe doppelt gelesen oder für zwey verschiedene in einander gezogene Buchstaben gehalten seyn will, oder die letzten Buchstaben des vorhergehenden Worts zugleich als

[redacted]

Anfangsbuchstaben des folgenden betrachtet werden müssen, mit der lapidarischen Schreibart vereinbar sind; so darf davon auch hier ein, wiewohl vorsichtiger und nicht zu gekünstelter, Gebrauch gemacht werden.

Zu desto mehrerer Deutlichkeit schicke ich die Inschriften selbst, wie sie an der Bildsäule lauten, mit derjenigen diplomatischen Genauigkeit voran, welche beym Gebrauche unsrer gewöhnlichen Lettern erreichbar ist; lasse hiernächst die Auflösung mit gewöhnlichen Buchstaben, und eine Uebersetzung folgen, und suche am Ende beyde durch Anmerkungen zu rechtfertigen.

Erklärung der Inschrift Nr. 20.

ΚΑΙΚΙΛΙΑ[2]ΤΡΕΒΟΥΜΑΣ[3]ΠΗΔΑΜΑΡ[4]ΤΟΣΠΝΕΧΟ-
ΜΟΣΟΝ[5]ΦΘΕΓΓΗ ΕΓΡΑΨΑΑΚΟΥΣΑΣΑΤΟΥΔΕ-
ΜΕΜΝΟΝΟΣ.

Auflösung.

I.

Καικιλια[2], Τρεβουνιας[3] ἡ δαμαρ[4], τοση, ην εξοιμωζων[5] φθεγγῃ, εγραψα· ακουσασα του δε Μεμνονος.

II.

Καικιλια, Τρεβουνιας ἡ δαμαρ, τοσσην εχομ', ὁσσον φθεγγῃ. Εγραψα ακουσασα του δε Μεμνονος.

Ueber-

Ueberſetzung

I.

(Ich,) Cäcilia, Gattin des Trebonius, habe ſchon ſo oft, wenn du klagend tönteſt, (hieher) geſchrieben: "ich habe den Memnon gehört."

II.

(Ich) Cäcilia, Gattin des Trebonius, werde ſo oft entzückt, als du ertönſt. Dies ſchrieb ich, als ich ſo eben dieſen Memnon gehört hatte.

Anmerkungen.

2) Statt ΚΑΙΚΙΛΙΑ muß Καικιλια geleſen werden. (S. 99. Nr. 3.)

3) ΤΡΕΒΟΥΜΑC kann ſchwerlich der Genitiv von irgend einem nom. propr. ſeyn; denn wie ſollte der Nominativ lauten? Wäre auch der Name Aegyptiſch, ſo würde doch der Genitiv hier eine Griechiſche Endung haben. Ueberdem läßt der Römiſche Name der Frau auch einen Römiſchen Mann vermuthen. Ich möchte daher lieber Τρεβουνιας (für Τρεβενιας) leſen. Trebonius aber war ein ſehr bekannter Römiſcher Name, der in Gruteri Corp. Inſcr. zwölf mal, ſo wie der weibliche Name Trebonia ſieben mal vorkommt. Dann wäre Τρεβουνιας ἡ δαμας ſo viel als Τρεβενιου ἡ δαμας; gleichſam Treboniana. An Beyſpielen ſolcher, von einem nom. prop. abgeleiteten

nomi-

nominum femin., die wie potronymica feminina lauten, und adjectiviſch gebraucht werden, fehlt es nicht. Ich darf nur der Pelias hasta bey Römiſchen Dichtern erwähnen, ſtatt hasta Pelidae. — Dieſe Leſeart ΤρεβουΝιας für ΤρεβουΜας, wie es in der Steinſchrift lautet, iſt auch wohl dadurch hinlänglich gerechtfertigt, daß aus Zuſammenrückung des N und I leicht ein anſcheinendes M entſtehen konnte, zumahl da das N, wie die vor mir liegende und andre Inſchriften beweiſen, nicht ganz gradeauf zu ſtehen, ſondern ſich etwas rechts zu neigen pflegt, und da das N quadratum in Steinſchriften oft die Form eines M hat, an welchem der letzte Strich fehlt. — ΤρεβΟΤνιας aber für ΤρεβΟνιας zu nehmen, leidet vollends kein Bedenken, da die Dichter ο und ω oft des Versmaaßes wegen mit ου vertauſchen. Wer übrigens jene Cäcilia und dieſer Trebonius waren, läßt ſich wohl nicht weiter beſtimmen.

Das Zeichen, das auf dieſen Namen in der Inſchrift folgt, und einem umgekehrten Π am ähnlichſten ſieht, iſt mir unverſtändlich. Nach Scaliger im Indice ad Gruteri Corp. Inſcr. p. XC. bezeichnen die umgekehrten Buchſtaben in Steinſchriften, weibliche Vornahmen; wie z. B. Ⅿ Marcia, (Gruter T. II. p. 977. n. 13) Ↄ Caia, Ⅹ Kara, oder Caia, (Gruter T. II. p. 995. n. 8). Ⅼ Lucia, oder vielleicht Titia. Sonach könnte Ⅱ Publia bedeuten; müßte dann aber hier vor Καικιλια ſtehen,

stehen. Eben so unwahrscheinlich ist es, daß II eine ungewöhnliche Form des digamm. aeol. seyn möchte, da dies wenigstens in den folgenden Inschriften immer gehörig wie ein liegendes Π gezeichnet ist.

4) Δαμας, Gattin, Gemahlin; der ehrenvollere, und besonders bey Dichtern übliche Ausdruck für γυνη, Frau. S. Stephani Thes.

5) Bey den Worten TOCIINEXOMOCON trennen sich die beyden gegebenen Auflösungen und Uebersetzungen. Von jeder insbesondere.

Ueber die erste Auflösung.

In TOCIIN sind entweder die beyden Jod nach einem verschiedenen Dialecte für zwey Ita zu nehmen, oder zwischen den beyden II fehlt der Querstrich, wodurch ein H herauskäme, das dann nach S. 99. Nr. 4. so wohl zum Vorhergehenden als Folgenden gezogen werden müßte. In beyden Fällen kommt τοση, ην heraus. Dies τοση stände dann, dem Sinne nach, für das adverb. τοσακις, toties, und ην, wie beym Homer und anderen, für das gewöhnlichere εαν. Uebrigens wird jenes τοση, aus Inschr. 17. deutlich, wo dieselbe Cäcilia sagt: δευτερον ακουσασα Μεμνονος; "schon zum zweyten mahle habe ich den Memnon gehört." Indessen gestehe ich zu, daß τοση für τοσακις immer etwas schwierig bleibt, da es am Sprachgebrauche fehlen möchte. Mildern aber ließe sich vielleicht

die

die Schwierigkeit durch Zuſammenhaltung der beyden Umſtände, daß von der einen Seite die adjectiva überhaupt oft adverbialiter benutzt werden, und daß von der anderen Seite τοσοι, αι, α, beym Homer und anderen nicht blos tanti, ae, a, ſondern auch tot bedeutet. (Vergl. Stephani Theſ.) Man könnte der Schwierigkeit auch wohl dadurch abhelfen, daß man δαμαρ τοση zuſammennähme.: "Ich, Cäcilia, die angeſehene Gemahlin des Trebonius, ꝛc." aber wer wird ſie gern in dieſem anmaaßlichen Tone reden laſſen?

In EXOMOCON nehme ich X für Ξ, O für OI und C für Z. Die erſte Vertauſchung rechtfertigt ſich aus mehreren Inſchriften an eben dieſer Memnonsſäule; die zweyte theils aus mehreren Dialecten, theils daraus, daß vielleicht die Verfaſſerin den vorderen Strich des folgenden M zugleich mit für I genommen wiſſen wollte; (S. 99. Nr. 4.) die dritte endlich aus einer falſchen Ausſprache des Z wie Σ, ſo daß beyde von Ungelehrten leicht mit einander vertauſcht wurden. Dies beweiſet z. B. das κοϛμῳ ſtatt κοσμῳ bey Gruter T. I. p. 86. n. 8.; der Name Zozo ſtatt Soſo bey Reineſius, Inſcr. ant. Claſſ. I. n. 273 p. 239. (wo aber ſtatt Zozo fehlerhaft die Zahl 2020 gedruckt iſt, vergl. den Index;) Byzinus ſtatt Byſſinus, bey Reineſius Claſſ. XX. n. 149. p. 933. Aus eben dem Grunde werden auch C und S in Inſchriften verwechſelt: z. B. Centius ſtatt Sentius, Socceius

ſtatt

[redacted]

statt Cocceius, Gennusius statt Gennucius. — Εξοιμωζων aber, das auf diese Art herauskommt, heißt ejulans, in ejulatus erumpens, und εξοιμωζων Φθεγγη ist Anrede an den Memnon oder seine vermeynte oder wirkliche Bildsäule. — Die Darstellung aber, daß sie wehklage, (und, wie es in der folgenden Inschrift heißt, über die Leiden des Memnon wehklage,) weicht von der gewöhnlichen Vorstellung ab, daß sie beym Aufgange der Sonne einen harmonischen, lieblichen Ton hören lasse, welchen der P. Kircher (in seiner Musurgia) mit dem Pausanias (in Phoc.) sogar von einem in der Säule angebrachten musikalischen Triebwerke herleitet. Indessen auch Klagtöne können harmonisch und lieblich seyn.

Mit dem Worte ΦΘΕΓΓΗ ist in der Steinschrift die erste Zeile zu Ende.

Bey εγραψα supplire ich ενθαδε, hierher, an dies Monument.

Schrieb nun Cäcilia das Ganze, als die Bildsäule noch unverletzt da stand, so scheint es, will sie, nach der gegebenen Worterklärung, ihre Freude darüber zu erkennen geben, daß sie so oft Gelegenheit gehabt habe, den Memnon zu hören, statt daß sie sonst, wo ihre Besuche beym Memnon noch nicht so häufig waren, blos hierher schrieb: ακουσασα Μεμνονος. (S. Inschr. 17.) War aber die Bildsäule schon zertrümmert, als sie dies schrieb, (eine Periode,

worin

worin die gleich folgende Inschrift zu setzen ist,) so muß man wohl am Ende der Inschrift in ihre Seele supplireu: "aber jetzt ist diese Freude für mich dahin."

Ueber die zweyte Auflösung.

Hier steht τοσην oder τοσσην (S. 99. Nr. 4.) statt τοσσηνα, (von dem Dorischen τοσσηνος statt τοσος) und zwar elliptisch für κατα τοσσηνα, tantum, tantopere, aber auch toties.

Εχομ' statt εχομαι. Dabey könnte σου supplirt werden, wie z. B. εχεσθαι της ὁδου. Dann wäre der Sinn: tantum immineo tibi, tantum te sector et premo, tantum (toties) versor apud te, et assidua sum, quantum (quoties) tu sonos edis. Allein theils ist die Auslassung des σου, nach meinem Gefühle, sehr hart, theils ist es wohl nicht gut denkbar, daß Cäcilia so oft beym Memnon werde gewesen seyn, als er tönte. Lieber nehme ich daher εχομαι, ohne an σου zu denken, für teneor, detineor, wie in dem bekannten: εχω την Λαιδα, ut εχομαι. Nun will Cäcilia sagen: "ich werde jedesmahl gefesselt, (hingerissen, bezaubert, entzückt,) wenn ich dich höre."

Diese Erklärung scheint manches für sich zu haben. Die Schwierigkeit, welche τοση nach der ersten Entzifferung hervorbrachte, fällt hier weg. Das Wort τοσος steht nun in seiner gewöhnlichen Verbindung mit ὁσος, an welche jeder

jeder bey Erblickung von TOCH und OCON gleich denken muß. Mit den Buchſtaben der Steinſchrift braucht faſt gar keine Veränderung vorgenommen zu werden, und der Sinn ſcheint mir nicht übel.

Allein, ſo wie τοση in der erſten Erklärung, der Bedeutung nach, ſchwierig war, ſo hier ὁσον der Form nach, da es grammatiſch genau, nach τοσσηνα wohl ὁσα heißen müßte. Welche von beyden Erklärungen übrigens den Vorzug verdiene, wage ich eben ſo wenig zu entſcheiden, (wenn mir gleich die zweyte grammatiſch richtiger erſcheint,) als ob eine von beyden irgend einige Aufmerkſamkeit des Kenners verdiene.

Erklärung
der
Inſchrift Nr. 21.

ΕΘΡΑΥΣΕΚΑ[6]-[7]ΜΒΥΣΗCΜΕΤΟΝΔΕΤΟΝΛΙΘΟΝ
ΒΑCΙΛΕΟCΕ—[8]ϽΟΥΕΙΚΟΝΑΕΚΜΕΜΑΓΜΕΝΟΝ[9]
ΦΩΝΗΔΟΔΥ—[10][11]ΜΟCΗΛΙΠΑΛΑΙ[12]ΜΟΙΜΕΜΝΟΝΟC[13]
ΤΑΠΑΘΗΓΟ-[14]ΟCΑΗΝΑΦΕΙΛΕΝ[15][16]ΑΜΒΥΣΗC[17]
ΑΝΑΡΟΡΑΔ—[18][19]ΝΥΝΙCΑΙΑCΑΦΗΥ[20][21]ΑΦΟΕΙΓΜΑΤΑ[22]
ΟΔΟΦΥΡΟΜ—[23]ΙΤΗCΠΡΟCΘΕΛΕΙ[24]ΥΑΝΟΙΙ[25]ΤΥΧΗC.

Auflöſung.

Εθραυσε[6] Καμβυσης[7] με, τον δε τον λιθον,
Βασιλεως[8] εσθλου[9] εικονα εκμεμαγμενον.

Φωνη

Φωνη δ' οδυρμος ην παλαι μοι, Μεμνονος
Τα παθη γοωσα, την αφειλε Καμβυσης.
Αναρθρα δε νυν και ασαφη τα φθεγματα.
Ολοφυρομαι της προσθεν εν αυσιη τυχης.

Ueberſetzung.

Kambyſes zertrümmerte mich, dieſe Säule,
Das Bildniß des trefflichſten Königs darſtellend.
Ein Klagton war weyland mir eigen, der Memnons
Geſchicke beſeufzte: den nahm mir Kambyſes.
Ha! dumpf und undeutlich ſind jetzt dieſe Töne!
Wie ſchmerzt mich der Unfall, den Wahnwitz einſt zeugte!

Anmerkungen.

6) Das Ganze hat das unverkennbare Anſehen eines aus Scazontibus oder ſechsfüßigen Jamben beſtehenden Epigramms auf die zerſchlagene Memnonsſäule, in welchem dieſe im Anfange klagend eingeführt wird, und der Dichter am Schluſſe ſein eignes Bedauren über dieſen Unfall hinzufügt.

7) Ueber den zwiſchen dem A und M in dem Worte KA-MBTCHC beginnenden Riß im Steine ſ. die folgende Note.

8) Ehe

8) Ehe ich hier die durch den Riß im Monumente verursachte Lücke in BACIΛEOCE — ƆOT auszufüllen suche, will ich mich über den Einfluß dieser Beschädigung des Steins auf die Inschrift überhaupt, und besonders auf diese Stelle, erst im Allgemeinen erklären. Es wäre nämlich denkbar, daß dieser Riß schon vorher im Steine war, ehe noch Inschriften darein gegraben wurden. Dann dürfte man die dadurch entstandenen Lücken nicht mit verwischten Stellen alter Handschriften in eine Klasse stellen, und nichts supplіren, weil es sich erwarten läßt, daß der Stelograph die Lücke im Schreiben überhüpft und keinen Buchstaben auf sie abgerechnet haben würde. Allein, da in Zeile 2. 3. 5. und 6. der Contert durchaus die Einschaltung eines Buchstabens in die Lücke erfordert; so ist dieser, sonst allerdings denkbare Fall, bey diesem Monumente unzulässig. — Nun entsteht aber die besondere Frage, ob in unsrer Stelle, wo die Lücke zwischen E — ƆOT größer erscheint, als in den übrigen Zeilen, auch mehr als ein Buchstabe eingeschaltet werden müsse. Hier hängt nun alles davon ab, ob wir Grund haben auf die Richtigkeit der Zeichnung zu bauen? Da nun, wo der Riß gradenieder läuft, als zwischen KA-MBTCHC Zeile 1., und ΓO-OCA Zeile 4., auch gar kein Buchstabe fehlt, hingegen wo der Riß eine etwas schrägere Richtung hat, als zwischen ΔOΔT — MOC Zeile 3., Δ — NTN Zeile 5., und OΛOΦTPOM — I Zeile 6., nur Platz für einen Buchstaben ist, auch der Contert nicht

mehrere

mehrere verlangt; ſo läßt dieſe Genauigkeit auch eine richtige Zeichnung unſeres Werkes vorausſetzen. Hier läuft nun der Riß noch ſchräger als Zeile 3. 5. 6., und die Lücke giebt grade für zwey Quadrat-Buchſtaben den nöthigen Platz her; folglich ſchließen wir, daß auch wirklich ſo viele ergänzt werden müſſen. Indeſſen gebe ich die Möglichkeit gern zu, daß die Zeichnung in allen übrigen Zeilen genau, hier minder genau und nur ein Buchſtabe ausgefallen ſeyn kann. Aber die Wahrſcheinlichkeit iſt nach dem Bisherigen für die Auslaſſung zweyer Buchſtaben. Irre ich nun nicht in dieſem Raiſonnement, ſo iſt hier nur ein Wort zuläſſig, bey welchem zwey Buchſtaben in der Lücke ſupplirt werden. Außerdem wird ein Wort verlangt, bey welchem die Figur Ↄ, in dem, in der Steinſchrift noch übriggebliebenen Schluſſe deſſelben ↃOΥ erklärlich wird. Hiernach wird ſich über folgende Verſuche bald urtheilen laſſen.

Der Zuſammenhang läßt ein Beywort zu βασιλεως erwarten. Jablonsky lieſt nun βασιλεως ἡλιου. Er nimmt alſo F für H, die Figur Ↄ für I, und ergänzt zwiſchen beyden ein A. Allein, ſo ſehr dies in die Geſchichte des Memnon eingreift; ſo kann ich mir doch nicht erklären, wie aus dem I die Figur Ↄ entſtanden ſeyn, oder, wenn Jablonsky das I ſo gut wie das A ergänzte, woher dann überhaupt das überflüſſige Ↄ rühren ſollte. Nicht zu gedenken, daß bey dieſer Conjectur, nach Maaßgabe der Größe der Lücke, nicht genug ergänzt zu ſeyn ſcheint. S.

oben.

oben. Wäre nur ein Buchſtabe durch die Borſte der Säule verlohren gegangen, ſo verdiente vielleicht die Conjectur βασιλεως Εωου, (ſtatt ηωου) regis orientalis, oder Aurora geniti einige Aufmerkſamkeit. Dann hätte der Verfaſſer, wie die Griechiſchen Schriftſteller, den Aegyptiſchen Memnon, oder den Amenophis, mit dem Aſiatiſchen Könige und Sohne der Aurora verwechſelt. (Darauf bezieht ſich auch die Anmerkung, welche Euſtathius zu Dionyſ. Perieg. v. 243. über das Wort Hω macht: δια τουτο τοινυν ηω σωματικωτερον την τε Μεμνονος νοσουσι μητερα, την ἡμεραν, την θεαν, την προς τοις Αιθιοψιν, — ης ἡμερας εν ταις νοτιαις Θηβαις ανεσηκεν αγαλμα, vergl. mit der ähnlichen Anmerkung zu v. 250.) Die Verwechſelung des η und ε, ſo wie des ο und ω iſt in Steinſchriften oft anzutreffen. Nur würde ich, damit doch wenigſtens ein Buchſtabe in der Lücke ſupplirt würde, annehmen, daß der alte Verfaſſer EOOOT geſchrieben habe; denn in Steinſchriften wird nicht ſelten ſtatt des Ω (das man überhaupt an der Memnonsſäule nicht antrifft, ſondern ſtatt deſſen ein ω in gleich großer Form mit den übrigen Buchſtaben, wie in ΦωNH, Zeile 3. dieſer Inſchr.) ein doppeltes O geſetzt. (S. Inſchr. 24.) Dieſe Leſeart EOOOT, erklärte dann Ↄ für ein verſtümmeltes O., paßte ſo ganz in die Geſchichte des Memnon, und wäre allenfalls auch mit dem Metrum zu vereinigen. Doch, wie geſagt, die Lücke in der Steinſchrift iſt für einen Buchſtaben zu groß. Indeſſen

läßt

läßt ſich hier leichter zeigen, was nicht paßt, als eine paſſende Leſeart ſelbſt angeben. Blos um meine Bemühung um Erklärung der Stelle zu beglaubigen, ſchlage ich, in der Vorausſetzung, daß ich mich oben in Berechnung der Wahrſcheinlichkeiten für zwey ausgefallene Buchſtaben nicht irrte, die beyden Leſearten ΓΤΝοου und ΓΣΘλου vor. Beyde entſprechen ſo ziemlich dem Beyworte ὁσιστατος, daß dem Memnon Inſchr. 7. gegeben wird. Jene macht guten Gegenſatz gegen ανοια Zeile 6. (wenn ich anders dieſe Zeile richtig geleſen haben ſollte,) und erklärt das Ↄ ſehr wahrſcheinlich für Ο; dieſe aber für λ, und auch das nicht ganz unnatürlich, da der vordere Theil deſſelben, zumahl in dieſer Steinſchrift, ſo ziemlich ein Ↄ bildet, ſo daß die letztere Stütze des λ in der Copie überſehen wäre. Jene macht Schwierigkeit im Metrum; dieſe nicht, weswegen ich ihr auch den Vorzug gebe. Verbürgen aber läßt ſich hier wohl nichts, da jede Entzifferung, bey dem nur einzelnen vom Anfange des Wortes übriggebliebenen Buchſtaben, ſchwankend bleiben wird.

9) Εκμεμαγμενον, von εκμασσω, εκματτω, εκματτομαι; nicht blos abſtergo, ſondern auch exprimo, in dem Sinne, in welchem man dies von Gemählden und Bildſäulen, die jemanden darſtellen, gebraucht. So εκμεμαχθαι εικονα beym Lucian, und Heſych überſetzt εκμαγηναι durch εκτυπωθηναι. Daher auch εκμαγ-

μα

μα und εκμαγειον, expreſſum alicujus rei ſimulacrum. S. Pollux, Stephanus, u. a.

10) Das ΦΩΝΗΔΟΔΥ_ΜΟC löſet Jablonsky in Φωνη δε ηδυμος auf. Auch dies ſchickt ſich ſehr gut zu der gewöhnlichen Sage von dem lieblichen Klange der Bildſäule; aber bey dieſer Auflöſung wird die Lücke im Worte überhüpft, ſtatt ſie auszufüllen, oder, wenn es auch den Grundſätzen andrer dieſer Ausfüllung nicht bedürfte, ſo paßt es doch nicht recht ins Metrum, und O und H ſind in der Form zu verſchieden, als daß zwiſchen ihnen, nach S. 99. Nr. 3., eine Verwechſelung zuläſſig ſeyn dürfte. Vielmehr will die, durch den hier minder ſchräg gehenden Riß entſtandene engere Lücke, auch des Metrums wegen, durch einen Buchſtaben ausgefüllet ſeyn. Man wünſcht οδυρομενη leſen zu können, was aber mit den Buchſtaben ſo wenig als dem Metrum vereinbar iſt. Ich löſe daher ΦΩΝΗΔΟΔΥ_ΜΟC ſchon lieber in Φωνη δ' οδυΡμου auf; ſupplire alſo ein Ρ zur Ausfüllung der Lücke und nehme C für Υ. (S. 99. Nr. 3.) Doch bedarf die Stelle auch dieſer Hülfe kaum, da Φωνη οδυρμοΣ, wie es am Monumente ſteht, ſchon den guten und nur noch dichteriſchern Sinn giebt: "Klage war die mir weyland eigenthümliche Stimme, ꝛc": oder "Klage war meine Stimme, die mir ehmals Memnons Leiden beſang." Die Scanſion rechtfertigt ebenfalls dieſe Leſart. Uebrigens

paßt οδυρμος gut zu dem folgenden τα παθη γοωσα. Auch beym Homer Od. δ. v. 800. findet man ſie vereinigt:

Ειπως Πηνελοπειαν οδυρομενην, γοοωσαν
Παυσειε κλαυθμοιο, γοοιο τε δακρυοεντος.

11) AI iſt eine bloße Verzeichnung des N, das auch ſogleich entſteht, wenn man beyde Buchſtaben nahe an einander rückt. Lange aber feſſelte mich hier die, durch die bekannte Geſchichte, der nur beym Aufgange der Sonne tönenden Memnonsſäule, veranlaßte Vermuthung, daß λι mit dem vorhergehenden η in ηλι zu verbinden, und dies von ηλιος abzuleiten ſey; womit man aber in mehrerem Betrachte nicht durchkommt.

12) Μοι geht wieder, wie das obige με, auf die ſelbſtredend eingeführte Bildſäule.

13) Μεμνονος gehört zum folgenden.

14) Τα παθη, geht wohl bey der damaligen Meinung vom Memnon, daß er der Sohn des Tithon und der Aurora ſey, der den Trojaniſchen Krieg mitmachte, zunächſt auf das Leiden, vom Achill nach einem hartnäckigen Kampfe getödtet zu werden. (S. Quint. Cal. Paralip. l. II. v. 387. ſeqq.)

15) a. Γοωσα, von γοαω, gemo, defleo. Uebrigens geht der Riß durch dieſes Wort ſo gerade nieder, daß kein Buchſtabe dadurch verletzt ward.

15) b. Γοωσα, ην wie in der Inſchrift ſteht, macht einen hiatus, den kein guter Grieche duldete, ſondern er

ſprach

sprach τηv, oder τήν δ' oder τὴν δ' aus. Ich lese drum mit Beziehung auf S. 99. τηv.

16) ΑΦειλε, eine Verzeichnung für ΑΦειλε. (S. 99. Nr. 3.)

17. In NAMBTCHC ist durch einen Schreibfehler, K mit N verwechselt.

Jablonsky aber entziffert diese Zeile, die er von der vorhergehenden gänzlich trennt, so:

Τα παθη δε, ὁσσα ην, αΦειλε Καμβυσης.

Allein, so schön er den Sinn aus dem Calliſtratus, (wenngleich nicht ohne alle Härte in der Anwendung der Stelle,) erklärt; so weiß ich doch die Entstehung von ΔΕ ΟΣΣΑ aus dem deutlich dastehenden ΓΟΟCΑ mir nicht zu verdeutlichen.

18) ANAPOPA. Hier steht O, wie in dem folgenden ΦΟεγγματα, unverkennbar für Θ, so daß αναρΘρα herauskommt, von ανάρθρος, inarticulatus, articulis carens, was auch im Griechischen wie im Deutschen von der Stimme üblich ist. Z. B. Plut. de Socr. μυκασθαι και αφωνα Φωνας τινας ανάρθρους, (vergl. Hes. und Suid.)

19) Δ—NTN. Hier ist die, durch den wieder etwas schräger gehenden Riß, auch größer gewordene Lücke durch ΔΕ νυν leicht ausgefüllt. — Jablonsky aber löst ANAPOAΔ— durch ΔΤΣΦΟΡΑ ΓΕ auf. Die Vertauschung des A mit Δ, des N mit Τ und P mit Φ ließe

ſich einigermaßen vertheidigen; aber deſto weniger wohl die Verwechſelung des A mit Σ und des Δ mit Γ.

20) ICAI leſe ich KAI, ſo daß IC durch eine Verzeichnung für K ſteht, welches herauskommt, wenn man das C nahe an das I rückt. Eben ſo ſtand in der dritten Zeile AI für ein N. (S. Note 11.) Indeſſen muß der vordere Strich des K in Και zugleich mit als I zum vorhergehenden νυν geleſen werden, damit νυνι herauskommt, (S. 99. Nr. 4.) was der Vers verlangt. Vielleicht daß die ſonderbare Zeichnung des K durch IC, wenn dies anders ächte Copie iſt, darauf mit berechnet war, das in demſelben mit enthaltene I deſto merklicher zu machen.

Jablonsky zieht das I zu NTN, und nimmt CAI für COI; aber ſo gut dies σοι dem μοι (Zeile 3.) entſpricht, ſo unwahrſcheinlich iſt die Verwechſelung des O mit A.

21) Ασαφη hier ſo ziemlich ſynonym mit αναρθρα.

22) ΦΟΕΓΓΜΑΤΑ. Statt deſſen ΦΘεγματα zu leſen, (S. Not. 18.) das auch in andern Inſchriften an dieſer Bildſäule vorkommt, und auf die berühmten Töne derſelben geht. Das doppelte ΓΓ ſcheint aus der Etymologie von ΦΘεγγομαι herzurühren. Dieſe fünfte Zeile kann nun entweder, wie die vorhergehenden, der Bildſäule, aber auch, wie die folgende, dem Stelographen in den Mund gelegt werden. Damit übrigens nicht der anſcheinende Widerſinn zwiſchen Zeile 4 und 5 entſtehe, daß Kambyſes der Säule die Stimme genommen habe, und

daß

daß ſie gleichwohl noch töne; ſo muß man annehmen, daß ſie ehemals einen deutlichen und verſtändlichen Klaggeſang, jetzt aber bloßen Laut hören ließ.

23) ΟΔΟΦΤΡΟΜ_Ι, ſtatt ολοφυρομαι. Das Λ iſt alſo hier mit dem ähnlichen Δ verwechſelt, (S. 99. Nr. 3.) und die Lücke will durch Α ausgefüllet ſeyn. Ολοφυρομαι paßt gut zu γοαω und οδυρομαι, druckt aber einen noch höhern Grad des Schmerzes aus als dieſe. Etymol. ολοφυρεσθαι, μετα τιλμε των τριχων κλαιειν. Das Verbum iſt bey Proſaikern ſelten; deſto häufiger bey den Dichtern. Gewöhnlich wird es mit dem Dativ und Accuſativ conſtruirt, jedoch auch wie hier mit dem Genitiv. Z. B. Hom. Il. Θ. v. 33. Αλλ' εμπης Δαναων ολοφυρομεθ' αιχμηταων. Dieſer Genitiv kann dann durch ὑπερ oder ἑνεκα aufgelöſet werden.

24) In ΠΡΟCΘΕΛΕΙΤΑΝΟΙΙ iſt das Wort προσθεν bald entdeckt. Man braucht nur anzunehmen, daß das Λ ein unkenntlich gewordenes und unvollſtändig copirtes Ν ſey, oder daß der vordere Strich des folgenden Ε mit zum Λ, als Vervollſtändigung des Ν gezogen werden ſollte, um προσθεν deutlich zu leſen. In dem Uebrigen erwartet man am natürlichſten ein Beywort zu dem folgenden τυχης; nur ſcheitert an dem ΟΙΙ jeder Verſuch. Sonſt wäre ελεεινης wohl das leichteſte:

"ολοφυρομαιτης προσθεν ελεεινηστυχης."

Es muß hier wohl irgend ein Fehler in der Copie der Steinſchrift

schrift stecken. Hätten wir aber wirklich die ächte Lesart; so bleibt mir nichts weiter übrig, als IT in ein N zusammenzurücken, (vergl. Not. 11.) und ANOII für ανοιH zu nehmen, so daß προσθεν εν ανοιη herauskommt, was dann auf den Unverstand des Kambyses gienge, der diesem Denkmale einen solchen Unfall (τυχη) bereitete. Einem griechischen Ohre aber möchte diese Conjectur vielleicht keine Genüge leisten. — Wie übrigens Jablonsky in ΑΕΙΤΑΝΟΙΙ das Wort ΔΕΛΕΙΟΤΑΤΕ finden konnte, ist mir, bey dem großen Abstande der Buchstaben, unerklärlich.

Ueber Nero's Smaragd.

S. 47.

Ich habe hier behauptet, daß Nero ein Myops, der Smaragd aber, deſſen er ſich bey den Fechterſpielen bediente, ein hohlgeſchliffener Aquamarin geweſen ſey. Es ſcheint beynahe unmöglich, über dieſen Gegenſtand noch etwas neues und intereſſantes zu ſagen, da ſo viele vortrefliche Männer und große Gelehrte ihn ſchon mehrmals mit außerordentlichem Scharfſinne behandelt haben. Allein ein jeder hat nun ſeine eigene Weiſe, ſo etwas anzuſehen; auch wird man den Fall nicht ſelten bemerken, daß die Richtung, die der erſte Unterſucher in ſeinem Ideengange genommen hat, auch auf den Ideengang der Nachfolger, im Ganzen, und auf die Theile, die man berührt oder als unwichtig liegen läßt, oder auf die Methode ſie zuſammenzuſtellen, immer noch mit fortwirke, wenn auch gleich die Reſultate gänzlich von einander verſchieden ſind.

Die ausführlichſten Unterſuchungen über Nero's Smaragd ſind nun folgende:

1) Cary Sopra gli Specchi degli Antichi, in den Saggi di Diſſert. Academ. dell' Acad. di Cortona. T. VII. p. 19.

2) Amuſemens Philoſophiques ſur diverſes parties des Sciences, et principalement de la Phyſique et des Mathematiques par Bonaventure Abat. Amſterdam, 1763. Amuſement VIII. Recherches et Conjectures

jectures sur un Miroir dans lequel l'Empereur Neron voyoit les Combats des Gladiateurs.

3) Leſſings Antiquariſche Briefe, Berlin. 1793. Th. 2. Br. 45. S. 12.

4) Beckmanns Beyträge zur Geſchichte der Erfindungen. B. 3. Leipz. 1792. St. 4. S. 295. (495.) fg.

Ich will hier nichts von dem anführen, was in dieſen Abhandlungen geſagt iſt, da es ein jeder dort leicht nachſehen kann. Ich will vielmehr meinen Gang für mich allein gehen. Alles, worin ich dann irre, bleibt auch mein Irrthum.

Die einzigen Nachrichten der Alten, die über dieſen Gegenſtand einen ſichern Aufſchluß geben können, ſind folgende:

Plinius L. XI. Sect. 53. 54. — oculi prominentes, quos hebetiores putant: conditi, quos clariſſime cernere. — alii contuentur longinqua: alii niſi prope admota, non cernunt: — interdiu hebetiores, noctu praeter ceteros cernunt: — caeſii in tenebris clariores. — Neroni niſi cum conniueret ad prope admota, (oculi hebetes.

Suetonius. L. VI. c. 51. Neronis oculi caeſii et hebetiores.

Plinius L. XXXVII. Sect. 16. Smaragdi plerumque et concaui, vt viſum colligant. — Nero princeps gladiatorum pugnas ſpectabat Smaragdo.

Meiner

Meiner Einsicht nach, muß nun die erste Frage die seyn: war Nero ein Myops oder ein Presbyt?

Ein Myops ist derjenige, der ein schwaches blödes Gesicht in der Ferne hat, entfernte Gegenstände ohne ein optisches Hülfsmittel nicht gut erkennen kann, und dagegen nahe Gegenstände dicht vor die Augen bringen muß, wenn er sie deutlich erkennen will. Noch haben einige Myopen die Gewohnheit, daß sie die Augen halb verschließen, die Augenlieder kaum öffnen, wenn sie etwas mit aller Schärfe und Genauigkeit betrachten wollen.

Ein Presbyt ist dagegen derjenige, der ein scharfes Gesicht in der Ferne hat, entfernte Gegenstände ohne ein optisches Hülfsmittel schon gut erkennen kann, und nahe Gegenstände, wenn er sie deutlich erkennen will, nicht dicht vor die Augen bringen darf.

Aus dem, wie nun Plinius jene Bemerkungen einander entgegen stellt, oder mit einander verbindet, folgt doch wohl gewiß:

daß oculi hebetiores soviel als schwache und blöde Augen bedeuten:

daß man diejenigen, welche die Gegenstände sehr nahe vor die Augen bringen mußten, denenjenigen entgegen setzte, welche gut in die Ferne sahen:

daß man oculos caesios gewöhnlich auch für schwächere Augen hielt:

daß

daß Nero, oculos hebetiores et caesios hatte:

daß er nahe Gegenstände dicht vor die Augen bringen mußte, wenn er sie deutlich erkennen wollte:

daß er sie dann auch nur mit halbverschlossenen Augen betrachtete; denn so erkläre ich mir das conniuere oculis, verglichen mit Plin. L. XI. S. 57. und nicht durch blinzen oder nictare, nictatio c. l. c. S. 54. 57.

daß er, um entfernte Gegenstände deutlicher zu sehen, sich eines optischen Hülfsmittels bediente:

kurz; denn unmöglich kann ich mich länger noch bey dieser höchsttrivialen Folgerung aufhalten; daß Nero ein Myops und kein Presbyte war.

Auf einen Presbyten paßt alles dieses durchaus nicht, und mir ist es unerklärbar, wie der so scharfsinnige Lessing den Nero dafür ausgeben, sogar S. 17. sagen konnte: "Nero war ein Presbyte, weil Sueton ihn oculis caesiis et hebetioribus beschreibt, auch Plinius versichert: Neroni, nisi cum conniueret, ad prope admota (oculi) hebetes. Indessen muß ich ausdrücklich anführen, daß dieser edle, nur nach Wahrheit forschende, mir immer unvergeßliche Lessing, als ich ihm meine Gegengründe mittheilte, mir wirklich gestanden hat, er glaube hierin geirrt zu haben.

Wenn Plin. Lib. IX. S. 54. unter conniuere nicht blinzeln versteht, sondern mit halbverschlossenen Augen sehen,

so

ſo dachte er dabey wahrſcheinlich an die etymologiſche Bedeutung des Griechiſchen μυωψ. Ariſtoteles, der mit dem Plinius verglichen zu werden verdient, nennt es συνάγειν τὸ βλέφαρον in Problemat. S. XXXI. 15. p. 1023. Hiemit kommt auch das vollkommen überein, was der berühmte Engliſche Opticus Georg Adams in ſeiner Anweiſung zur Erhaltung des Geſichtes S. 147. (überſ. Gotha 1794.) über die Myopie bemerkt hat.

Sollte man nun zugeben müſſen, daß Nero ein Myops geweſen ſey, ſo fordere ich einen Herſchel, Dollond, und die berühmteſten optiſchen Künſtler auf, ob ſie je einen bloßen Spiegel verfertigen können, in welchem ein Myops ein entferntes großes Bild, deſſen Theile überdem noch wie in den Fechterſpielen, ſich immer verändern, ſich bald links, bald rechts, bald vorwärts, bald rückwärts bewegen, nur einigermaßen richtig ſehen könne.

Der Spiegel ſey ſogar von anſehnlicher Größe. Iſt er erhaben gebildet, ſo erſcheinen alle Gegenſtände darauf verkleinert, ein geringer Theil des Bildes nur im Mittelpunkte noch einigermaßen richtig, neben dem Mittelpunkte aber alles als die lächerlichſten Caricaturen.

Iſt er hohl geformt, und der Beobachter will nicht die Ehre haben ſich immer ſelbſt zu ſehen, ſo werden ſolche entfernte Gegenſtände durchgehends auf dem Kopfe ſtehen, nach der Mitte zu auch nur ein kleiner Theil des Ganzen zwar vergrößert, dagegen nach auswärts hin alles ebenfalls in

höchſt-

höchſtwidrigen unnatürlichen Verzerrungen und wie im Nebel erſcheinen.

Iſt endlich der Spiegel ganz plan geſchliffen, ſo iſt dem Myops damit gerade in nichts geholfen: und iſt dieſer Planſpiegel gar von einer gefärbten Materie, ſo iſt der Myops noch übeler daran, als wenn er überall keinen Spiegel hätte. Denn darin erſcheinen ihm die entfernten Gegenſtände immer noch weit trüber, noch weit matter, noch weniger durch ihre natürlichen Farben unterſchieden, als er ſie geradezu erblicken kann.

Die Bemerkung des Herrn Hofraths Eſchenburg iſt überhaupt ſehr treffend und entſcheidend, wenn er in ſeinen Zuſätzen zu Leſſings antiquariſchen Briefen, S. 284. ſagt: "Dies alles zugegeben und ſogar angenommen, daß hier vielleicht nicht der Edelſtein, ſondern die Marmorart, die Smaragdites heißt, gemeint ſey; ſo läßt ſichs doch nicht wohl denken, daß Nero lieber nur den Wiederſchein, als den Anblick der Fechterſpiele ſelbſt, habe ſehen wollen. Auch würde zu ſolch einem Spiegel eine eigene Vorhaltung oder Vorrichtung nöthig geweſen ſeyn, die Plinius ſchwerlich unerwähnt gelaſſen hätte. Sehr willkührlich nimmt der unten angeführte italiäniſche Gelehrte an, daß dieſer vermeinte Spiegel ſchräge auf die Erde, oder in eine Fenſteröffnung ſey geſtellt worden." Auch S. 283. n. **. daß Iſidor

das

das in eingeſchoben habe, da Plinius blos ſagte: Nero gladiatorum pugnas ſpectabat Smaragdo.

Eben ſo entſcheidend iſt auch die Bemerkung des Abat, wenn er n. 1047. ſagt: "Neron étoit Myope, ce qui eſt evident par le paſſage de Pline l. c. d'où je conclus en premier lieu, que cette Emeraude de Neron n'etoit ni un miroir concave à reflexion, ni une lentille convexe. Car, ni les miroirs concaves, ni les lentilles convexes ne ſont point propre pour l'ordinaire, a remedier au defaut de la vue des Myopes. Et quoiqu'il ſoit poſſible et meme praticable, que les Myopes voyent les objets clairement et diſtinctement en ſe ſervant d'un miroir concave, ou d'une lentille convexe, comme je l'ai demontré n. 422. et 720. cependant il faut avouer que ce moyen n'eſt pas le plus facile dans la pratique et que d'ailleurs on voit les objets renverſés par ce moyen." Und hoffentlich wird uns niemand wollen glauben machen, Nero habe die Fechterſpiele umgekehrt, auf dem Kopfe ſtehend, betrachtet.

Es iſt alſo hier eben ſo wenig an einen Spiegel zu denken, er ſey von welcher Art er wolle, als daran, daß der Smaragd linſenförmig geſchliffen war. Denn, wie ſchon geſagt, kein Künſtler in der Welt wird je dergleichen ſo einrichten und verfertigen können, daß ein Myops damit mehrere entfernte Gegenſtände, die überdem in jedem Augenblicke unregelmäßig und ſchnell ihren Standort

ort verändern, verfolgen und beſſer dadurch ſehen könnte.

Der natürlichſte und einzig richtige Sinn von den Worten des Plinius kann nur der ſeyn: Nero betrachtet die Fechterſpiele durch einen Smaragd. Dann aber bleibt noch zu unterſuchen übrig, wie derſelbe geſchliffen war: ob als Planglas oder als Hohlglas?

Als Planglas konnte er darum nicht geſchliffen ſeyn, weil hiedurch einem Myops, zum deutlicher Sehen, gar keine Hülfe verſchafft wird. Ich bin auch ein Myops, und habe mich viel mit Glasſchleifen und Verſuchen abgegeben, um dadurch Hülfe zu finden. Allein, weder ein gefärbter Planſpiegel, noch ein gefärbtes Planglas, können je dem Myops dergleichen gewähren. Was Abat dort von n. 1055. bis 1058. ſagt, hat zwar ſeine Richtigkeit, die Schlußfolge aber, und die Anwendung derſelben n. 1059, iſt ganz falſch und unrichtig. Ich ſehe daraus, daß Abat kein Myops war. Die Erfahrung würde ihm ſonſt den Fehler ſehr bald verrathen haben, der in ſeiner Anwendung ſo deutlich zum Grunde liegt. Denn, wenn ein Myops durch eine kleine Oeffnung, durch eine Ritze, entfernte Gegenſtände betrachtet, ſo geſchieht nichts weiter, als daß er die vielen fremden und blendenden Lichtſtrahlen dadurch abhält, die er nicht ſo wie der Presbyte, durch Zuſammenziehung der Pupille abhalten kann. Dieſer mechaniſche Vortheil erſetzt ihm das, was der Presbyte

hyte von Natur hat. Uebrigens aber, ſieht der Myops durch dieſe kleine Oeffnung alle Gegenſtände und das ganze Bild völlig frey; alles in ſeinem Lichte, in ſeinem vollen Glanze; alle Farben durchaus rein und wahr, ohne daß irgend noch ein Medium, eine Trübe, eine fremde Farbe, dieſes ſchwächte. Nicht ſo verhält es ſich aber, wenn der Myops etwas in einem gefärbten Planſpiegel, oder durch ein gefärbtes Planglas betrachtet. In eben dem Verhältniſſe, als die blendenden Lichtſtrahlen durch die Farbe gemildert werden, in eben dem Verhältniſſe wird auch der Ausdruck des ganzen Bildes geſchwächt. Was der Myops hier auf der einen Seite gewinnt, verliert er völlig wieder auf der andern. Ich berufe mich dreiſt auf die Erfahrung aller Myopen, und bin verſichert, daß ſie meinen Satz beſtätigen werden. Ich ließe noch gelten, wenn Abat nach ſeiner Erzählung von den Eſquimaux ſo gefragt hätte: war Nero's Smaragd wohl gar mit einer ganz kleinen Oeffnung verſehen, durch welche er die Gegenſtände betrachtete? Allein, ſo hat er nun nicht gefragt, und freylich im Plinius fand er keine Anleitung hiezu.

Was bleibt uns alſo übrig? Nichts weiter, als was Plinius ausdrücklich ſagt: idem plerumque concaui, vt viſum colligant. Dies heißt doch ganz beſtimmt: die Smaragde werden häufig hohl geſchliffen, und zwar werden ſie abſichtlich ſo geſchliffen, weil ſie uns dann einen gewiſſen Vortheil im Sehen gewähren. Hoffentlich wird man

mich

mich nicht beſchuldigen, daß ich hier mehr im Grundtexte leſe, als wirklich darin liegt. Wer aber dieſes nicht nachweiſen kann, vielmehr zugeben muß, daß die Alten die Smaragde häufig hohl ſchliffen, daß ſie es abſichtlich thaten, daß ihnen bekannt geweſen ſey, dies Hohlſchleifen bewirke eine Veränderung im Durchſehen; und wer dennoch behaupten wollte, von ſo vielen hohlgeſchliffenen Smaragden ſey keiner in die Hände eines Myopen gefallen, nie habe ein Myops durch einen ſolchen Smaragd hindurchgeſehen, nur die Presbyten der Alten hätten es allein und ausſchließend gewußt, daß ſolch ein Smaragd eine Veränderung im Durchſehen bewirke; kurz, den Myopen der Alten ſey es unbekannt geblieben, daß ein hohlgeſchliffener Smaragd ihnen eine wichtige Hülfe gewähre; alſo blos nur den Presbyten zum Vergnügen, ſogar zum Nichtgebrauche, hätten ſie die vielen Smaragde ſo hohl ſchleifen laſſen: der, ſage ich, hat auch Luſt, den Alten überall die Gabe des Geſichts noch wegzuzweifeln, und dies ſcheint mir doch etwas hart.

Wenn der Graf Caylus in ſeinen Abhandlungen z. Geſch. d. Künſte, B. 2. S. 269, durch eine Stelle im Strabo L. 3. p. 138. (m. 203.) beweiſen will, daß die Alten Sehröhre gehabt hätten, und zwar dies Wort in eben dem Sinne genommen, worin wir es jetzt nehmen; ſo wird dieſes, außer Mr. Dutens, wohl niemand dem Gr. Caylus ſo leicht nachglauben. Indeſſen beweiſt dieſe

dieſe Nachricht des Strabo vom αὐλὸς (welche durch eine zweyte Stelle aus dem Hecateus, die uns Diodor aufbehalten hat, beſtätigt wird,) doch ſo viel, daß die Alten allerdings auf ſolche Hülfsmittel aufmerkſam waren, wodurch ſie entfernte Gegenſtände deutlicher ſehen konnten, auch daß ſie dergleichen Hülfsmittel wirklich beſaßen, und daß, wie hier gerade mit dem αὐλὸς der Fall iſt, nur kaum noch eine einzige Stelle vorhanden ſeyn könne, die uns von ſo etwas Nachricht gibt. Eben ſo findet ſich auch nur die einzige Stelle beym Seneca in Quaeſt. Nat. Lib. I. c. 7. davon, daß ſie ſchon gläſerne Prismata hatten. Gegen die Bekanntſchaft der Alten mit den Hohlgläſern kann alſo kein gegründeter Zweifel blos daher angenommen werden, weil deren nirgends weiter als nur im Plinius erwähnt ſey. Vielmehr erhellet aus folgenden Stellen deutlich genug, wie äußerſt aufmerkſam die Alten auf alle dergleichen optiſche Veränderungen und Wirkungen geweſen ſind. Natura mira eſt imagines reddendi, quod repercuſſo aere, atque in oculos regeſto fieri convenit. Plin. H. N. L. 33. S. 45. p. 627. ferner: Eadem vi in ſpeculis vſu polita craſſitudine, paulumque propulſa dilatatur in immenſum magnitudo imaginum etc. etc. — an media depreſſa, an elata, transverſa an obliqua, ſupina, an recta etc. ibidem. Sunt ſpecula, quae dextras facies oſtendunt, ſunt quae ſiniſtras, ſunt quae torqueant, vel evertant. Senec. nat. quaeſt. Lib. I. c. 5.

Was will aber Plinius dort mit dem Ausdrucke eigentlich ſagen, vt viſum colligant? Man verlangt doch wohl nicht, daß er ſchon damals ſich nach Geſetzen ausdrücken ſollen, die ſo ganz das Eigenthum eines weit jüngern Zeitalters ſind? Was würde man von einer Ausgabe des Plinius wohl denken müſſen, worin dieſer Wahrheiten aus der Anaklaſtik vortrüge; einer Wiſſenſchaft, von welcher vor dem zwölften Jahrhundert gewiß niemand etwas gewußt hat, und wozu endlich Kepler den erſten dauerhafteſten Grund legen konnte, nachdem er drey volle Jahre darüber nachgedacht hatte? Man verſetze ſich doch nur in jene Zeiten, in jene Jugend der mathematiſchen Wiſſenſchaften, beſonders der Optik. Wie würde in unſern Tagen ſich derjenige wohl ausdrücken, den man, nach Vorhaltung eines Hohlglaſes, nach der Wirkung fragte, die ſolches bey ihm hervorbringe, und zwar wenn er gar keine Kenntniſſe von den Geſetzen hat, wie Lichtſtrahlen durch ſolche Gläſer gebrochen werden. Zuverläſſig würde die Antwort ſeyn: alles was ich dadurch ſehe, erſcheint mir kleiner und ſchärfer; das ganze Bild und alle Gegenſtände ſind mehr in die Enge gebracht und näher zuſammengezogen; dies Glas verkleinert mir alles. Und eben dies iſt es auch, was ich, wenigſtens in dem Ausdrucke viſum colligere, zu finden glaube. Eine dioptriſch-richtige Beſtimmung nach unſerm Zeitalter mögte ich nie darin ſuchen. Ich zweifle auch ſehr, daß ein anderer ſie darin finden werde.

Viel-

Vielmehr hat, meiner Ueberzeugung nach, Mariette ganz richtig geurtheilt, wenn er in ſeinem Traité des Pierres gravées. Tom. I. p. 167. ſagt: Suivant le rapport de Pline, on tailloit les Emeraudes dans la forme de nos verres concaves: elles devoient produire le même effet que les Lunettes dont ſe ſervent les Myopes, et qui en diminuant les objêts, les nettoient et les rendent diſtincts; et Neron, qui apparemment avoit la vuë courte, regardoit de loin, au travers d'une Emeraude ainſi taillée, les combats des Gladiateurs. Zur Unterſtützung und zum Beweiſe dieſer ſeiner Behauptung, führt er jedoch nicht das mindeſte, nicht ein Wort weiter an.

Jetzt iſt alſo noch die Steinart zu beſtimmen, woraus dieſes Hohlglas wahrſcheinlich geſchliffen war.

In meinem Aufſatze über die Reformen in der Mineralogie habe ich S. 45. 46. 47. ſchon wichtige Gründe angegeben, aus welchen ich immer noch überzeugt bleibe, daß die Alten unſern Smaragd überall nicht gekannt haben. Ich bitte nun ausdrücklich, daß man ſich deren auch hier wieder erinnern wolle.

Hiezu kommt aber noch, daß ein jeder, der die Gelegenheit gehabt hat, viele große Smaragde in reichen Sammlungen, Kronjuwelen und Schätzen zu unterſuchen, mir gewiß eingeſtehen wird, daß ein wahrer Smaragd, der zugleich groß genug, von allen Federn und Fehlern rein genug, und, der geſättigten Farbe ungeachtet, doch helle ge-

nug wäre, um einem Myops, auch bey entfernten Gegenſtänden, zu einem guten Seheglaſe zu dienen, ſelbſt noch in unſern Tagen, wo wir doch eine ganz unglaubliche Menge von Smaragden beſitzen, gewiß etwas ſo äußerſt ſeltenes ſey, daß er kaum wo nachzuweiſen iſt. Unter andern ſehe man alle Smaragde der Könige von Frankreich nach: Inventaire des Diamans de la Couronne, Perles, Pierreries, Tableaux, Pierres gravées et autres Monumens au Garde-Meuble, Paris. 1791. T. 1. p. 191. seq. Da iſt auch nicht ein einziger, der irgend dazu tauglich wäre. Iſt nun dieſes jetzt der Fall, wie unendlich viel ſeltener, ja einzig in ſeiner Art, müßte nicht ein ſolcher Stein zu Nero's Zeiten geweſen ſeyn. Und geſetzt, dieſer Einzige habe wirklich damals exiſtirt; würde alsdann wohl Plinius es verſchwiegen haben, daß es ein Unicum ſey? Sicherlich hätte er davon noch ungleich mehr Aufhebens gemacht, als von ſo manchen andern Steinen. Allein, von der Merkwürdigkeit des Steines ſelbſt ſagt er hier gerade nichts. Er erwähnt ſeiner, als einer bekannten, gewöhnlichen Sache. Pugnas ſpectabat Smaragdo, iſt alles, was er davon ſagt.

Wenn man endlich auch darauf Rückſicht nimmt, daß in des Plinius Nachrichten von der ſchönſten Smaragdart ſich allerdings einige Angaben finden, die auf unſern Smaragd durchaus keine Anwendung leiden, ſo dünkt mich,

daß

daß meiner Behauptung wenig, oder gar nichts mehr entgegen ſtehe.

Denn L. 37. S. 16. heißt es: viridi lenitate laſſitudinem mulcent: es war alſo ein ſchwaches und ſanftes, nicht aber ein geſättigtes und dunkeles Grün: — longinquo amplificantur viſu, inficientes circa ſe repercuſſum aera. — viſum admittentes, ad craſſitudinem ſui facilitate translucida: quod etiam in aquis nos iuvat: mithin ſo helle und durchſichtig als Meer- und Flußwaſſer: S. 17. nullis minus vitii: und wir haben grade keinen Edelſtein, der gewöhnlich mehr Fehler hätte, als unſer Smaragd. et quantum Smaragdi a gemmis diſtant, tantum Scythici a ceteris Smaragdis: alſo in Abſicht der Farbe, auch vom ſmaragdfarbigen Flußſpathe. Dieſes alles iſt nun bey unſerm Smaragde wohl nicht der Fall.

Aber nun angenommen, daß hier von unſerm Smaragde nicht weiter die Rede ſey, ſo frägt es ſich mit Recht, welchen Edelſtein man alsdann darunter zu verſtehen habe.

Ich trage kein Bedenken, unſern Aquamarin, oder einen etwas dunkel gefärbten Beryll, dafür anzugeben. Denn ſobald man dieſes annimmt, wird ſich nirgends ein Widerſpruch mehr finden; vielmehr werden alsdann, ſoweit ich es bis jetzt überſehen kann, alle ältere Nachrichten von der ſchönſten Smaragdart völlig damit harmoniren.

Es

Es iſt auch gewiß, daß die Alten den Beryll und Aquamarin wirklich gekannt und ſehr geſchätzt haben. Unter den geſchnittenen Steinen trifft man nicht ſelten überaus ſchöne Stücke davon an, welche nicht nur die zu einem ſolchen Augenglaſe erforderliche Größe, ſondern auch Reinheit des Waſſers und Helle der Färbung haben. Statt mehrerer will ich nur den merkwürdigen Kopf der Julia Aug. anführen, der im Schatze zu S. Denis aufbewahrt wurde. cf. Pierres gravées avec les Noms des Graveurs p. B. Picart. Amſterd. 1724. fol. p. 45. Pl. 33. Auch ſcheint die Bemerkung im Cabinet d' Orleans T. I. Paris. 1780. fol. p. 71. et 115. nicht ganz ungegründet zu ſeyn, daß die Alten den Neptun vorzüglich gern im Aquamarin abgebildet haben.

Plinius nennt nun die ſchönſte Smaragdart ausdrücklich die Scythiſche. Für den Alterthumsforſcher ſowohl als auch für den Mineralogen würde es aber ſehr überflüſſig ſeyn, wenn ich ihm die Gründe hier noch weitläuftig vorerzählen wollte, nach welchen ich nunmehr behaupte, daß des Plinius Smaragdi Sythici nichts anders geweſen ſind, als die ſechsſeitigen Aquamarinſäulen, die wir jetzt in einer beynahe unglaublichen Größe und von ſo außerordentlicher Schönheit von den Uraliſchen und Altaiſchen Gebirgen erhalten. Vergl. Brückmann's Beyträge zur Abhandl. von den Edelſteinen 2te Fortſ. S. 84.

Dies

Dies iſt nun alles, was ich über dieſen Gegenſtand zu ſagen hatte. Ich erwarte jedoch, daß man nicht einen Satz, ein Glied nur allein ausheben wolle, um mich zu widerlegen. Man muß vielmehr auf das Ganze ſehen, und wie blos durch Verbindung des einen mit dem andern, meine Behauptung einige Feſtigkeit erhalten habe.

Es kann wohl ſeyn, daß viele die Methode meiner Ausführung höchſt langweilig und zu gedehnt finden. Dieſe muß ich nun bitten, daß ſie auch jene Abhandlungen durchleſen, die ich gleich Anfangs über dieſen Gegenſtand nachgewieſen habe. Ich weiß gewiß, das ſie mich alsdann entſchuldigen werden.

Ueber die Kunſt der Alten in Glas und Stein zu ſchneiden.

Daß die Steinſchneider der Alten, bey Ausführung ihrer ſo bewundernswürdigen Kunſtwerke, auch die Diamantſpitze zuweilen angewendet haben, iſt ganz außer Zweifel. Dies hat ſchon Natter in ſeinem Traité de la Methode antique de graver etc. London. 1754. und hierauf wieder Leſſing in ſeinen antiquariſchen Briefen, Th. 1. Br. 27. beſonders von S. 209. an, ſo unwiderleglich erwieſen und ſo umſtändlich ausgeführt, daß es nicht der Mühe werth iſt, ſich noch einen Augenblick dabey aufzuhalten. Der ehemalige Streit hierüber war offenbar

ohne

ohne gehörige Kenntniß der Sache geführt, und billig hätten einen jeden ſchon die Schriften eines Vettori, Giulianelli, Jannon de St. Laurent davon überzeugen ſollen. Weil es jedoch immer noch einige Zweifler geben könnte und wirklich gibt, die den Alten den Gebrauch der Diamantſpitze ſo gern abſprechen möchten; ſo will ich nur ein paar Zeugniſſe hier anführen, die jene Zweifler wohl auf immer beruhigen ſollen. Natter hat zwar durch dasjenige, was er in ſeinem vorhin bemerkten Werke p. 2. 6. 7. 10. 15. 29. 43. 51. ſagt, es ſchon hinlänglich bewieſen: allein p. 21. heißt es noch beſtimmter: Celui - ci a reglé ſon deſſein ſur ſa maniére particuliére de graver, c'eſt à dire, pour ſa plûpart avec la pointe de Diamant. p. 36. C'eſt ce qui me fait croire que l'artiſte y a employé le plus ſouvent la pointe de Diamant, ſurtout pour le viſage et les cheveux; car il eſt plus facile d'y reuſſir de cette façonlà qu'au Touret. Im Cabinet d'Orleans T. 2. Paris. 1784. fol. p. 167. ſeq. findet ſich eine umſtändliche Nachricht vom Bildniſſe Ludwig XV., welches der berühmte Steinſchneider Guay mit einer ganz außerordentlichen Kunſt und Gedult en Camée ausführte. Er beendigte es 1753., nachdem er zwey ganzer Jahre darauf gearbeitet hatte. p. 199. heißt es nun; Quel eſt auſſi le graveur aſſés ſûr de ſa main, pour haſarder de faire avec le ſimple Diamant et ſans les ſecours du touret, la moitié de ſon ouvrage? Or c'eſt de cette maniére

maniére que Mr. Guay a fait les cheveux et presque toutes les chairs. Comme ce morceau etoit d'une trop grande étendue par rapport aux proportions du touret dont Mr. Guay ſe ſervoit ordinairement et que malgré la précaution qu'il avoit eue de faire allonger ſes outils, ils n'atteignoient pas toujours les parties où il falloit les appliquer, il s'eſt vu forcé d'avoir continuellement à la main la pointe de diamant. Ich dächte nun, daß dieſe Stellen nicht allein den Gebrauch der Diamantſpitze überhaupt, ſondern allerdings auch den vortheilhaften und den weit ausgedehnten Gebrauch derſelben hinlänglich beweiſen müßten.

Endlich beſchreibt Vettori in ſeiner Diſſert. Glytogr. p. 100. die Methode, wie mit der Diamantſpitze gearbeitet wird, ſo genau, ſo umſtändlich, ſo richtig, daß er zuverläſſig nur als Augenzeuge davon reden konnte. Er ſagt nämlich: Gemmarum caelatores, ad eas incidendas, vel Adamantem, vel rotam adhibere ſolent. Siquidem in ſummitate ſtyli, ſiue azuli, qui ferreus eſt, tenuis, nec palmarem longitudinem adſequitur, ſcobem, ſiue fruſtulum Adamantis ita componunt, vt moueri nequeat, dum opus ſculpturae perficiunt, quod agunt, ſola cuſpide Adamantis, gemmam perfricando. Oleum vero quandoque guttatim infundunt et ſmiridis pulvere inficiunt gemmam, ſicque iuvant Adamantem etc. ferner p. 102., nachdem er umſtänd-

ſtändlich beſchrieben hat, wie der Stein, der geſchnitten werden ſoll, befeſtigt werden müſſe: Idem omnino firmandae gemmae modus in vſu eſt, ſi Adamantem, non Rotas adhibeat. Dieſes Verfahren, mit der Diamantſpitze aus freyer Hand zu ſchneiden, muß ſich auch lange unter den Künſtlern erhalten haben, denn Encelius ſagt ausdrücklich: Adamantes expetuntur, (vt adhuc fieri videmus) a ſcalptoribus, ad reliquas materias et gemmas exſculpendas et formandas, et tum ſolo ferro debent includi. cf. Encelius de Re Metallica. Franc. 1557. Lib. III. c. X. p. 189.

Dieſem allen ungeachtet aber hat neulich der bekannte Hof-Steinſchneider Herr Döll zu Suhl ſich einen mächtigen Ausfall gegen alle diejenigen erlaubt, die ſo etwas behauptet hatten. In Meuſels Muſeum für Künſtler, Mannheim. 1791. St. 13. S. 16. und 18. ſagt er: "Natter habe das irrige davon bewieſen, Plinius gelte ſo wenig als Daniel Lippert, der Gebrauch der Diamantſpitze ſey ein Hirngeſpinſt, welches gar keine Widerlegung verdiene, hundert Urſachen machten den Gebrauch der Diamantſpitze beym Steinſchneiden völlig unnütz. ꝛc."

Wie Herr Döll zu dieſer Uebereilung gekommen ſey, begreife ich nicht. Wäre derſelbe ein unbedeutender Mann, nur ein gewöhnlicher Künſtler, ſo würde ich nicht ein Wort davon ſagen. Allein gerade weil er ein ſo vorzüglich geſchickter und vortrefflicher Künſtler iſt, daß wir ihn bald

einem

einem Natter und Marchant werden an die Seite ſetzen können, ſo muß das Falſche ſeiner Behauptung um ſo mehr gerügt werden. Das Urtheil eines ſolchen Mannes in ſeiner Kunſt iſt immer von großem Gewichte. Um deſto ſchlimmer, wenn es falſch iſt, und doppelt nachtheilig, wenn es in Journalen ſteht, denn leider werden jetzt die mehreſten Wiſſenſchaften nur in und nach dieſen literariſchen Irrwiſchen ſtudiert.

So viel bleibt indeſſen gewiß, daß des Herrn Dbll's Behauptung durchaus falſch iſt. Die Alten bedienten ſich beym Steinſchneiden eben derſelben Werkzeuge, deren ſich unſere jetzigen Artiſten bedienen, nämlich des Touret's; außerdem aber haben ſie die Diamantſpitze oft bey ihren ſchönſten Kunſtwerken mit angewendet.

Ein zweytes Nagemittel der Alten war ganz zuverläſſig der Smirgel. Aus dem, was Dioſcorides. L. V. c. 166. von Σμιρις, und Iſidorus Hiſp. L. XVI. Origg. c. IV. voce Iſmirus, davon ſagen, erhellet dies deutlich genug; auch hat Heſychius den Smirgel, voce Σμύρις, angeführt. Ja, meiner Ueberzeugung nach, findet ſich ſogar ſchon im Jeremias, Cap. 17. v. 1. und im Ezechiel, Cap. 3. v. 9. ein Beweis davon. Zwar hat Luther ſowohl als der Ritter Michaelis hier Diamant oder Diamantſpitze überſetzt. Allein zu geſchweigen, daß es überall höchſt problematiſch ſey, ob und welchen Namen der Diamant im Hebräiſchen habe, ſo dünkt mich,

daß,

daß, wenn die Juden den Diamant unter dieſem Namen wirklich gekannt und verſtanden hätten, dieſer ſicherlich auch unter den Edelſteinen in Aarons Bruſtſchilde würde zu finden ſeyn. Dort aber iſt der Name, deſſen ſich Jeremias und Ezechiel hier bedienen, auch mit keiner Sylbe erwähnt. Ueberall äußert der Ritter Michaelis bey jenem Bruſtſchilde die Vermuthung, daß die Juden den Diamant zu Moſes Zeiten noch gar nicht gekannt haben. Ueber dieſe Streitfrage verdient indeſſen vorzüglich wohl Braun de Veſtitu Sacerd. Hebr. Lugd. Bat. 1680. C. VIII. et XIII. nachgeleſen zu werden. Jeremias ſowohl als auch Ezechiel nennen nun denjenigen Stein, wovon ſie ſagen, daß er äußerſt hart auch etwas damit eingegraben oder eingeſchnitten ſey, Smir (שמיר). Dieſer Name kommt aber mit jenem Namen der Griechen, Σμιρις, und zugleich mit der Anwendung deſſelben ſo auffallend überein, daß er mit Wahrſcheinlichkeit auf einen andern Stein, als den Smirgel, nicht wohl zu deuten iſt. Ich darf dieſe Vermuthung um ſo weniger für gewagt anſehen, da ſie ſchon Braun in ſeinem vorhin angeführten Werke, p. 619. vorgetragen hat, auch der ältere Michaelis in ſeiner bekannten hebräiſchen Bibelausgabe ebenfalls äußert, und ſich deshalb auf Bocharti Hieroz. P. II. L. 6. c. 11. berufen hat. Höchſtwahrſcheinlich iſt auch der ſcharfe Stein, von welchem Herodotus ſagt, daß ihn die Aethiopier zum Schneiden der Siegel- und Edelſteine gebrauchten,

nichts

nichts anders als der Σμιρις. cf. Herod. Lib. VII. S. 69. p. 541. ed. Weſſeling.

Das Naxium war ein drittes Nagemittel der Alten. Wenn man dasjenige mit einander vergleicht, was Dioſcorides. L. V. c. 168. und Plinius L. 36. S. 10. auch L. 37. S. 32. davon erwähnen, ſo kann es unmöglich etwas anderes geweſen ſeyn, als nur ein harter Schleif- oder Schieferſtein. Erſterer bemerkt überdem noch, daß er ſehr abgenutzt werde, wenn man eiſerne Werkzeuge darauf ſchärfe, und letzterer, daß er zum Poliren der marmornen Bildſäulen gebraucht werde, auch daß andere Nagemittel ihm bald vorgezogen wären. Er kann alſo zuverläſſig nicht ſehr hart geweſen, überhaupt damals unter die vorzüglichen Mittel nicht gerechnet ſeyn.

Von allen Nagemitteln der Alten iſt indeſſen der Oſtracit dasjenige, welches mir am mehrſten auffällt. Es wundert mich doch, daß man es nicht ſchon längſt errathen habe, was dieſer Oſtracit eigentlich war. Die Beſchreibung, die uns Dioſcorides, L. V. c. 165. davon mittheilt, lautet in der lateiniſchen Ueberſetzung folgendermaßen: Oſtracites teſtae ſimilitudinem habet, cruſtoſus, et in laminas fiſſilis, quo mulieres ad pilos amouendos pro pumice vtuntur: und beym Plinius heißt es: L. 36. S. 31. L. 37. S. 65. Oſtracitae ſimilitudinem teſtae habent. Vſus eorum pro pumice ad laeuigandam cutem. Oſtracitidi oſtrea nomen et ſimilitudinem dedere.

Dieſe

Dieſe Beſchreibungen ſind doch wohl hinreichend, um unſer bekanntes Os Sepiae, oder Bein des Tintenwurmes, welches auf allen Apotheken zu haben iſt, darin zu erkennen. Dieſe knochichte Schulpe von höchſt ſonderbarer Textur führt dieſer Seewurm im Rücken. Sie iſt ſelten größer als eine Mannshand, und findet ſich an ſehr vielen Orten am Ufer des Meeres. Die ſchönſten erhalten wir jedoch aus Italien, durch Tyroler. Die größten werden meiſtens von den Goldſchmieden zu Löffel- und Gabelformen gebraucht.

Bey genauer Unterſuchung wird man leicht bemerken, daß die äußere Schale, welche das innere zellulöſe Gewebe dieſes Oſtracites umgibt, etwas härter ſey, als das innere. Es kann daher wohl ſeyn, daß die alten Artiſten dieſe Schale fein zerſtoßen, und ſich derſelben beym Schneiden mit dem Touret, als eines Ueberganges vom Schmirgel bis zum Poliren, bedient haben. Inzwiſchen glaube ich doch, daß ſolches, nur bey merklich weichen Steinen, mit Nutzen anzuwenden war. Ich bin daher auf einen anderen Gedanken gerathen.

Bey großen Camé'en wird man in den Grundflächen, worauf die erhabenen Figuren ruhen, immer einige Ungleichheiten bemerken. Sie fallen gleich ins Auge, je nachdem man ſie gegen das Licht dreht und wendet. Aus der Form von einigen dieſer Ungleichheiten wird es mir beynahe wahrſcheinlich, daß die alten Künſtler zuerſt das Ganze,

ze, und besonders diese Grundflächen mit dem Touret angelegt und ausgearbeitet, hierauf aber feine Streifen aus dem Ostracite geschnitten, diese immer mit etwas Wasser angefeuchtet, und damit diese größeren Grundflächen, vielleicht auch andere große Partien in den Figuren selbst, wie mit feinen Feilen aus freyer Hand nachgearbeitet, und so zur feinsten Politur vorbereitet haben. Bey so großen Camée'en als diejenigen sind, wovon Herr Eckhel in seinem herrlichen Werke: Pierres gravées du Cabinet Imperial, Vienne. 1788. Tab. I. 2. 3. 5. 7. 8. 10. 12. äußerst schöne Abbildungen mittheilt, läßt sich dieses doch wenigstens als möglich denken, vollends aber bey so gigantischen Arbeiten en Camée, wie die Familie des Tiberius zu Paris ist. Und vielleicht hat Plinius L. 37. S. 65. mit den Worten: duriori tanta ineſt vis, vt aliae gemmae ſcalpantur fragmentis eius, nichts mehr, als nur so etwas sagen wollen.

Noch wäre es möglich, daß nur die eigentlichen Politores gemmarum, nicht aber die Scalptores sich des Ostracites bedient hätten. Das Geschäfte der ersten bestand nur darin, daß sie die Edelsteine bis zum Schneiden verarbeiteten; sie rund oder oval, auch flach oder schildförmig zurichteten, und sie, in dieser oder jener bestimmten Figur, polirt den Scalptoren überlieferten. Daß die Politores bey dieser Vorarbeit, und besonders vor der letzten Politur den Ostracit bey einigen weicheren Edelsteinarten

ſteinarten mit Vortheil gebrauchen konnten, iſt mir ſehr wahrſcheinlich.

Bey dem allen aber iſt auch der Fall noch denkbar, daß die alten Künſtler ſich des zarten Staubes vom innern lockern Gewebe des Oſtracites, beym Poliren des inneren Schnittes, bedient haben.

Bevor ich jedoch dem wie weiter nachſpüre, muß ich mich nothwendig einer Stelle im Plinius annehmen, die man bisher ſehr falſch erklärt hat, und wo man dieſen guten Mann, unſchuldiger Weiſe, immer etwas Non-Sens ſagen ließ.

Wenn er nämlich, L. 37. S. 74. es blos als eine dunkele, noch ungewiſſe Sage erzählt, daß man in Arabien große Kieſelgeſchiebe, mehrere Tage und Nächte hindurch, in Honig ſiede, um ſie von allen daran ſitzenden Erden, Schalen und Unreinigkeiten zu ſäubern, in Arabia repertis ingentibus glebis, melle excoqui tradunt ſeptenis diebus noctibusque ſine intermiſſione: ita omni terreno, vitioſoque decuſſo, purgatam puramque glebam, artificum ingenio varie diſtribui in venas, etc. ſo folgt hieraus doch lange nicht, daß er auch da anrathe, die Gemmen in Honig zu kochen, wenn er bald nachher verſichert: omnes gemmae mellis decoctu niteſcunt, praecipue Corſici: in omni alio vſu acrimoniam abhorrentes. Er will hier nichts weiter ſagen, und ſagt auch wirklich nichts weiter, als nur, die Gemmen erhalten einen helleren, feineren,

neren, fetteren Glanz, wenn man ſich bey ihrer Politur, eines Decoctes von Honig bedient. Durch das anhaltende Aufreiben eines Honigdecoctes vermittelſt der Polirmaſchinen, wird auf den Gemmen ein feiner, fetter Hauch, eine Art von öhligem Ueberzuge hervorgebracht, wodurch die matte Politur allerdings durchſcheinender wird, und die Gemmen überhaupt klarer und durchſichtiger erſcheinen. Mehr als dieſes, läßt ſich auf Edelſteinen, vermittelſt des Honigs auch durchaus nicht bewirken.

Ich bin ganz davon überzeugt, daß man der Methode der Alten die Gemmen zu poliren, gewiß ſehr nahe, wohl gar noch völlig gleich kommen würde, wenn man ein Decoct von Honig mit äußerſt fein zerriebenem Staube vom Innern des Oſtracites, oder auch mit andern ſchon bekannten Polirmitteln vermiſchte, z. B. mit fein geſchlemmtem Tripel, oder mit Zinnaſche, oder mit dem Cap. mort. vitr. edulc. und die zu polirenden Gemmen damit eben ſo behandelte, als Mariette dieſe letzte Arbeit des Künſtlers, in ſeinem Traité des Pierres gravées, T. I. p. 205. ſeq. ſo ungemein deutlich und umſtändlich beſchrieben hat. Ich meine nämlich, daß man ſtatt des Waſſers, deſſen Mariette beym Anfange der Polirung erwähnt, ſich des Honigdecoctes bedienen ſolle, und daß man zuletzt, wo blos noch mit weichem Holze polirt wird, gar nichts weiter als nur dieſes Honigdecoct gebrauchen müßte.

Ich begreife überall nicht, warum Plinius hier durchaus das Widersinnige behaupten muß, daß harte Steine, die nicht einmal von mineralischen Säuren angegriffen werden, dennoch vom kochenden Honig durchdrungen, und dadurch reiner, heller und glänzender würden. Der große Geßner hat es zwar eben so verstanden. Denn in seinem Thesauro, voce Decoctus, setzt er noch hinzu: Hoc est, cum melle Decoctae. Das nitescere, als Folge davon, war ihm jedoch zu unglaublich. Er wollte also den Plinius heraushelfen, und wählte eine andere Lesart. Er schrieb nämlich mitescunt, statt nitescunt. Allein, es wird dadurch gerade nichts gewonnen, und Plinius bedarf hier keiner Hülfe. Denn da, wo er von den Arabischen Kieseln redet, und ein Auskochen ausdrücklich verstanden haben will, bedient er sich wohlbedächtlich des Ausdruckes, melle excoqui, hier aber redet er nur von einem decoctu mellis. Schon die ersten chemischen Grundsätze, hätten einen jeden hier stutzig machen, und ihn billig zur Aufsuchung eines besseren Sinnes bewegen sollen. Ein deutscher Chemiker wird es den Plinio auf sein Wort gewiß nicht zuglauben, daß Honig, wenn es auch das beste Corsische wäre, weder per acrimoniam noch per excoctionem, wirkliche Edelsteine durchdringe und sie dadurch heller machen könne. Ein Chemiker war Plinius überall nicht und was manche hievon, als von einem besondern, uns noch unbekannten Geheimnisse der Alten geschwatzt

haben,

haben, überzeugt mich wenigstens nicht. Ich habe auch nirgends einen nur etwas wahrscheinlichen und zweifelsfreyen Beweis davon gefunden.

Es wird wohl niemand läugnen wollen, daß Plinius nicht einige höchst abgeschmackte und alberne Dinge mit vorbringe. Diese finden sich bey ihm in großer Anzahl. Wer aber dem Plinius deshalb unbedingt Vorwürfe machen will, der lese doch ja erst, was ein Heyne, in seinen Antiq. Aufsätzen. 2. St. S. 77. so richtig darüber geurtheilt hat. Das unedle, höchst lächerliche Geschäfte, alle jene Albernheiten herauszusuchen, und mit Mühe zusammen zu stoppeln, konnte indessen auch niemand ohne einigen Nachtheil übernehmen, als nur — ein Franzose. Falconet hat es in seinen Oeuvres, Lausanne. 1781. T. V. p. 119. seq. auf eine, seinem Nationalcharakter völlig angemessene Art, ausgeführt: und was noch mehr ist, so verstand er seinen Plinium nicht einmahl immer richtig. Er verdient daher mit Recht die Weisung die ihm im Cabin. d' Orleans, T. I. Paris. 1780. p. 136. ertheilt wird. Hätte Falconet statt dessen sich die Mühe gegeben, alle Stellen im Plinius aufzusuchen, wo er mißverstanden wird, wo man ihn widersinnige Dinge ohne sein Verschulden sagen läßt; so hätte er dagegen etwas vernünftiges und nützliches ausgeführt. Allein Falconet war ganz Franzose.

Daß Plinius oft nur mißverstanden werde, daß man ihn zuweilen ganz unbegreifliche und widernatürliche Dinge da sagen lasse, wo er ganz begreifliche, und noch jetzt bekannte Handgriffe mittheilt, davon will ich doch einige Beyspiele anführen. Sie betreffen die bildenden Künste. Es hat daher immer auch einige Verwandschaft mit der Kunst in Stein zu schneiden. Ueberdem ist es mir beynahe unmöglich, eine Gelegenheit unbenutzt zu lassen, wo ich glaube, den Plinius vertheidigen zu können. In dieser Rücksicht, wird man es mir verzeihen, wenn ich hier noch etwas weiter ausgreife, als die Steinschneidekunst, eigentlich wohl die Veranlassung dazu geben möchte.

Plinius sagt, L. 36. S. 66. vom Glase: Ex massis rursus funditur in officinis, tingiturque. Et aliud flatu figuratur, aliud torno teritur, aliud argenti modo caelatur. Aus dem torno teritur, haben nun einige herleiten wollen, als ob die Alten ein besonderes Geheimniß, eine uns unbekannte Kunst besessen hätten, das Glas abzudrechseln; ja einige haben das Wort abdrechseln, wohl gar noch in dem Sinne genommen, als wir es jetzt vom Holze, Metalle, Elfenbein und dergl. verstehen. Und das sonderbarste ist, daß wir alles, wovon Plinius hier redet, so gut wissen, sogar noch besser und vollkommener damit umgehen können, als die Alten es nur je verstanden haben.

Hier kann durchaus nur von zwey Fällen die Rede ſeyn. Entweder, vom Glaſe ſo lange es noch glühend und geſchmeidig iſt, oder vom Glaſe wenn es ſchon völlig erkaltet und erhärtet iſt.

Nimmt man das erſte an, ſo gehe man nur in eine wohl eingerichtete Glashütte. Man wird ſich da bald überzeugen können, daß auch unſer Glas, wenn Wein- oder Biergläſer oder Pokale daraus gebildet werden, täglich noch torno teritur, nämlich ſo lange es glühend und geſchmeidig iſt. Ich verlange nicht einmahl, daß man in eine ſo äußerſt vollkommene Anlage gehe, als die des berühmten Parkers iſt.

Nimmt man aber den zweyten Fall an, ſo haben wir Deutſche, ſchon vor Caylus, die Kunſt, das Glas mittelſt metallener Inſtrumente und Smirgel vor der Hohl-Docke rund abzudrehen, eben ſo gut, vielleicht noch beſſer verſtanden, als es die Alten wohl jemals mögen verſtanden haben. Wäre Caylus mit den Künſten unſerer deutſchen Artiſten völlig bekannt geweſen, ſo hätte er warlich nicht nöthig gehabt, die Methode erſt mit Hülfe des D. Majauld ſo mühſam wieder auszufinden. Eben ſo gut, als er in ſeinem Recueil d'Antiquités. T. 2. p. 357. vom argenti modo caelatur ſagt: ceux qu'on a travaillés en Allemagne, nous fourniſſent mille exemples de cette opération, hätte er immer noch hinzuſetzen können: et ces Allemands ingenieux connoiſſent auſſi l'art de le travailler

vailler au Tour; ce que nous autres François ignorons, et ce qui n'eſt pas fort étonnant par exemple. Er urtheilt inzwiſchen ſehr richtig, wenn er die Bemerkung macht: on ne ſauroit enlever des coupeaux du verre pour le rendre rond; ce n'eſt qu'en l'uſant ſur le Tour, qu'il eſt poſſible de le tourner.

Uebrigens iſt es eine ſehr brodtloſe Kunſt, die ein jeder geſchickter Kunſtdrechsler zwar ausüben kann, aber darum nicht leicht mehr ausüben wird, weil man jetzt ungleich wohlfeiler die ſchönſten Formen unmittelbar von den Glashütten, beſonders aus England, erhalten kann.

Die Methode Gläſer abzudrehen iſt in Deutſchland von jeher eben diejenige geweſen, die Caylus l. c. p. 358 ſeq. umſtändlich beſchreibt. Ich beſitze ſelbſt einen außerordentlich ſchönen Pokal, ſogar von Kunkelſchem Rubinglaſe, deſſen obere Hälfte völlig rund abgedrehet iſt. Man darf alſo das torno teritur beym Plinius gewiß nicht unter die wunderſamen, unerklärbaren, und verlohrnen Künſte rechnen. Was würde ein deutſcher Artiſt wohl ſagen, wenn er beym Caylus p. 357. lieſt: Quant au Verre tourné, Pline dans une Deſcription magnifique qu'il faut lire etc.: und hierauf im Plinius nichts weiter findet, als aliud flatu figuratur, aliud torno teritur, aliud argenti modo caelatur? Wollte und müßte Caylus ſchlechterdings une Deſcription magnifique von ſchönen Glasarbeiten der Alten nachweiſen, ſo würde ich ihm lieber das Epigr. 94.

aus

aus dem Martial L. 14. dazu empfohlen haben, welches ſchon Harduin anführt:

Calices.

Nos ſumus audacis, phaebeia toreumata, vitri;
Noſtra nec ardenti gemma feritur aqua.

Dieſe ſo hellglänzenden und völlig durchſichtigen, ex audaci vitro gebildeten, wohl gar noch en bas - relief gearbeiteten Trinkgeſchirre, verdienten es gewiß ungleich mehr, als jene Stelle. Und hätte er ja eine Kunſt der Alten bey den Glasarbeiten anführen wollen, die wirklich verlohren gegangen und noch immer nicht wieder aufgefunden iſt, ſo iſt es die, Gläſer zu blaſen, ohne daß man irgendwo einen Nabel oder Anſatz bemerken kann. Bey den ſchönern Gläſern der Neuern wird dieſer Anſatz durch das Abſchleifen völlig weggearbeitet. Bey den Gläſern der Alten iſt dieſes jedoch nie der Fall. Es iſt vielmehr ohne Ausnahme ein ſicheres Zeichen der Aechtheit, wenn die Oberfläche, weder am Boden, noch am Rande abgeſchliffen, und dennoch nirgends eine Spur vom Nabel oder Anſatze zu bemerken iſt.

Daß man Basreliefs auch aus Glas verfertigen könne, iſt bekannt. In vielen Kunſtſammlungen wird man große, und fleißig gearbeitete Stücke davon antreffen. Jetzt aber, werden ſie wohl kaum noch verfertigt. Dieſe Arbeit iſt äußerſt mühſam, höchſt zerbrechlich, und hat blos als künſtliches Werk, noch einigen Werth. Der Wiederſchein

des

des Glaſes verbreitet beynahe durchgehends falſches Licht und Schatten, und verwirrt die Vorſtellung im Ganzen. Ob aber die Alten dieſe Kunſt auch ſo gut verſtanden haben als unſere Artiſten, darüber getraue ich mir nicht zu entſcheiden. Diejenigen Stücke, die ich hievon geſehen habe, waren offenbar aus neueren Zeiten.

Von der Cälatur der Alten in Glas, oder dem eigentlichen Glasſchneiden, hat Caylus l. c. p. 363. ebenfalls einige Ueberreſte beſchrieben. Sie ſind jedoch ſehr unbedeutend, und billig hätte er hier das ſo merkwürdige und ſchöne Thränengefäß aus der Strozziſchen Sammlung anführen ſollen, wovon ſich in des de Roſſi Gemme antiche, Roma. 1707. P. 2. p. 217. ein Kupferſtich, und eine italieniſch-weitſchweifig-gelehrte Beſchreibung findet, dagegen von der Manier und Methode, wie es gearbeitet iſt, wenig oder gar nichts.

Ueber die Cälatur-Arbeit und Toreutic der Alten.

Die Cälatur-Arbeit und Toreutic der Alten, gehört meiner Ueberzeugung nach, ebenfalls zu den Dingen, wo man den Plinius und überhaupt die alten Schriftſteller, oft nur mißverſtanden, auch zum Theil unrichtig erklärt hat. Um ſo mehr iſt es zu bedauren, daß die Schriften eines Antigonus und Menaechmus über

über die Toreutic verlohren ſind. Hätten wir dieſe noch, ſo würden wir freylich davon richtiger urtheilen können. So aber läßt ſich, nach Verbindung einiger Bruchſtücke, von dieſer Kunſt der Alten nur im Allgemeinen etwas beſtimmen.

Daß ſie von der Torneutic oder eigentlichen Drehkunſt gänzlich verſchieden ſey, hat bereits Salmaſius in Exercit. Plin. p. 738. gezeigt: und, daß Phidias nicht der Erfinder der Toreutic ſeyn könne, läßt ſich daher mit Gewißheit behaupten, weil ſchon Anacreon der Toreutic erwähnt hat, dieſer aber an die dreyßig Jahre todt war, als Phidias gebohren wurde. Daß ſie aber auch nicht die Kunſt ſey, in Metall zu formen und zu gießen, erhellet aus folgendem. Plinius ſagt L. 34. S. 19. primusque (Phidias) artem toreuticen aperuiſſe atque demonſtraſſe merito iudicatur. Es muß alſo nothwendig etwas anders ſeyn, als Formen und Gießen; denn wie lange war dieſes nicht ſelbſt in Griechenland ſchon vor dem Phidias bekannt und getrieben; Pauſanias L. VI. c. 19. p. 497. ex ed. Kuhnii. L. VIII. c. 14. L. III. c. 17. Außerdem ſagt Martial. L. 14. Epigr. 102.:

Accipe non vili calices de puluere natos,
Sed Surrentinae laeue toreuma rotae.

Strabo. L. VIII. Amſt. 1707. p. 585. et 586.: (p. 381. et 382.) daß man viele τορευματα ορειχινα in den Ruinen von Corinth aufgeſucht habe. Dieß können nun Kunſtwerke

werke mancherley Art geweſen ſeyn, Basreliefs, Büſten, Lampen, Vaſen. Sie waren jedoch ſämtlich aus Thon verfertigt, und nicht von Metall. In Portici ſieht man ſogar noch ziemlich große Statuen aus terra cotta cf. Bartels I. 143. und Winkelm. in mon. ant. ined., auch beſchreiben Dempſter und Gori ſehr viel dergleichen antike Basreliefs und Büſten, noch ſind deren in Menge in Lord Townly's Sammlung vorhanden; womit denn zu vergleichen iſt Plinius H. N. L. 35. S. 43. 44.; desgl. Pauſanias ed. Kuhnii Lib. I. c. 11. p. m. 7. μετὰ δὲ τὸ τοῦ Διονύσου τέμενός ἐστιν οἴκημα ἀγάλματα ἔχον ἐκ πηλοῦ, etc. auch C. 40. p. m. 97. Τῶ δὲ ἀγάλματι τοῦ Διὸς, πρόσωπον ἐλέφαντος καὶ Χρυσοῦ, τὰ δὲ λοιπὰ, πηλοῦ τέ ἐστι καὶ γύψου. noch Lib. I. Cap. 3. ταυτης επεστι etc. Lib. VII. p 580. αγαλματα δε σφισι etc. Plutarch bedient ſich des Ausdruckes τορεια von irdenen Gefäßen, Apopht. p. 174. Martial. L. 4. Epigr. 46.; Hiſpanae luteum rotae toreuma: und ſo finden ſich noch der Stellen in Menge, die es nicht erlauben, unter Toreutic das Formen und Gießen zu verſtehen.

Ich muß zwar in einigen Stücken, hier von der Meinung des Herrn Hofraths Heyne abgehen; inzwiſchen bleibt mir deſſen Abhandlung über die Toreutic in den Antiq. Aufſätzen, Stück 2. S. 127., von der größten Wichtigkeit. Sie iſt offenbar

die

die einzige Grundlage, wo alles, was über dieſe Kunſt irgend ein Licht verbreiten kann, mit einer beynahe unglaublichen Beleſenheit zuſammengeſtellt iſt. Und nur dieſer Abhandlung allein haben wir es zu verdanken, wenn wir dieſer Kunſt der Alten anjetzt mit Sicherheit nachſpüren können.

Daß die Toreutic, dem erſten und eigentlichen Sprachgebrauche nach, nur von einer Kunſt zu verſtehen ſey, die auf Arbeiten in Metall, und zwar nur auf erhabene Arbeiten angewendet wurde, iſt in gedachter Abhandlung hinlänglich bewieſen. Eben ſo auch, daß ſie nicht das war, was wir jetzt getriebene Arbeit nennen, wo nämlich das Metall von innen heraus, durch Punzen und ähnliche Inſtrumente, nach auswärts zu, in diejenigen Formen gezwungen wird, die ihm der Künſtler geben will. Endlich auch, daß es nicht ein Eingraben, Einſchneiden von Figuren, keine Arbeit à l'Intaglio ſey. Von dem allen war es nichts, und wer ſich davon überzeugen will, muß nothwendig die vielen Belege nachſehen, die in jener Abhandlung davon zuſammengetragen ſind.

Dagegen kann nach Vergleichung aller Umſtände die Toreutic der Alten nichts anders geweſen ſeyn, als eben die Kunſt, welche alle große und geſchickte Bildgießer, Goldſchmiede, Bronzearbeiter, kurz alle Artiſten, die erhabene

habene Arbeiten, ſie mögen Bildſäulen, oder Basreliefs, groß, oder noch ſo klein ſeyn, in Metall gießen, nothwendig verſtehen und anwenden müſſen, wenn ſie anders ihren Arbeiten den gehörigen Grad der Vollkommenheit geben wollen.

Um mich ſogleich näher zu erklären, will ich zum Beyſpiele den Bildgießer nehmen. Es ſoll eine Bildſäule im Großen aus Bronze gegoſſen, deren Guß vollendet, alles gehörig erkaltet, und die Bildſäule aus den Formen genommen und völlig geſäubert ſeyn. Dann wird ſie auf das genaueſte unterſucht, und ich ſetze voraus, ſie ſey im Ganzen ohne alle Fehler, ſo fehlt doch immer noch ſehr viel, bevor man ſagen kann, daß eine ſolche Bildſäule denjenigen Grad der Vollkommenheit und Eleganz erhalten habe, den ſie doch haben ſoll und muß. Und da iſt es erſt, wo die Toreutic angewendet wird, um dieſes auszuführen.

Ich muß nothwendig einige Fehler angeben, die eine, übrigens meiſterhaft gegoſſene Bildſäule, dennoch haben kann, und zum Theile gewöhnlich hat.

Alſo z. B. entdeckt man zuerſt hin und wieder ſehr feine Gußlöcher. Dieſe werden noch etwas tiefer nachgebohrt, mit Stiften deſſelben Metalles verſetzt, und durch Feilen, Schleif-

Schleif- und Bimmſtein gehörig wieder ausgeglichen; in den Vertiefungen des Mundes, der Ohren, der Naſe, der Hände finden ſich Ungleichheiten; dieſe werden entweder mit feinen Bohrern, oder Meißeln, oder Feilen ꝛc. weggearbeitet, und ſo, wie es ſeyn muß, ausgeführt; in den Haaren findet ſich, daß einige Vertiefungen nicht hinlänglich ausgedrückt ſind, das Ganze nicht locker genug, und der Zug von einigen Partien der Haare zu ſtumpf ausgegoſſen iſt; jene Vertiefungen werden mit Bohrern nachgeholt, und der Zug der Haare überhaupt durch Punzen, Meißel, Grabſtichel ꝛc. völlig ausgedrückt; an den Augen wird die Schärfe des Augenſchnittes an den Augenliedern durch Grabſtichel und feine Meißel angegeben; auf den Flächen der Haut im Geſichte, am Halſe, an den Armen, überhaupt auf allen nackten Theilen finden ſich rauhe Gegenden, die dem Ausdrucke der Muskeln, des richtigen Schattens und Lichtes, dem unmerklichen Uebergange nachtheilig ſind; dieſe werden den Umſtänden nach mit feinen Feilen, Schabeiſen, Schleifſteine, Bimmſteine, Kohlen, beſtrichenem Leder, durchaus nachgeglättet; an den Zierrathen, als Helm, Kopfputz, Leibgürtel, Bruſtharniſch, Degen, wird alles durch Grabſtichel, Punzen, Feile, Bohrer ꝛc. bis zur nöthigen Feinheit nachgearbeitet; am Gewande wird die Lage der Falten, auf ähnliche Weiſe nachgeholfen: und ſo wird überhaupt die ganze Bildſäule, vom Kopfe bis zu den Füßen, mit dem größten Fleiße nachgearbeitet, auch derſelben allein nur

hie-

hiedurch die höchstmögliche Richtigkeit, Schönheit und Eleganz gegeben, worauf denn alles mit einem Firnisse überzogen wird.

Dies, und nur dies allein, war die Toreutic der Alten: nämlich ihren Bildsäulen und Basreliefs nach vollendetem Gusse, durch Meißel, Bohrer, Feilen, Schabeisen, Grabstichel, Punzen, Schleifsteine, und mehr ähnliche Werkzeuge, den höchsten Grad einer meisterhaften Ausführung und Vollkommenheit zu geben. So ganz Unrecht hatte daher Pomponius Gauricus wohl nicht, wenn er in seinem Tractate de Sculptura Veterum, Norimb. 1542. 4to. p. 42. b. sich so ausdrückt: — toreutice, quom vasa, fibulas, candelabra et eiusmodi ancedimus latine vt videò proprie dicta Politura. Ueberdem aber wird meine Erklärung allerdings auch durch die Etymologie des Wortes τορεύειν unterstützt, man mag es nun von dem veralteten τερω, abreiben, abschleifen, oder von τόρω perforare. Hom. Iliad. XI. 286. ableiten.

Gewöhnlich ist nun diese Arbeit ein Werk der Silberarbeiter, wenigstens eines sehr geschickten Arbeiters in Ormoulû; und nur der richtige Geschmack und das feine Gefühl des Bildhauers kann es bestimmen, in wie weit dieses mehr oder weniger, fleißig auszuführen sey, um nicht den edeln und großen Ausdruck des Ganzen dadurch zu

schwä-

schwächen, und dagegen ins Kleinliche und Kindische zu verfallen.

Zu den schönsten Ueberresten von dem, was die Alten nur irgend durch Toreutic ausführen konnten, gehören unstreitig einige Stücke, die im Königl. Museo zu Portici verwahrt werden. Winkelmann hat davon im 1sten Theile seiner Gesch. d. Kunst S. 258. und in den Sendschreiben von den Herkulanischen Entd. S. 35. und 36. eine Beschreibung mitgetheilt, und alle Kunstkenner bezeugen es ausdrücklich, daß zu einem noch höheren Grade von Vollkommenheit, verbunden mit richtigem Geschmacke und feinem Gefühle, sich diese Kunst nicht wohl erheben könne. Diese so bewundernswürdigen Meisterstücke sind folgende: Zuerst ein sitzender Merkur, ferner ein Kopf des Plato, wiederum ein Kopf des Ptolomäus Apion, noch ein Kopf des Seneca, endlich ein Kopf der Berenice.

Hoffentlich ist es jetzt überflüssig, auch die Toreutic der Goldschmiede und anderer Metallarbeiter, hier noch durchzugehen. Man wird es schon von selbst beurtheilen können, wie ein jeder von diesen, nach dem Verhältnisse seiner feinern, oder gröbern Arbeiten, auch feinere oder gröbere Werkzeuge gebrauchen müsse. Denn freylich, der Abstufungen vom Goldarbeiter, der Medaillons verfertigt, vom Silberarbeiter, der künstliche Schalen und Becher mit

frey-

freystehendem Laube, Basreliefs und eleganten Handgriffen ausführt, vom Bronzearbeiter, der meisterhafte Verzierungen in Or moulû zu Vasen und Feuerruthen liefert, bis zum geschickten Kanonen- und Glockengießer hinab, gibt es unzählig viele. Und so muß auch ein jeder von diesen Künstlern, nach dem Maaße seiner Talente, nach dem Verhältnisse der Materie, worin er arbeitet, und nach der Absicht, wozu dieses oder jenes bestimmt ist, seine Werkzeuge zu wählen, und anzuwenden wissen.

Hieraus wird sich nun manches erklären lassen, was von einigen für widersprechend und unrichtig gehalten ist. Denn so wird es doch begreiflich, wie in der Folge das Wort Toreutic, vorzüglich von Dichtern, in einem weitern Sinne genommen, und auch auf Arbeiten in andern Materien angewendet werden konnte. Hatten die Künstler sich derselben Methode, derselben Werkzeuge bedient, um ihren Arbeiten die höchste Eleganz zu geben, so war die Kunst und deren Grundsätze dieselbe, wenn gleich die Materie noch so verschieden war. Und mit Grunde würde man kaum behaupten können, daß das Wort hier im uneigentlichen Sinne gebraucht sey.

Auch wird man, wie ich glaube, mehrere Stellen der Alten nach meiner Erklärung des Wortes Torentic, leichter und ungezwungener als bisher erläutern können.

So

So ſetzt z. B. Plutarch in Vita Aemil. Pauli c. 37. T. II. p. 221. von dem Sohne des Perſeus, der in Rom ein geſchickter Künſtler geworden war τορευειν και λιθουργειν zuſammen. So verſteht man nun, warum dem Callimachus in einem Griechiſchen Epigramm, und zwar in Analect. T. II. p. 144. ein τορευτον επος zugeſchrieben wird, wobey man gewiß nicht an einen Metallguß denken kann, wohl aber an das gekünſtelte und polirte im Ausdrucke, welches die Franzoſen leché nennen würden. Selbſt die berüchtigte Controvers über die ſchwere Stelle beym Virgil Eclog. III. 37. wird dadurch mit eins entſchieden. Noch erhalten alle gleich Anfangs hier angeführte Stellen aus dem Plinius, Martial, Strabo, Plutarch, einen beſſern Sinn. Nur muß man freylich auf jeden Fall annehmen, daß τορευειν bald allgemeiner geſagt, und in vielen Stellen zwar allerdings von Metallarbeiten, außerdem aber auch von Arbeiten in Thon und Glas gebraucht ſey.

Bey dem allen aber, möchte ich den Begriff von Cälaturarbeit wenigſtens nicht immer und ohne alle Einſchränkung, mit dem der Toreutic für gleichbedeutend annehmen. Es iſt gewiß, daß da, wo Toreutic angewendet wird, auch der Ausdruck, die Abſicht, und die geſuchte Vollkommenheit, oft nur durch Cälaturarbeit erſt erreicht werden könne. Ich halte daher die Cälaturarbeit,

mehr für einen Theil der Toreutic, nur für eine ihr untergeordnete Kunſt. Kurz, ich glaube, Cälaturarbeit im ſtrengſten Sinne genommen, ſey eigentlich nur das, was wir jetzt unter den beyden Benennungen von graviren und ziſeliren verſtehen. Nämlich wenn eine noch völlig ungebildete rohe Maſſe, es ſey nun Metall, oder Elfenbein, oder Glas, oder Thon, durch Punzen, Grabſtichel, Feilen, Rädchen ꝛc. in eine beſtimmte Form ausgearbeitet wird, und darauf feine Verzierungen und Bildwerke durch Treiben, Graben, Ausſchleifen, Ausfeilen ꝛc. ausgeführt werden. Die Ableitung des Wortes caelare von caelum ſcheint auch meine Vermuthung zu unterſtützen, ſo wie ſelbſt die Stelle im Quinctilian II. 4. 7. wo vom üppigen und geziertem Ausdrucke die Rede iſt: Sit modo, vnde excidi poſſit, et quod exculpi. Erit autem, ſi non ab initio tenuem nimis laminam duxerimus, et quam caelatura altior rumpat.

Die Toreutic beſchäftigte ſich alſo, meiner Meinung nach, nur allein damit, daß ſie ſolchen Maßen die ſchon im Ganzen vorgearbeitet und ausgebildet waren, durch verſchiedene Hülfsarbeiten den höchſten Grad der Ausführung und Vollkommenheit gab, die Cälaturarbeit, im ſtrengſten Sinne genommen, aber nur mit Maſſen oder doch ſolchen Theilen der Kunſtwerke, die noch gar nicht ausgebildet waren, alſo ihre ganze

Aus-

Ausführung blos durch graviren, ziselliren, ausschleifen, erhielten.

Vielleicht waren nun die so bewunderten Arbeiten des Bathycles am Throne des Amyclänus, die so berühmten Vorstellungen am Kasten des Cypselus, und der schöne Becher des Anacreon, nur Cälaturarbeit; und so könnte Plinius immer noch Recht haben, daß Phidias der Erfinder der Toreutic sey. Waren jene Werke aber ganz zuverlässig erhoben gegossene Arbeiten in Metall, Basreliefs, die ebenfalls schon durch Toreutic ihre Vollkommenheit erhalten hatten, so ging des Plinius Meinung wohl nur dahin, daß Phidias der erste sey, der die Toreutic wissenschaftlich trieb, auch nach gewissen Regeln und Grundsätzen darin Unterricht gab, und sie auf große gegossene Bildsäulen anzuwenden lehrte. Ueberhaupt dünkt mich, daß nur dieses der wahre Sinn von dem seyn könne, was Plinius dort eigentlich sagen wollte.

Dem sey jedoch wie ihm wolle, so wird man es hiernach leicht erklären können, wie die alten Schriftsteller, und vorzüglich Dichter, die Worte Toreutic, Toreuma, caelare, caelatura, nicht immer in dem ängstlich-strengen und technisch-richtigen Sinne gebraucht haben, als ein Artist sich ihrer nur bedienen durfte. Beyde Operationen

ſind ſo nahe mit einander verwandt, oft ſo unzertrennlich, gehen ſo unvermerkt in einander über, daß ein und derſelbe Künſtler, gewöhnlich beyde verſtehen und ausüben muß; und da, wo beyde zugleich angewendet werden, wird es oft ihm ſelbſt unmöglich ſeyn, eine feſte, für jedermann verſtändliche Grenzlinie anzugeben.

*. — — Si quid nouiſti rectius iſtis,
Candidus imperti; ſi non, his vtere mecum.

Horat.

Ueber

den

Hydrophan

und

Pantarbas.

Anfrage wegen des Hydrophans der Neuern, und Pantarbas der Alten.

Der Hydrophan, den man auch Lapis mutabilis und Oculus Mundi nennt, gehörte vormals zu den größten Seltenheiten. Man kannte weder sein Geschlecht, noch sein Vaterland, und man war ungewiß, ob er ein Natur- oder ein Kunstprodukt sey. Er war in der Mineralogie ohngefehr eben das, was in der Geschichte die Masque de Fer ist.

Nach vielen vergeblichen Versuchen hatte ich endlich das Glück, im Anfange des Jahrs 1773. ein großes Stück vom Hydrophan in meiner Fossiliensammlung zu entdekken, und eben dadurch war ich im Stande, nicht allein das Ge-

Geſchlecht dieſes Steins, ſondern auch ſein Vaterland mit Sicherheit zu beſtimmen.

Es war meine Abſicht, dieſe Entdeckung den Freunden der Mineralogie ſogleich vollſtändig mitzutheilen. Durch einen für mich ſehr traurigen Vorfall wurde ich jedoch daran behindert. Ich nahm inzwiſchen Gelegenheit, meine Bemerkungen dem Hern. Leibmedikus Brückmann, dem Hrn. Prof. Adolph Murray zu Upſal und noch andern Freunden mitzutheilen.

Sehr überflüſſig wäre es, wenn ich von dieſem Foſſil hier noch etwas ſagen wollte, da jene Gelehrte ſchon ſo umſtändliche Nachrichten davon geliefert haben. Sie finden ſich in den

Abhandlungen d. K. ſchwediſchen Akademie d. Wiſſenſchaften, f. d. J. 1769. Leipz. 1774. B. 32. S. 174.

Desgl. f. d. J. 1777. Leipz. 1782. B. 39. S. 321.

Brückmanns Abhandlungen von Edelſteinen, Braunſchweig. 1773. S. 246.

Ebend. Beyträge dazu. Braunſchw. 1778. S. 172.

Ebend. Beyträge. 2te Fortſetzung, Brſchw. 1783. S. 179.

Bald nachher entdeckte man den Hydrophan in mehreren Ländern, und fand ſogar verſchiedene, ſehr merkwürdige Abarten.

Die

Die ſchönſte iſt indeſſen wohl diejenige, die man in Sachſen entdeckte. So viel ich weiß, wird ſie dort unweit Oſchatz, zwiſchen den Dörfern Leuben und Wermsdorf, gefunden. Sie gehört ebenfalls zum Geſchlechte der Opale. Im trockenen Zuſtande iſt ſie völlig undurchſichtig, und hat alsdann einige Aehnlichkeit bald mit einem Stück roher Kreide, bald mit einem weißlichen Kalcedon, bald mit einem blaſſen Speckſtein. Im Waſſer erhält dieſer Stein aber ſehr geſchwind eine merkliche Durchſichtigkeit, und ſogleich ſpielt er durch und durch die reinſten und brennendſten Farben aller Edelſteine, wie ſie der ſchönſte Opal nur immer ſpielen kann. Dieſes Farbenſpiel behält er auch ſo lange, als er vom Waſſer noch hinlänglich durchdrungen iſt.

Noch vor kurzem beſaß ich ſelbſt einige ſehr große und ſchöne Stücke von dieſem Hydrophan, und, bey den Verſuchen, die ich oft damit anſtellte, um die ſo auffallende Farbenveränderung zu betrachten, fiel mir gewöhnlich die ſonderbare Beſchreibung ein, die ſich in einigen Schriften der Alten vom Panterbas findet. Z. B.

1. Im Cteſias, und zwar in deſſen Fragmente von Indien.
2. Beym Philoſtrato in Vita Apollon. L. III. c. 14.
3. Beym Heliodor in Aethiopicis. Pariſiis, 1619.
4. In Nic. Cauſſini Syntagm. Elect. Symb. Pariſiis, 1618. L. XI. Symb. 49.

Was

Was Philostratus und Heliodor, noch mehr aber, was Caussinus davon erzählen, ist doch gewiß nur Abschreiberey und Nacherzählung desjenigen, was Ctesias davon gesagt hatte. Also nur bey diesem, als bey der Quelle, will ich allein stehen bleiben.

Beym Ctesias heißt es nun in Indicis Sect. II. cf. Herodotus ex ed. Wesselingii. Amsterd. 1763. p 826.

Περὶ παντάρβας τῆς σφραγῖδος καὶ ὡς οζ σφραγῖδας ἀποῤῥιφθεισας καὶ τιμίους λίθους εἰς τὸν ποταμὸν ἅτινα ἦν τοῦ Βακτρίων καπήλου, αὐτὴ ἀνείλκυσεν ἐχομένας ἀλλήλων.

De Pantarba sigillari gemma: et quomodo septuaginta septem sigillares gemmas et lapides pretiosos in flumen proiectos, (quae omnia erant cuiusdam Bactriani institoris) Pantarba retraxerit inter se cohaerentes.

Wörtlich und buchstäblich, so wie diese Stelle hier lautet, wird sie freylich kein Naturkundiger für wahr annehmen. Dies versteht sich von selbst. Sie hat also hier in der Maße keinen Werth.

Es

Es ist aber die Frage, ob dennoch hiebey nicht etwas Wahres zum Grunde liegen könne, und ob nicht das wirkliche Verhältniß der Sache nur unrichtig vorgetragen sey?

Bey den Nachrichten des Ctesias von Indien muß überhaupt darauf Rücksicht genommen werden, daß er hier nicht selbst rede, sondern Photius. Dies beweist sogleich der Eingang, und durchgehends der Vortrag. Es ist nur ein vom Photius verfertigter Auszug, und eine mehr oder weniger vollständige Anzeige von dem, was Ctesias in seinen Indischen Nachrichten gesagt und beschrieben hatte. Mit Sicherheit läßt sich daher nicht bestimmen, in wie weit dieses oder jenes des Ctesias eigne Worte sind.

Hiezu kommt noch, daß am Ende von diesen Nachrichten erinnert wird, Ctesias gestehe ein, daß er verschiedenes mit aufgenommen habe, was ihm andre mitgetheilt hätten, wiewohl nur solche Leute, die er für Augenzeugen und für ganz zuverlässige Aussager gehalten habe.

Endlich ist zu bedenken, daß bey der größten Wahrhaftigkeit dennoch vom Ctesias einige Nachrichten nur darum unrichtig und verkehrt konnten aufgenommen werden,

den, weil er solche vielleicht von Ausländern einzog, deren Sprache ihm nicht vollkommen geläufig und verständlich war. Ein Umstand, der noch in unsern Tagen so manche Mißverständnisse und höchst lächerliche Angaben bey Reisenden veranlaßt hat. Eben dieses ist gewiß oft der Fall beym Ctesias. Bey vielen von seinen Angaben läßt es sich deutlich nachweisen; besonders bey den Thieren. Und warum sollen denn auch die Alten nicht so gut, wie wir, ihre Bruce und Vaillants, und Benjowskys gehabt haben. Herr v. Kerguelin sah in Norwegen das Zeichen des Fabrikanten auf einem Tabacksbriefe: es war ein Bauer, der mit einem Bären kämpfte. Sogleich gab er seinen Landsleuten eine Nachricht von der Maniére de prendre les Ours en Norvége.

Bey dem allen nun dünkt mich, daß es sehr unbillig sey, wenn man solche Angaben und Beschreibungen des Ctesias, die nicht völlig mit unsern jetzigen Kenntnissen und Erfahrungen übereinstimmen, nur sogleich und ohne weitere Untersuchung ins Reich der Unwahrheiten und Absurditäten verweisen will. Ein Betrogener ist Ctesias wohl oft gewesen: daß er aber Unwahrheiten wissentlich erzählt habe, glaube ich nicht.

Ich frage daher, ob es bey diesen Verhältnissen wohl nicht möglich sey, nach jener Beschreibung des Pantarbas,

den

den wahren Vorgang der Sache ſich etwa folgendermaßen zu denken:

"Ein Bactrianiſcher Gaukler oder Taſchenſpieler hatte viele, (77) gewiß über funfzig verſchiedne Edelſteine ins Waſſer geworfen; als er hierauf den Pantarbas ebenfalls hineinwarf und wieder herauszog, hatte dieſer alle zuvor ins Waſſer geworfene Edelſteine an ſich gezogen, denn man ſah ſie alle in ihn vereinigt."

Es bedarf wohl keiner weitläuftigen Ausführung, was ich mir jetzt bey dieſer Nachricht vom Pantarbas denken könnte. Ich brauche nur anzunehmen, daß jener Gaukler ein großes Stück von dem zuerſt beſchriebenen opaliſirenden Hydrophan beſeſſen, und damit bey den unwiſſenden Zuſchauern jene Täuſchung hervorgebracht habe. Ich möchte ſogar behaupten, daß ein geſchickter Taſchenſpieler ſelbſt noch in unſern Tagen manchen Vornehmen und Geringen ſo etwas vorſpiegeln könnte, ſobald ſie nur den opaliſirenden Hydrophan nicht ſchon kennen gelernt haben.

Ob man in Oſtindien Opale finde, weiß ich nicht, noch weniger, ob man daſelbſt opaliſirende Hydrophane antreffe. Allein, bey ſo unglaublich vielen Arten und Abarten von Edelſteinen, die ſich in jenen weitläuftigen Gebirgen finden, iſt es mir doch höchſt wahrſcheinlich, daß der Opal ebenfalls dort anzutreffen ſey: und, wenn es gegründet iſt, was Davila in ſeinem Catalogue de Curioſités

lités, Paris. 1767. T. 2. p. 174. n. 395. versichert, so läßt sich dies um so weniger bezweifeln.

Ich bitte jedoch, alles, was ich hier vom Pantarbas gesagt habe, für nichts mehr anzusehen, als nur für eine Anfrage, ob man alsdann, wenn sich in der Folge Opale und opalisirende Hydrophane wirklich in Ostindien finden sollten, nicht berechtigt sey, jenen Pantarbas für den opalisirenden Hydrophan zu erklären?

Ueber

Ueber die

Fruchtsperre

im Herzogthum Magdeburg.

Freymüthige Gedanken eines Preußiſchen Patrioten, bey Gelegenheit der unbedingten Fruchtſperre in den Preußiſchen Staaten. Geſchrieben im Decemb. 1795.

Die allgemeine Korntheurung, die ſich beynahe über ganz Europa erſtreckt, fordert um ſo mehr jeden Patrioten zum ernſthaften Nachdenken auf, da glücklicher Weiſe die Königl. Preußiſchen Staaten, und beynahe nur ausſchlieſſend, noch davon befreyet ſind.

Schon ſeit geraumer Zeit habe ich daher gewünſcht, vorzüglich über folgende Fragen eine gründliche Belehrung zu erhalten:

1) ob die jetzige Einrichtung des allgemeinen und unbedingten Zuſchlages, die wohlthätige Abſicht, welche offenbar dabey zum Grunde liegt, auch mit Sicherheit bewirken könne? und zwar,

2) ſo, daß nicht auf der andern Seite dem Staate ein beträchtlicher Schaden zugefügt werde? endlich,

3) ob nicht ein anderer Mittelweg aufzufinden ſey, wodurch der Endzweck noch ſicherer als bisher erreicht, der Nachtheil für den Staat aber, wo nicht ganz vermieden, doch merklich vermindert werden könnte?

Ueber dieſe Fragen iſt nun bis jetzt unendlich viel, theils für, theils wider, geurtheilt und geſchrieben. Zur beſſeren Ueberſicht des Ganzen darf ich daher auch meine Gedanken hier ebenfalls etwas zuſammenſtellen.

Soll das Reſultat einer ſolchen Unterſuchung aber auch Wahrheit und Gewißheit ſeyn, ſo iſt es ſchlechterdings nothwendig, daß ſie eben ſo freymüthig als unpartheyiſch angeſtellt, und nur Schritt vor Schritt entwickelt werde. Wer dieſes nicht liebt, den bitte ich ausdrücklich, nicht weiter zu leſen. Dagegen wird der Freund der Wahrheit, der weiter lieſet, ſich bald überzeugen, daß ich durchaus keine andere Abſicht hiebey habe und haben könne, als wo möglich nur dasjenige aufzufinden, was im gegenwärtigen Augenblicke, für das Ganze wohl das gemeinſchaftlich Beſte und Sicherſte ſeyn möchte. Ob ich richtig geurtheilt habe oder nicht, dieß iſt eine ganz andere Frage, und darüber mag derjenige entſcheiden, der dazu Luſt und Beruf hat.

Der 1ſte Gegenſtand bey dieſer Unterſuchung war folgender:

Ob die jetzige Einrichtung des allgemeinen und unbedingten Zuschlages die wohlthätige Absicht, welche dabey zum Grunde liegt, auch wohl mit Sicherheit bewirke?

Hiebey kann folgendes in Betracht kommen.

1) Der Rocken, Gersten und Hafer, sind die Hauptbedürfnisse, welche ein Staat nie entbehren kann. Billig müssen diese einen guten Mittelpreiß nie übersteigen, weil sonst diejenigen, die blos von Besoldungen leben, ferner das Militär, ferner die Fabriken, ferner die Handwerker, endlich die ärmere Klasse, offenbar dabey leiden. Eben so nachtheilig ist es aber auch, wenn die Preise von diesen Bedürfnissen anhaltend zu wohlfeil sind. Dann fällt der Werth der liegenden Gründe; es fehlt an Taglöhnern, weil die ärmere Klasse bey der Hälfte der Arbeit schon ihren Unterhalt gewinnt; der Pächter leidet gegen den in günstigen Zeiten gemachten Anschlag, der contribuabele Stand kann seine Abgaben nur mit Sorge und Kummer aufbringen; den Fabriken und Handlungen wird für entbehrliche Producte und Luxuswaaren weit weniger zugewendet, und alle Industrie beym Ackerbau erliegt sogleich gänzlich, wenn dieses Naturproduct nicht die Kosten seiner Cultur reichlich wieder ersetzt.

2) Das erforderliche Quantum an Gersten und Hafer ist hinlänglich im Lande vorhanden. Davon wird niemand etwas heimlich außer Landes schaffen, weil die auswärtigen Preise nicht hoch genug sind, um die Gefahr bey der

Exportation aufzuwiegen. Ich bin auch überzeugt, daß bey beſſern Wegen die Preiſe von dieſen beyden Kornarten ſich immer beym Mittelpreiſe erhalten werden, ſobald nur durch andere Hinderniſſe der Verkauf und die Anfuhr nach Magdeburg nicht erſchwert und aufgehalten wird.

3) Ob vom Rocken das Bedürfniß ſo reichlich vorhanden ſey, daß außer dem was die hieſige Provinz conſumirt, auch noch ein beträchtliches Quantum nach Berlin gehen könne, weiß ich nicht. Für die hieſige Provinz ſelbſt iſt indeſſen das nöthige Quantum gewiß vorhanden, jedoch vermuthe ich, daß in dieſem Winter und Frühjahr, bey den jetzigen Einrichtungen, das Erforderliche nicht ſo regelmäßig und anhaltend zur Stadt und überhaupt zum Verkaufe kommen werde, als man es wünſcht.

4) Die Wege in hieſiger Provinz ſind, bey ſo milden Wintern als der gegenwärtige iſt, für die Gränzorte, auch abgelegenen Güter und Aemter durchaus unfahrbar, und nach einer vor kurzem hier emanirten Verordnung d. d. Magdeburg den 30ſten October 1795, iſt es ſogar unmöglich, in jetziger Jahrszeit von etwas entlegenen Orten Korn zur Stadt zu bringen. Denn es wird ausdrücklich unterſagt, in einer Entfernung von 3 Meilen von der Gränze, innerhalb Landes, bey Nachtzeit, Korn zu verfahren. Im Winter und Frühjahre von abgelegenen Orten blos bey Tage, Korn nach Magdeburg zu fahren, iſt der Natur der Dinge nach ſchon unmöglich. Zwey Tage auf der Hinreiſe

reiſe und zwey Tage auf der Rückkehr zuzubringen, und vielleicht noch unverdienten Unterſuchungen oder Zudringlichkeiten von Jägern oder Zollreutern ausgeſetzt zu ſeyn, dieß kann und wird gewiß niemand unternehmen. Eine natürliche Folge davon iſt, daß in allen entfernten Orten ein jeder, der es nur irgend zwingen kann, ſein ſämtliches Korn, bis nach künftiger Saatzeit, an ſich halten muß.

5) Daß im Verhältniſſe der Cultur zwiſchen Gerſten und Hafer eine merkliche Veränderung vorgegangen ſey, glaube ich nicht. Dagegen iſt es gewiß, daß die Cultur des Weizens ſeit einiger Zeit ganz außerordentlich zugenommen hat, und daß in gleichem Verhältniſſe die Cultur des Rockens vermindert iſt. Hierin liegt nun der Grund, warum bey der, im Ganzen doch reichlichen Aerndte, der Vorrath an Weizen beynahe unglaublich groß iſt, dagegen aber vom Rocken nicht viel mehr, als was zur eigenen Bedürfniß erfordert wird.

6) In der Stadt Magdeburg iſt jetzt kein hinreichend großes Magazin von Rocken vorhanden. Wäre dieſes, ſo könnte, wenn aus denen ſub Nris. 4. et 5. angeführten Urſachen die Anfuhr des Rockens fehlen, und daher der Preiß ſteigen ſollte, jedesmahl den Bäckern, dem Militär und andern vorzüglich dazu berechtigten, das nach den Umſtänden nöthige Quantum mit Vorſicht daraus überlaſſen, und eben dadurch die Preiſe im Gleichgewichte erhalten werden. Bey dem Mangel eines ſolchen Magazins

fehlt

fehlt aber dem Staate ein Hauptmittel, um in ähnlichen Fällen alles mit Sicherheit leiten zu können.

7) Vom Weizen ist in hiesiger Provinz ein beynahe unglaublicher Vorrath vorhanden. Er ist ganz zuverlässig weit größer, als daß er im Lande selbst nur irgend consumirt werden könnte. Bey dem allen aber bin ich völlig überzeugt, daß die so gänzlich verbotene Exportation dieses Productes eine beträchtliche Verminderung der Rocken- Gersten- und Haferpreiße nun und nimmermehr bewirken werde. Denn,

a) die Erfahrung lehrt es hinlänglich, daß, bey so äußerst hohen Preißen des Weizens im Auslande, die heimliche Exportation desselben, durch keine menschliche Kraft völlig zu hemmen sey. Ein mehreres hievon weiter unten.

b) Weizen ersetzt in unsern Gegenden den Gebrauch des Rockens zu vielen Bedürfnissen noch bey weitem nicht. Obgleich das feine Mehl des Weizens, allen Erfahrungen nach, ungleich nahrhafter, gesunder und kräftiger ist als das Rockenmehl, so ist dennoch die ärmere Klasse und ein großer Theil der mittleren Stände in unsern Gegenden noch bey weitem nicht so daran gewöhnt, als die Rheingegenden, Braband, England, Frankreich, Italien. Dergleichen Gewohnheiten aber lassen sich auf keine Weise mit eins so willkührlich umändern.

c) Vom Rocken, Gersten, Hafer, geht wohl zuverlässig nicht das mindeste außer Landes, und würde auch alsdann

nicht

nicht exportirt werden, wenn gleich einige Ausführung des Weizens erlaubt wäre. Die auswärtigen Preise jener Getraidearten sind von denen in hiesiger Provinz viel zu wenig unterschieden, als daß der Schaden und die Gefahr der Exportation durch den Gewinn nur irgend ersetzt werden könnte.

d) Wenn nun dasjenige, was ich hier behaupte, gegründet ist, nämlich, daß von Rocken, Gersten, Hafer, keine Exportation zu befürchten sey; daß der Vorrath des Weizens den Bedarf davon um vieles übersteige; daß dieser in die Stelle des Rockens nicht ganz wieder eintrete; daß endlich, des Ueberschusses vom Weizen ungeachtet, der Preiß des Rockens sich jetzt noch immer nicht so vermindere als man wünscht; so wird man mir auch zugeben müssen, daß die Weizenvorräthe keinen so großen Einfluß auf die Rockenpreise haben, als manche wohl glauben, und daß also der auf Weizen unbedingt gelegte Zuschlag kein entscheidendes Mittel sey, um auf die Folge den Rocken in hinlänglicher Menge und zu niedrigen Preisen herbeyzuschaffen.

e) Die Erfahrung bestätigt auch das, was ich hier behaupte, sehr auffallend. Im Braunschweigischen ist die Exportation des Weizens unter gewissen Einschränkungen noch frey, und dennoch ist der Unterschied im Preise vom Rocken, Gersten, und Hafer, dort um nichts größer als er gegen den in der Stadt Magdeburg zu allen Zeiten und

von

von jeher geweſen iſt: nämlich pro Wiſpel höchſtens 4 Thaler.

Wenn ich nun alles mit einander verbinde, was ich über dieſe erſte Frage geſagt habe, ſo glaube ich auch behaupten zu dürfen, daß der unbedingte Zuſchlag, ſo wie er gegenwärtig Statt findet, wohl nicht das den Umſtänden durchgehends angemeſſene Mittel ſey, um wegen eines allgemein zureichenden Vorrathes von Rocken zu billigen Preiſen, und zwar bis auf künftige Aerndte, völlig geſichert zu ſeyn.

Die 2te Hauptfrage war, ob durch die jetzige Art des Zuſchlages dem Staate nicht auf der andern Seite ein beträchtlicher Schaden zugefügt werde?

1) Da jetzt ganz und gar kein Korn ausgeführt werden darf, ſo leidet unſer König doch offenbar einen großen Verluſt am gewöhnlichen Impoſte.

2) Millionen an baarem Gelde, welche die hieſigen Unterthanen ſogleich aus England, Holland und Frankreich, für Weizen ziehen und gewinnen könnten, werden verlohren, und gehen dagegen ins Braunſchweigiſche, Hildesheimiſche, Meklenburgiſche, nach Hamburg, und nach Amerika. Gewöhnlich exportirt unſere Provinz, in jedem Jahre, blos an Weizen, über 50,000 Wiſpel; und das allerwenigſte, was wir in dieſem Aerndtejahr, ohne Nachtheil des ganzen Koruverhältniſſes, blos am Weizen hätten entbehren können, ſind ganz zuverläſſig 30,000 Wiſpel. Dieſe zu 70 Thaler, machen ſchon über 2,000,000 Thlr, und

zwar

zwar in Golde, um welche dieſe Provinz offenbar, wo nicht ganz, doch gewiß größten Theils, weniger reich geworden iſt.

3) Dieſen Verluſt leidet nun ganz allein der gutdenkende und rechtſchaffene Unterthan, der die Königl. Verordnungen und Landesgeſetze treu und ängſtlich befolgt.

4) Der vorſetzliche und ſchlaue Betrüger iſt dagegen der einzige, der dieſen Verluſt nicht leidet, vielmehr mit Gewinn belohnt wird.

5) Aller Strenge, aller noch ſo umſtändlich genommenen Maaßregeln ungeachtet, wird, wie man allgemein behauptet, immer noch fortdaurend eine unglaubliche Quantität von Weizen heimlich exportirt, und zwar — ohne daß dafür einiger Impoſt eingehe, und — ohne daß dagegen Roſken wieder ins Land gebracht werde.

6) Der aufmerkſame Beobachter, der Gelegenheit hat, den Landmann oft und im Stillen zu verfolgen, muß eingeſtehen, daß der moraliſche Character deſſelben, bey dem jetzigen unbedingten Zuſchlage, in einem ſehr hohen Grade verdorben wird, ſo daß die Folgen davon nicht leicht zu überſehen ſind. In allen Einrichtungen, die ſich über ganze Länder erſtrecken, muß man den Menſchen nehmen, wie er wirklich iſt, und nicht, wie er nach hypothetiſchen Philoſophemen ſeyn könnte; nicht, wie er in abſtracto vielleicht ſeyn müßte, ſondern wie er in der Natur da wirklich vor uns ſteht. Man denke ſich daher den gemeinen Landmann

mann, deſſen Begriffe von Moralität ohnehin nur ſchwach und dem Intereſſe durchaus untergeordnet ſind. Dieſer ſieht jetzt unmittelbar neben ſich Schätze und Reichthümer, die er beſitzen könnte. Alles wird daher bey ihm bis aufs äußerſte rege und angeſpannt, um, trotz aller Verbote und Gegenmittel, dennoch ſeinen Endzweck zu erreichen. Es überſteigt wirklich allen Glauben, und wer nicht anhaltend auf dem Lande ſelbſt ein ruhiger Beobachter iſt, hat durchaus keinen richtigen Begriff von dem Benehmen und der Denkungsart des Landmannes in dieſem Augenblicke. Mit Wagen und Pferden ſoll, wie man mir verſichert, jetzt wenig oder gar nichts mehr außer Landes gebracht werden: dagegen deſto mehr durch ſogenannte Sackträger. Sie gehn einzeln, aber in großer Menge, nur in ungebahnten Gegenden, durch anhaltende Dickungen, Moräſte, über Gräben, wo ſie niemand ſehen, noch verfolgen, und noch weniger einholen kann. Wird ja einer zufällig betroffen, ſo iſt das äußerſte, daß er den Sack im Stiche läßt und für ſeine Perſon entſpringt. Keine menſchliche Kraft iſt im Stande dieſes zu verhindern, am wenigſten bey langen Winternächten; und wird ja der eine oder der andere mit Sicherheit ertappt, ſo iſt die einzige Folge davon, daß dieſer mit Frau und Kind unglücklich, im Ganzen und in der Hauptſache aber nicht das mindeſte dadurch gebeſſert wird. Zu dieſem Gewerbe verleitet einer den andern: der Geiſt der Unzufriedenheit, der heimlichen Verbindungen,

des

des Tadels über öffentliche Einrichtungen, der Bestechung active und passive, der Aussinnung von unerlaubten Mitteln, des Betrügens und Lügens, des Angebens und Verrathens, der Widerspenstigkeit gegen seine Vorgesetzte, der gewaltsamen Widersetzungen gegen die Landesverordnungen, des Zusammenrottens ꝛc. ꝛc. nimmt immer mehr und mehr überhand und verbreitet sich von einem Tage zum andern. Die Begriffe von Ehrlichkeit und Religiosität werden geschwächt, und bey Untersuchungen ist sogar der Eid kein sicheres Mittel mehr, um die Wahrheit immer zu ergründen. Kurz, der edle, gute Character des Landmannes leidet ganz augenscheinlich, und oft wird durch ungegründete Zudringlichkeiten und unverdiente Härte von Seiten der Aufpasser sogar der unschuldige und gutdenkende verleitet, aus Mißvergnügen zur Parthey der Unruhigen überzugehen. Man glaube jedoch ja nicht, daß dieses Mißverhältniß erst jetzt veranlaßt sey. Wer sich den geraden und biederen Sinn des Landmannes erinnert, wie er noch unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege war, und wie herzlich er seinem Könige und seinem Vaterlande anhing, der wird mir eingestehen müssen, daß durch Einführung der französischen Regie der offene und treuherzige Character des Landmannes zuerst erschüttert wurde. Die Immoralität nahm schnell so merklich überhand, daß viele Landleute einen Eid, der wegen Contrebande abzuleisten war, mit dem Namen Franzosen-

eid

eid belegten, und ihn dann als höchſt gleichgültig und für gar nicht verbindlich anſahen. Das jetzige Mißverhältniß iſt alſo nur eine Fortſetzung und Wiederanregung der damals ſchon bewirkten Verſtimmung. Weil jedoch die Folgen von ſolchen Mißverhältniſſen ſich weder ganz überſehen noch mit Sicherheit berechnen laſſen, ſo glaube ich auch, es ſey die Pflicht eines jeden getreuen Vaſallen und ächten Patrioten, daß er zeitig genug und bey ſchicklicher Gelegenheit allerdings auf dieſen Gegenſtand die Aufmerkſamkeit mitzuleiten ſuche: denn wahrlich, ähnliche Einrichtungen waren es, die den Character jener treuloſen verworfenen Nation, der Franzoſen nämlich, ſo von Grund aus verdorben haben.

7) Ich bin gewiß ſehr entfernt jemanden zu beſchuldigen, daß er in der politiſch-ſtatiſtiſchen Rechenkunſt noch ſo weit zurück und verwahrloſet ſey, um zu wünſchen, daß die Cultur des Weizens wieder vermindert, und die des Rockens dagegen vermehret werden mögte. Es geſchieht alſo nur gelegentlich, wenn ich hier etwas davon erwähne.

Es iſt allerdings gegründet, daß ſchon ſeit 20 Jahren, vom Gutbeſitzer an bis zum geringen Landmanne hinab, die Cultur des Weizens immer zugenommen hat, und die des Rockens merklich vermindert iſt. Die Vermehrung des Weizenproductes iſt ſo beträchtlich, daß unſere Provinz jetzt jährlich einige Millionen hiedurch allein vom Ausländer mehr gewinnt, als ſie vorhin beym ſtärkern Rockenbau gewinnen

winnen konnte. Dieſe Vermehrung des Reichthums erregte neuen Eifer in der Agrieultur; alle Induſtrie wurde mehr und mehr angeſpannt, man bauete mehr Futterkräuter, man verdoppelte beynahe durchgehends den Viehſtand und führte die Stallfütterungen ein, um den Dünger zu vermehren; man veredelte mit großen Koſten die Arten des Rind- und Schaafviehes, man mergelte die Aecker, wo es die Lage erlaubte; man ſuchte Moräſte und Brüche abzuwäſſern; man machte ungenutzte Aenger und öde Holzungen urbar, und durch alles dieſes vermehrte man nicht etwa blos das poſitive, ſondern auch ſogar das relative Product der geſammten Kornmaſſe, ganz außerordentlich: die Population nahm anſehnlich zu, weil mehr Arbeiter als bisher erfordert wurden und auch ernährt werden konnten. Vor ohngefehr 20 Jahren waren in dieſer Provinz kaum 2700 Seelen auf 1 □ Meile, jetzt 3200: die Pachtungen konnten erhöhet werden: der Werth der Grundſtücke ſtieg ganz außerordentlich; manche Familien, die verſchuldet waren, konnten ſich völlig wieder aufhelfen, und der Wohlſtand des Ganzen nahm augenſcheinlich zu. Alles dieſes war eine Folge blos von der vermehrten Induſtrie beym Ackerbau, dieſe aber würde gewiß nie bis zu dem hohen Grad gebracht ſeyn, wenn nicht der Landmann durch den Gewinn beym Weizenbau dazu angetrieben wäre, und dieſer ihm die Koſten ſeiner Arbeiten und ſeines Fleißes reichlich wieder erſetzt hätte. Der ſicherſte Reichthum eines

Landes,

Landes, ſo wie die Population, beruhen auf den Ackerbau. Da, wo das Product der Induſtrie beym Ackerbau ſogleich mit Gewinn verſilbert werden kann, verhält ſich die Maſſe des geſammten Reichthums und der Population, wie die Güte des Bodens. Eben daher iſt im Lüneburgiſchen der Nationalreichthum ſehr geringe und die Population auf 1 □ Meile nur = 950: in der Churmark die Population auf 1 □ Meile = 1650; im Braunſchweigiſchen der Reichthum des Landmannes ſchon beträchtlicher, und auf 1 □ Meile die Population = 1900. Dagegen bey einem Boden, der mit dem Magdeburgiſchen und Halberſtädtſchen nur von gleicher Güte iſt, nämlich im Coburgſaalfeldiſchen iſt noch ein größerer Reichthum, und die Population auf 1 □ Meile = 4200. In Brabaud war vor der Revolution der Nationalreichthum ganz außerordentlich, und die Population auf 1 □ Meile = 4700. Aber noch mehr, den neueſten und ſicherſten Nachrichten zufolge, iſt in der Grafſchaft Ravensberg die Population auf 1 □ Meile = 6100; ja in der Lombardey war ſie ſogar = 6800. Dieſe wenigen Vergleichungen zeigen nun hinreichend, was für einer großen Vermehrung des Reichthums und der Population unſere Provinz immer noch fähig ſey, ſobald nur die fortſchreitende Induſtrie des Ackerbaues nicht durch irgend eine Veranlaſſung geſtört oder durch falſche Maaßregeln wohl gar unterdrückt wird. Meiner Ueberzeugung nach, würde alſo derjenige ſehr fehlen und

dem

dem Staate einen unersetzlichen Schaden zufügen, der während einer momentanen Erschütterung, die ein Mißverhältniß über eine halbe Welt verbreitet hat, nur auf solche Mittel und Vorkehrungen denken wollte, die während dieser Erschütterung zwar einige Hülfe verschafft, dagegen bey Rückkehr der allgemeinen Ordnung, den großen Gang der Nationalindustrie gestört, den Hauptquell des Reichthums verstopft, und Millionen, die unsere Provinz fortdaurend gewinnen könnte, nur benachbarten Staaten aufgedrungen hätten. Der Erfolg wird es ganz zuverlässig bestätigen, daß, unmittelbar nach eingetretener allgemeiner Ruhe, das Verhältniß des Weizen- und Rockenbaues sich von selbst, wie Ebbe und Fluth, in ein gehöriges Gleichgewicht setzen werde. Alle Vorkehrungen und Hülfsmittel, welche das Haupt-Nationalgewerbe, nämlich den Ackerbau, auf lange Zeit und von Grund aus erschüttern, halte ich daher für höchst nachtheilig und gefährlich.

8) Ueberhaupt ist in jedem großen Staate der Ackerbau die sicherste Grundfeste des Reichthums. In allen Staaten, von Lissabon bis Petersburg, bestätigt dieses ganz unwidersprechlich der Augenschein und die Erfahrung.

Unter andern will ich doch einen höchst auffallenden Beweis davon anführen. Als Turgot den Ackerbau in Frankreich wieder in Aufnahme bringen wollte, wurden mit der größten Sorgfalt und mit einem außerordentlichen Aufwande deshalb Untersuchungen angestellt. Die vollständigen

ständigen Resultate, welche man den Publico vorlegte, ergaben nun folgendes:

a) Daß unter Ludwig XV. das Product des gesammten Ackerbaues jährlich nicht mehr, als nur $\frac{1}{5}$ von dem betragen hatte, was solches jährlich unter Heinrich IV. betrug;

b) daß Frankreich für Stoffe und ähnliche Fabrikate zwar Millionen gewonnen, dagegen für die Producte der Agricultur Milliards verloren hatte;

c) daß zwey Millionen Menschen, welche den Ackerbau treiben, vollkommen für Ein Milliard Livres am Werthe produciren können;

d) endlich, daß dagegen drey Millionen Ouvriers nie mehr als nur für 700 Millionen Livres an Werth produziren können; mithin nicht einmal völlig die Hälfte von dem, was durch den Ackerbau gewonnen werden kann.

Dieß sind nun Resultate und Wahrheiten, die für einen Staat, dessen Ackerbau einer hohen Cultur fähig ist, gewiß von der größten Wichtigkeit sind.

Eben daher sagte mir der bekannte Franklin, mit welchem ich mich oft über diesen Gegenstand unterhalten habe, "daß er für die Amerikanischen Provinzen durchaus keine Fabrikanten und Manufacturiers suche, noch annehme. Der Ackerbau sey der solideste und sicherste Reichthum eines Staates, womit auch unmittelbar eine Vermehrung der Population verbunden sey. Der hiedurch erworbene

worbene Reichthum erzeuge sogleich den Luxum, und dann wären Fabriken und Manufacturen eine natürliche, sogar nothwendige Folge vom Luxus. Da, wo die Güte des Bodens zugleich mit der vortheilhaften Lage zum Verkaufe verbunden sey, mithin einen hohen Grad von Cultur erlaube, müsse der Ackerbau schlechterdings als die erste und wichtigste Fabrik des Staates beurtheilt und behandelt werden. Aber, so wie jede andere Fabrik, werde auch diese durchaus unterdrückt, alle Industrie dabey erstickt, der Reichthum, den man offenbar dadurch erwerben könne, den Nachbarn aufgedrungen, und endlich zum ewigen Nachtheile und Bedrucke des vaterländischen Gewerbes diese Staats-Fabrik bey den Nachbarn erst gegründet, auch in Flor und Aufnahme gebracht, sobald man derselben nicht verstatten wolle, das Product, welches sie nur durch anhaltende Industrie und durch einen Aufwand von unsäglichen Kosten erzeugen können, eben so, wie andere Fabriken, mit Gewinn wieder zu verkaufen. Denn eine jede Fabrik, welcher man den freyen Verkauf ihrer Producte versage, müsse über kurz oder lang unwiederbringlich zu Grunde gehen."

Mich dünkt, die Wahrheit von dieser Behauptung ist so einleuchtend, und die Vergleichung überall so treffend, daß es überflüssig wäre, noch länger hiebey zu verweilen.

9) Ich erinnere mich aber, daß ein oder anderer noch unmündiger Schwindler behaupten wollte, es sey aus sol-

genden Gründen ein unbedingter Zuschlag doch oft durchaus nothwendig:

a) bey hohen Kornpreisen könne sonst in den Haupt-Städten sehr leicht ein Aufruhr wegen Theurung entstehen; und

b) sobald für eine Fruchtart die Exportation erlaubt werde, könne unter diesem Vorwande auch ein großer Theil der übrigen Fruchtarten heimlich aus dem Lande mit fortgehen.

Ein solches Vorgeben verdient doch wohl kaum einer Widerlegung.

Zu den ersten Pflichten eines wohlgeordneten Staates gehört schlechterdings — die immerwährende Unterhaltung von großen Magazinen. Friedrich der Einzige ist mit seinem Beyspiele hierinn schon so wohlthätig vorangegangen; und eben dies ist auch das sichere, durchaus entscheidende Mittel für jeden Staat bey ähnlichen Mißverhältnissen, alles zum Wohl der Unterthanen zu leiten, Ruhe und Ordnung in allen Ständen zu unterhalten und ohne daß irgend despotische Mittel erfordert würden, alle Unzufriedenheit und Gährung, wegen hoher Kornpreise, auf immer zu entfernen. Ein unwidersprechlicher Beweis hievon sind unter andern die für so viele benachbarte Staaten höchst traurigen Jahre von 1771 und 1772.

10) Für alle Industrie, Flor der Fabriken, Aufnahme der Manufacturen und Fortschritte der Agrikultur, ist es immer höchst drückend, und ich möchte sagen, sogar tödtend,

wenn

wenn eine nun einmal vorgefaßte Meinung, und ein dem Ganzen nicht angemeſſener Grundſatz, dennoch mit einem eiſernen Eigenſinne verfolgt und durchgeſetzt wird.

Unter ſo viel andern, gehört denn auch die Behauptung zu den nachtheiligen Grundſätzen und Irrthümern, wenn einige ſogenannte Financiers vorgeben, es müſſe dieſe oder jene Einrichtung auch darum ſchon hier oder da anwendbar ſeyn, weil ſie mit Vortheil — in England Statt fände!!!

Warlich, wer ſo etwas behaupten kann, der muß über England weder mit Sachkenntniß nachgedacht, noch ſeine Unternehmungen nach feſten Grundſätzen geprüft haben.

Man verzeihe mir hier eine etwas triviale Vergleichung, die ich jedoch wählen muß, um mich wegen dieſer Behauptung in der Kürze verſtändlich zu machen.

England, dieſe glückliche Inſel, iſt ein ungeheures Gebäude von vier Etagen.

1) Die unterſte Etage enthält durchgehends und im Uebermaße die unentbehrlichſten Schätze des Mineralreiches: Eiſen, Zinn, Kupfer, Salz.

2) Die zweyte enthält überall die Forſten: ich verſtehe hierunter die Steinkohlen.

3) Die dritte wird mit einer zum Theile unglaublichen Induſtrie zum Ackerbaue und zur Viehzucht benutzt, und

4) die vierte iſt, wegen der unzähligen Canäle und deren Verbindung mit dem Meere, wirklich als der Ocean ſelbſt zu betrachten, vermittelſt welchem ein jeder Britte, von

jedem Standpunkte aus, nicht nur wegen seiner Produkte, sondern auch wegen aller Bedürfnisse, mit der ganzen übrigen Welt unmittelbar in Verbindung steht.

Hiezu kommt endlich noch ein höchst mildes Clima, gerade von der mittlern Temperatur, so, daß es nur wenige Länder giebt, wo unmittelbar nebeneinander alle Arten und Abarten von den ersten unentbehrlichsten Bedürfnissen des Menschen in einer solchen Güte und mit so vieler Sicherheit producirt werden können, und wo zugleich noch die Kräfte der arbeitenden Klasse in jeder Jahres- und Tageszeit zur größten Anstrengung aufgelegt bleiben.

Jetzt aber fordere ich alle Geographen und Statistiker auf, mir ein Land auf dem ganzen Erdenrund anzugeben, über welches die Hand der Natur alle diese Schätze in dem unglaublichen Uebermaße ausgegossen hätte.

Da, wo sich dieses beysammen findet, wird man alles sehr glücklich ausführen können, was in England nur jemals ausgeführt ist: weil man dann der Natur folgt.

Wo aber dieses nicht ist, da werden auch, trotz aller Kosten, Anstrengungen und gewaltsamen Mittel, alle nur auf England kalkulirte Einrichtungen, durchaus scheitern und dem Staate zum größten Nachtheile gereichen; weil man hier gegen die Natur arbeitet.

In unserm Staate, vorzüglich im Magdeburgischen, Halberstädtschen, Mansfeldischen, bleibt der Ackerbau schlechterdings die einzige, natürlichste und sicherste Grund-

lage

des Nationalreichthums, und — der Population. Mit dieſem Hauptgewerbe ſinken oder erheben ſich auch alle übrigen Nationalgewerbe.

Es bleibt daher, ſelbſt für den Staat, von der größten Wichtigkeit, daß die fortſchreitende Induſtrie und der glückliche Unternehmungsgeiſt, der erſt ſeit zwanzig Jahren mit ſolchem Eifer hierinn rege geworden, nicht durch gewaltſame und zweckwidrige Einrichtungen geſtöhrt, oder wohl gar unterdrückt werden möge.

Ich gehe nunmehr, wiewohl nicht ganz ohne Furcht, zur Unterſuchung der letzten Frage über, nämlich:

Ob nicht ein Mittelweg aufzufinden ſey, wodurch der Endzweck noch ſicherer als bisher erreicht, der Nachtheil für den Staat aber, wo nicht ganz vermieden, doch merklich vermindert werden könnte?

Wer nach dem, was ich bisher geſagt habe, etwa vermuthen wollte, ich wünſche die unbedingte Aufhebung des Kornzuſchlages, der würde mich gewiß ſehr falſch beurtheilen. Meiner Ueberzeugung nach, muß jeder wohldenkende Mann die bedingte Fortdauer deſſelben, wenigſtens bis zur künftigen Aerndte, dringend wünſchen, und unſerm Könige für dieſe, mit Aufopferung des Impoſtes, getroffene Fürſorge, von ganzem Herzen danken. Es würde ſehr überflüſſig ſeyn, von den traurigen, unüberſehbar-gefährlichen Folgen hier etwas zu ſagen, welche die unbedingte Aufhebung des Zuſchlages, in den jetzigen Zeiten, ſehr

leicht

leicht nach sich ziehen könnte. Es bedarf nur einer kurzen Betrachtung derjenigen Staaten, die jetzt unter dem Drucke der Theurung seufzen, um das Schreckenbild von jenen Folgen ganz vor sich zu sehen. Wehe also dem Manne, der, durch Eigennutz oder Leichtsinn verleitet, sich diesen Wunsch nur einen Augenblick erlauben könnte.

Um aber den Ideengang richtig zu beurtheilen, der mich auf meinen Vorschlag geleitet hat, muß ich nothwendig zwey Grundsätze voranschicken, die ich bey allen Erfahrungen in so manchen Justiz-Finanz-Kammer- Berg- und Landschaftlichen Collegiis, worin man mich über dreissig Jahr umhergetummelt hat, immer als höchst bewährt und wohlthätig befunden habe; nämlich

a) bey Landeseinrichtungen und Bedürfnissen, wobey eine Aufopferung durchaus unvermeidlich wird, ist es weder rathsam noch billig, daß die Last dieser Aufopferung ganz auf Eine Seite falle: es ist selbst für den Staat Gewinn, wenn sie, so viel möglich, über alle Glieder des Staates verhältnißmäßig vertheilt werden kann.

b) Es ist sehr vortheilhaft, wenn diejenige Leidenschaft der Unterthanen, die bey solchen Einrichtungen vorzüglich rege wird, von Irrwegen ab und dagegen so geleitet und benutzt werden kann, daß sie die wohlthätige Absicht des Staates nicht nur erleichtern, sondern sogar befördern muß.

Nach

Nach dieſen Grundſätzen, würde ich nun folgendes in Vorſchlag bringen:

1) Vom Rocken, Gerſten, Hafer, Erbſen, Kartoffeln ꝛc. darf unter keinem Vorwande, auch nicht das mindeſte exportirt werden; der Zuſchlag bleibt unbedingt auf dieſe Getraidearten wie er jetzt iſt.

2) Auf Weizen wird der bisherige Zuſchlag zwar ebenfalls beybehalten;

3) Jedoch werden auf Weizen unter folgenden Bedingungen, von Königl. Cammer Päſſe ertheilt.

a) Diejenigen Guthsbeſitzer, oder Königl. und andere Pachtbeamte, oder auch Ortsgemeinden, welche wenigſtens 4 Wiſpel Rocken frey nach Magdeburg ins Magazin abliefern;

b) jeden Wiſpel Rocken, gegen einen Schein daſelbſt zu 26 Thaler in Currentmünze einſetzen;

c) die Bezahlung dieſer 26 Thaler pro Wiſpel Königl. Cammer bis Johannis 1796 contiren;

erhalten für jede 4 Wiſpel Rocken, die unter obigen Bedingungen wirklich abgeliefert ſind, von Königl. Cammer ſogleich gratis einen Exportationspaß auf 6 Wiſpel Weizen:

d) jedoch muß für jeden Wiſpel Weizen, ſogleich beym Empfange des Exportationspaſſes, 2 Thaler baar als Impoſt erlegt,

e) daß ſolches geſchehen, im Exportationspaſſe bemerkt ſeyn; und

f) dann

f) dann dieser Weizen frey und ungehindert gegen Vorzeigung dieses Passes exportirt werden dürfen.

g) Der Kaufmann, der unter gleichen Bedingungen Rocken ins Magazin liefert, und mit voller Sicherheit nachweiset, daß er ihn außerhalb der Königl. Staaten aufgekauft habe, erhält eben solche Exportationspässe als die Guthsbesitzer, Königl. und andere Pachtbeamte, ꝛc. ꝛc.

h) der Impost von 2 Thaler pro Wispel Weizen, wird lediglich zu den Kosten verwendet, welche die Unterhaltung des Magazines erfordert.

i) Königl. Cammer behält die alleinige Direction und Disposition von diesem Magazine.

k) Vorerst aber wäre festzusetzen, daß unter den vorhin bemerkten Vortheilen und Bedingungen, keine Lieferungen beym Magazine, später als bis Ausgang des Monats April angenommen würden.

l) Mit Schluß Johannis müßte denn jeder eingelieferte Wispel Rocken, von Königl. Cammer mit 26 Thaler in Current baar bezahlt, und die Interimsscheine dadurch wieder eingelöset werden.

Dieß wären nun die Grundlinien meines Vorschlages. Um indessen auch die Ursachen von den hiebey angenommenen Verhältnissen anzugeben, so will ich noch folgendes bemerken.

Ich wünschte nämlich,

a) daß unſerm Könige aller Rocken, der auf dem Lande ſelbſt nur irgend zu entbehren iſt, ſo bald als möglich zur freyen Beſtimmung eingeliefert würde;

b) daß dieſe Einrichtung für unſern König ganz und gar keine Koſten veranlaſſen möge, da derſelbe ohnehin ſchon vieles am Impoſte verliert;

c) daß auch aus fremden Ländern noch ein beträchtliches Quantum von Rocken in die Preußiſchen Staaten eingeführt werden möchte;

d) endlich daß das hiedurch getheilte Intereſſe des Landmannes, den größten Theil deſſelben bewegen möchte, nicht ferner auf heimliche Exportationen zu ſinnen, ſondern vielmehr ſelbſt auf diejenigen mit zu wachen, die ſich dergleichen erlauben wollten.

Bey Beſtimmung der Verhältniſſe habe ich durch mehrere Berechnungen, auf die auswärtigen Preiſe des Rokkens, auf den Schaden der Ablieferung, und auf den Gewinn bey der Exportation, genaue Rückſicht genommen. Ich befürchte daher aus mehreren Gründen, daß der Hauptplan von der Errichtung eines großen Magazines in Magdeburg, weder ſchnell genug, noch auch vollſtändig genug, gelingen würde, ſobald man die hier angegebenen Verhältniſſe abänderte.

Ich bin jedoch weit entfernt zu behaupten, daß dieſer Plan nun gerade der beſte und vollkommenſte ſey. Vielmehr bin ich überzeugt, daß Männer von geprüften Kenntniſſen

niſſen und bewährtem Patriotismus, durch Modificationen und nähere Beſtimmung, ſehr leicht noch etwas beſſeres und für das Ganze wohlthätigeres in Vorſchlag bringen könnten.

Bey dem allem aber hoffe ich, wenn ich gleich über manches meine Meinung hier frey und offen geſagt habe, daß dennoch niemand meine gute Abſicht und meine aufrichtige Ergebenheit für meinen König, nur einen Augenblick verkennen wolle.

Und ſo ſchließe ich mit der Horaziſchen Bitte:

— — Si quid nouiſti rectius iſtis,
Candidus imperti: ſi non, his vtere: precor.

Etwas

Etwas
über die
Onyxgebirge
des
Teſias
und den
Handel der Alten
nach
Oſt-Indien.

Herrn

Hofrath Bruns

gewidmet

vom Verfaſſer.

Si quando cogemur, iis ipſis contradicere, quos maxime alioqui ſequimur, ignoſcendum erit nobis. Strabo L. I. p. 27. ed. Amſt.

Cteſias hat in ſeinen Indicis einige Nachrichten von einem Gebirge mitgetheilt, worinn man Onyxe, Sardonyxe und andere Edelſteine finden ſolle. In meiner Abhandlung: "Ueber die Reformen in der Mineralogie," äußerte ich die Vermuthung, daß dieſe Gebirge wahrſcheinlich diejenigen wären, welche ſich im eigentlichen Indoſtan an der weſtlichen Küſte dieſer Halbinſel hinunterziehen.

Bald nachher wurde jedoch von zwey ſehr verdienſtvollen Gelehrten eine andere Meinung vorgetragen. Sie glaubten nämlich, daß jene Onyxgebirge nicht jenſeit, ſondern diſſeit des Indus aufzuſuchen wären; und aus mehreren

Grün-

Gründen vermutheten ſie, daß es die zwiſchen der großen und kleinen Bucharey, auch klein Thibet und Kaſchemire hindurchziehende Gebirgskette ſey. (1)

So lange in jenen Ländern nicht ſichere und entſcheidende Unterſuchungen angeſtellt ſind, kann freylich alles, was ſich davon ſagen läßt, nur wenig mehr als Vermuthung ſeyn. Denn die Nachrichten die wir von Indien aus dem Zeitalter eines Herodot's und Cteſias, ja ſogar noch des Plinius, beſitzen, ſind viel zu ſchwankend, viel zu fragmentariſch, viel zu verworren in allem was Naturgeſchichte, beſonders die Gebirgslehre betrifft, als daß wir mit Sicherheit etwas daraus folgern könnten.

Wenn ich alſo einen Verſuch wage, von jenen Onyxgebirgen die wahre Lage hier etwas beſtimmter nachzuweiſen, ſo wird man auch von mir nichts weiter erwarten dürfen, als nur, daß ich diejenigen Nachrichten aufſuche, die bey Erörterung dieſer Frage zu einiger Anleitung dienen, davon die Reſultate angebe, in ſo weit ſie über dieſen Gegenſtand einiges Licht verbreiten, dann aber nach Verbindung des Ganzen, das Uebergewicht des Wahrſcheinlichen ſo genau zu beſtimmen ſuche, als es nach den wenigen ſicheren Quellen möglich iſt, die uns aus jenem Zeitalter noch übrig ſind.

Einige

(1) Böttiger vom Vaterlande der antiken Onyxkame'en. Leipzig. 1796.

Heeren über die Politik und den Handel der Alten. Göttingen. 1796. Th. 2. S. 71. und S. 689.

Einige Materialien laſſen ſich hiezu jetzt freylich leicht auffinden, nachdem ein Goguet, d'Anville, Rennell, Goſſelin, Robertſon, Mannert, Heeren, Vincent, über die Länderkunde und den Handelsverkehr der Alten ſo klaſſiſche Werke geliefert haben. Ich bin daher auch im Stande, diejenigen Gründe hier etwas ausführlicher vorzutragen, die ich im Sinne hatte, als ich jene Vermuthung nur vorläufig äußerte.

Um dieſes beſſer zu überſehen, will ich meine Bemerkungen einzeln und nach einer gewiſſen Folgeordnung zuſammenſtellen.

§. 1.

Alles, was Cteſias von dieſen Onyxgebirgen ſagt, iſt folgendes:

"De magnis montibus, ex quibus Sardo et Onyches aliaeque gemmae effodiuntur. De magno calore et vt ſol decuplo maior, quam in aliis regionibus, eſſe videatur, multique aeſtu ibi (ἐνταυθα) ſuffocentur. Tradit etiam, mare ibi (αυθοδι) non minus ſpatioſum Graeco eſſe: atque id in ſummo quidem, donec quis ad quatuor digitorum altitudinem perueniat, feruidum eſſe: adeo, vt piſcis iuxta calorem illum viuere non poſſit, ſed in fundo degat. Quod Indus fluuius, per campos decurrens, montes etiam permeet, in quibus calamus naſcitur, quem Indicum vocat etc." cf. Cteſias in Indicis. in

Herodoto ex ed. Weſſelingii. Amſt. 1763. p. 827. Sect. 5.

Ferner: "De ſumma Indorum iuſtitia, et de moribus ac ritibus eorum. De loco ſacro, qui eſt in tractu inhabitabili regionis, quem ſub nomine ſolis et lunae venerantur: ad quem a monte Sardus quindecim eſt dierum iter. Vt ſol ibi ſingulis annis per dies triginta quinque aliquid refrigerationis illis concedat, propter id feſtum, vt ne dum ipſum celebrant et dum reuertuntur, adurantur." p. ead. Sect. 8.

Endlich: "Eſt apud eos ſerpens ſpithamae magnitudine, aſpectu ſimilis pulcherrimae purpurae: caput candidiſſimum habens, dentibus omnino carens. Quem venatores in feruentiſſimis (χαυμαδεσάτων) montibus nanciſcuntur, ex quibus Sardo gemma effoditur." p. 829. Sect. 16.

§. 2.

Cteſias lebte ungefähr 400 Jahr v. C. G. und zwar in Perſien, wo er Leibarzt am Hofe des jüngern Cyrus war. Bey Beſtimmung ſeiner Angaben von Indien kann es alſo darauf wohl nicht ankommen, ob und wie weit die Griechen zu den Zeiten Alexander's jenſeit des Indus gekommen ſind, ob ſie damals einigen Handelsverkehr mit den Indiern hatten, oder ob ſie überhaupt, mittelbar oder unmittelbar, Kenntniſſe von dieſem Theile Indiens haben konnten. Vielmehr iſt nur zu unterſuchen, ob und welche

Nach-

Nachrichten die Perſer in jenen Zeiten, bey Gelegenheit des Küſtenverkehrs oder Landhandels, durch Kaufleute von den Indiern haben einziehen können.

§. 3.

Höchſt unerlaubt, ſelbſt lächerlich würde es ſeyn, wenn man behaupten wollte, die Alten hätten von dieſem oder jenem Lande Kenntniſſe gehabt, und einen Handelsverkehr damit getrieben, obgleich ſich nirgends einige Anleitung dazu nachweiſen laſſe.

Eben ſo gewagt aber ſcheint es mir auch zu ſeyn, wenn man geradezu entſcheiden wollte: die Alten hatten von dieſem oder jenem Lande zuverläſſig keine Kenntniß, — weil ſich in ihren Schriften keine Nachricht davon findet.

Billig iſt hier zu erwägen, daß unendlich viele Veranlaſſungen, Mißverhältniſſe, ſelbſt Unglücksfälle eingetreten ſind, die uns die Ueberlieferung von jenen Kenntniſſen nur gar zu leicht entrücken konnten, und zum Theile wirklich entrückt haben.

Die Seefahrer und Kaufleute waren gewöhnlich viel zu einfältig und viel zu unwiſſend, um von den entfernten Ländern, wohin ſie doch unmittelbar handelten, Nachrichten einzuziehen, und dieſe wieder mitzutheilen. (1)

(1) Strabo, L. XV. p. (686) 1006. edit. Amſt. 1707.

Sie beſaßen auch wohl manche Kenntniſſe, die ſie aber vorſetzlich aus merkantiliſchen oder Staatsabſichten äußerſt geheim hielten. (1)

Oft blieben dieſe Entdeckungen den Gelehrten und Erdbeſchreibern nur um deswillen Jahrhunderte lang unbekannt, weil die Mittheilung und Verbreitung derſelben im damaligen Zeitalter, mit ſolchen Schwierigkeiten verknüpft war, daß man in unſern Tagen, nach Einführung der Buchdruckerkunſt, der Poſten, der Zeitungen, ꝛc. ſich kaum einen Begriff davon machen kann. Goguet, Goſſelin, Mannert, und andere Gelehrte mehr, haben daher mit Recht auf dieſes für die alte Literatur ſo drückende Mißverhältniß aufmerkſam gemacht.

Endlich ſind auch ſo viele Schriftſteller gänzlich verloren, die uns über manche Länderkenntniſſe der Alten gewiß noch wichtige Aufſchlüſſe würden gegeben haben.

So ſind z. B. gänzlich verloren: die Schriften eines Anaximanders und Hekatäus, des Scylax Nachrichten von Indien, die Schriften des Timoſthenes, Ephorus und Pytheas; was uns von denen des Oneſicritus und Megaſthenes noch übrig geblieben, iſt im Ganzen doch ſehr unbedeutend, und vom Eratoſthenes beſitzen wir nur Bruchſtücke, u. w. dergl. m.

Wahre

(1) Strabo, L. III. p. (175.) S. C. 265. Goguet de l'Origine des Loix, Arts et Sciences. Tom. 3. p. 559. Heeren von der Politik und Handel der Alten. Th. 2. S. 733.

Wahrſcheinlich kannte weder Eratoſthenes noch Strabo des Seleucus Nicator Entdeckungen in Indien, (1) Strabo nicht die geographiſchen Arbeiten des Agrippa, und was noch auffallender iſt, ſogar Plinius nicht einmal die Schriften des Strabo, der doch nur 30 Jahre vor ihm lebte. (2)

Man nehme uns den einzigen Herodot, und die Umſchiffung von Afrika in jenen Zeiten würde gewiß von jedermann geläugnet werden, auch mögte man es ſchwerlich einem Teſias allein zuglauben, daß der Karavanenhandel nach China ſchon damals im Gange geweſen ſey, u. w. dergl. m.

Aus dieſen und ähnlichen Gründen mehr dünkt mich, daß man den Perſern einen Handelsverkehr mit den damaligen Küſtenbewohnern vom jetzigen Indoſtan, noch gar nicht mit Sicherheit abſprechen könne.

§. 4.

So ſchwach, ſo einſylbig, ſo räthſelhaft indeſſen die Sagen der Vorzeit auch immer für uns ſeyn mögen, wenn man ſie nur einzeln hört, ſo rufen ſie dennoch zuſammengenommen, dem Alterthumsforſcher der nicht muthwillig ein Skeptiker ſeyn will, einige Aufſchlüſſe und Wahrheiten laut und vernehmlich genug zu.

Darf

(1) Goſſelin Geogr. des Grecs. Paris 1790. p. 27.

(2) Goſſelin, p. 18. 34. 57.

Darf ich meinem Urtheile irgend hierin trauen, ſo dünkt mich, daß folgendes wohl unſtreitig zu dieſen Wahrheiten gehöre:

im Zeitalter des Cteſias hatten die Perſer allerdings ſchon einige, wenn gleich noch unvollſtändige, Kenntniſſe von Indiens weſtlicher Halbinſel;

ſie erhielten dieſe wahrſcheinlich durch die Phöniziſchen Seefahrer und Handelsleute;

im Indiſchen Meere war der Seehandel und Küſtenverkehr gewiß ſchon im lebhaften Umſchwunge, und,

bey ſo großen Unternehmungen zur See, bey Entdeckungsreiſen welche die ganze damals bekannte Welt umfaßten, bey dem ſo blühenden Handel nach Indien, wodurch die Waaren und Koſtbarkeiten dieſer Halbinſel über ganz Aſien verbreitet wurden, Unternehmungen, Verhältniſſe und Einrichtungen, die ſämtlich dem Zeitalter Alexanders vorangingen, iſt es beynahe gewiß, daß auch die Griechen, wenn gleich nicht unmittelbar, doch durch den Zwiſchenhandel und wechſelſeitigen Verkehr, damals ſchon einige Kenntniſſe, ſelbſt Koſtbarkeiten, von Indien werden erhalten haben.

Von dieſen Behauptungen liegen, wie ich glaube, ſchon hinlängliche Beweiſe in folgenden Thatſachen:

1) Semiramis, dies glänzende Meteor der alten Welt, es mag nun die ältere oder eine jüngere geweſen ſeyn, ſie

ſie mag, nach Goguet, 1700, oder nach andern 1200 Jahre v. C. G. gelebt haben, ließ auf dem Indus eine große Flotte ausrüſten, bediente ſich dazu Phöniziſcher Schiffsbaumeiſter, und ſetzte mit ihrem Heere über den Indus, um die Völker jenſeit deſſelben zu bekriegen. Sie ſoll ſogar (wiewohl nur einer ungewiſſen Sage nach,) künſtliche Elephanten haben verfertigen laſſen, um den jenſeitigen Völkern eine gleichförmige Kraft entgegen zu ſtellen. (1) Wie würde ſie wohl Phönizier zur Ausführung dieſes Vorhabens gebraucht haben, wenn dieſe nicht ſchon zuvor in jenen Gewäſſern als Seeleute wären bekannt geweſen? Wie würde ſie ihr Heer auf eine den Indiſchen Heeren ähnliche Weiſe umgebildet haben, wenn ſie nicht von den Ländern jenſeit des Indus, und der Methode dort Krieg zu führen, einige Vorkenntniß gehabt hätte? Wie würde ſie überhaupt wohl auf den Entſchluß gekommen ſeyn, jenſeit des Indus Eroberungen zu machen, wenn ſie nicht durch Nachrichten von den Schätzen und Reichthümern dieſes Landes dazu wäre gereizt worden?

2) Joniens unſterblicher Barde, Homer, kannte und bewunderte beynahe 1000 Jahr v. C. G. den Unternehmungsgeiſt der Phönizier zur See und im Handel ſo ſehr, daß er ihrer ausdrücklich in ſeinen Gedichten mit Ruhme

(1) Diodorus, L. II. p. 130. Strabo, L. XV. p. (686) 1007. Memoires de l'Acad. d. Sciences T. III. p. 843. ſeq.

Ruhme erwähnt, auch von den Reichthümern und Koſtbarkeiten redet, welche ſie, über 200 Jahr vor ihm, den Trojanern ſollten zugeführt haben. (1) Da nun die Phönizier ſchon einige hundert Jahre zuvor den Indus beſchifft hatten, ſollte man nicht vermuthen dürfen, daß unter dieſen Koſtbarkeiten auch einige Oſt-Indiſche Produkte wären begriffen geweſen.

3) Nechos, der Aegyptiſche König, nahm 620 Jahr v. C. G. Phöniziſche Seeleute in Dienſt, die vom Arabiſchen Meerbuſen aus, ganz Afrika umſchifften, und nach Verlauf von drey Jahren durch die Säulen des Hercules, alſo durch die Meerenge von Gibraltar, glücklich nach Aegypten zurückkamen. (2) Ein Unternehmen, welches in jenem Zeitalter gewiß mehr als herkuliſch war. Wer könnte, wer dürfte wohl glauben, daß eine Nation, die von einem ſolchen Unternehmungsgeiſte beſeelt war, die durch den Reiz des Handlungsgewinns zu ſolchen Abentheuern immer mehr ausgebildet und angetrieben wurde, die ſo viel hundert Jahre zuvor ſchon eine anſehnliche Flotte auf dem Indus ausgerüſtet hatte, daß, ſage

(1) Odyſſ. L. XV. v. 414. 415. Iliad. L. VI. v. 289. 290. L. XXIII. v. 743. Odyſſ. L. XV. v. 115 L. IV. v. 120.

(2) Herodotus, L. IV. S 42. p. 298. Goguet, T. III. p. 233. 237. 249. 517. Herod. trad. p. Larcher, T III. p. 405. n 76. 77. Heeren über die Politik und den Handel der Alten, Th. 2. S. 588. ꝛc.

ſage ich, eine ſolche Nation nicht in dem Zwiſchenraum von wenigſtens 600 Jahren eine mit der Umſchiffung von Afrika gar nicht in Vergleichung zu ſtellende Schifffahrt, nämlich die vom Arabiſchen Meerbuſen aus nach Indien, fleißig ſollte getrieben haben. Doch,

4) die Jüdiſchen Propheten, Jeſaias und Ezechiel, ſetzen dies völlig außer Zweifel. Denn nach den Angaben des erſteren, etwa 700 Jahr, des letzteren 600 Jahr v. C. G., iſt es unwiderſprechlich gewiß, daß zwiſchen den Phöniziern und den Indiern ein unmittelbarer Tauſchhandel Statt gefunden habe. Sie nennen ſogar die Häfen am Indiſchen Meere, und im Perſiſchen Meerbuſen, wo ſie die Indiſchen Waaren einführten, nämlich Haran, Canna, Aden und Daden. Und ſie reden davon, nicht etwa als von einer erſt neuerlich getroffenen Einrichtung, ſondern als von einem ſehr blühenden, weit verbreitetem und ſchon feſt gegründetem Handel. (1) Es konnten alſo die Perſer ſehr leicht einige, wenn gleich noch dunkle und fabelhafte, Nachrichten von Indien hiedurch erhalten. Aber ſogar auch die Griechen. Denn, vom Perſiſchen und Arabiſchen Meerbuſen ab wurden dieſe Oſtindiſchen Waaren durch Karavanen weiter gebracht, und ſo auch denen Nationen

(1) Jeſaias, C. 21, v. 13. Ezechiel, C. 27, v. 15. ſeq. Goguet, T. III. p. 255-257. Heeren, T. II. p. 230. 237. ſeq. desgl. p. 612-619. desgl. p. 720.

[illegible], welche am Mittländischen Meere

[illegible] Karthagischer Befehlshaber, führte 570 [illegible] Flotte von 60 Seegeln mit 30000 Men- [illegible] Afrika. (2) Und solche Seefahrer hät- [illegible] schon längst bekannten Handelszweig nach Indien nicht fortsetzen sollen?

6) Scylax von Caryanda lebte ungefähr 500 Jahr v. C. G., und etwa 100 Jahr vor dem Ctesias. Auf Befehl des Persischen Königs Darius Hystaspes mußte er eine Flotte auf dem Indus ausrüsten, und den ganzen Fluß bis in die See hinunterfahren, von da aus aber in den Persischen Meerbusen zurückkehren. (3) Die Hauptabsicht hiebey war, das Persische Reich bis unmittelbar an den Indus zu erweitern und zu befestigen. Die Perser selbst aber waren weder Seefahrer, noch schätzten sie irgend die Schiffkunde. Ist es daher nicht

(1) Heeren, T. II. p. 614. seq. p. 698. seq.

(2) Hannonis Periplus in Hudsonii Geogr. min. T. I. p. 1. Mannert l. c. T. I. p. 46. Heeren, T. I. p. 114. 483. The Voyage of Hanno, translated and accompanied with de greek text, by Thomas Falconer. London. 1797. 8vo. Göttingische gel. Anzeigen. J. 1798. 4. St. S. 30.

(3) Herodotus, L. IV. S. 44. p. 300. Moreri Dictionaire voce Scylax. Mannert Geographie der Griechen und Römer, Th. 1. S. 64. f.

nicht wahrſcheinlich, daß er, nach dem Vorbilde der Semiramis und des Nechos, ebenfalls Phöniziſche Seefahrer zur Ausrüſtung dieſer Flotte gebraucht habe? Dieſe kannten jene Küſten auf das genaueſte, und handelten von dort aus unmittelbar mit den Perſern. Und geſetzt, ſogar der Periplus des Scylax in Hudſons Geogr. Min. der ohnehin durchaus verfälſcht iſt, (1) und von Dodwell ſehr unrichtig einem weit jüngern Scylax zugeſchrieben wird, (2) ſey überall kein Produkt des ältern Scylax; ſo bleibt dennoch ſo viel gewiß, daß dieſer ältere Scylax ſelbſt, mehrere Nachrichten von Indien eingezogen, und eine Beſchreibung von dieſem Lande zuſammengetragen habe, weil Ariſtoteles ſich ausdrücklich darauf beruft. (3) Sie iſt aber, leider, verloren.

7) Herodot, der Vater der Geſchichte, ein Grieche, hat ungefehr 450 Jahr v. C. G. ſolche Nachrichten von den Indiern mitgetheilt, woraus deutlich erhellet, daß er von

(1) Recherches ſur la Geopraph. des Anciens p. Goſſelin. Paris. 1798. T. I. p. 102-106. Richard Bentley, ſagt in Apologia de epiſt. Phalaridis. p. 327. Scylax one of the moſt corrupted Books in the World.

(2) Fabricii Biblioth. Graeca ex Edit. Harl. Hamb. 1795. Vol. IV. Lib. IV. c. 2. S. VI. p. 606. ſeq. W. Vincents Voyage of Nearchus. London. 1797. p. 276. not. 271.

(3) Ariſtot. Politic. L. VII. c. 14.

von denen, die jenſeit des Indus wohnten, allerdings ſchon einige Kenntniß gehabt habe. Er verſichert nemlich, daß verſchiedene davon den Perſern unterworfen, die entferuteren aber, und vorzüglich die Südlichern, unabhängig wären. Er wußte, daß die Farbe der Einwohner in das Schwarze falle; daß die Thiere des Landes größer wären, als anderswo; er kannte die Erzeugung der Baumwolle und ihren Gebrauch. (1) Und die Perſer und Griechen hätten nicht einige nähere Nachrichten vom Innern dieſes Landes ſollen einziehen können?

8) Cteſias, ein Grieche, ein Geſchichtſchreiber, ein Naturkündiger, ein Arzt, lebte, ungefähr 400 Jahr v. C. G., am Hofe des jüngern Cyrus. Er ſchrieb eine Naturgeſchichte von Indien. Bey den zuvor bemerkten Verhältniſſen, ſollte dieſer nicht einige Kenntniſſe von den Gebirgen und Naturprodukten Indiens jenſeit des Indus haben erhalten können? Einige mußte er durchaus haben, denn ihm war ſogar ſchon das Inſekt (Coccus Ilicis) bekannt, welches das Gummilack hervorbringt, er rühmt die Schönheit der daraus gezogenen Farben, und wußte, daß die in Indien gefärbten Zeuge (Zitſe) den

(1) Herodotus, L. III. S. 98-106. p. 247. Mannert, T. I. p. 15.

den Perſiſchen vorzuziehen wären. (1) Er kannte auch den Affen und den Papagay, und wußte, daß im Innern von Indien die Menſchen von ſchwarzer Farbe wären. (2) u. w. d. m.

9) Pytheas ein Maſſilier, umſchiffte ungefähr 350 Jahr v. C. G., vom Mittländiſchen Meere aus, ganz Europa bis nach Norwegen. (3)

Es könnte vielleicht mancher auf den Einfall gerathen, daß die aus einem ſo frühen Zeitalter hier aufgeführten Unternehmungen der Phönizier um deswillen ſehr zu bezweifeln wären, weil die vom Nearch lange Zeit nachher unternommene Seefahrt mit ſo vielen Schwierigkeiten verknüpft war, und immer noch eine große Unbekanntſchaft mit dem Meere, mit den Küſtenländern, überhaupt mit dem Seeweſen und der Schiffahrtskunde offenbar beweiſet. Allein mich dünkt, daß ein ſolches Urtheil kaum noch eine ernſthafte Widerlegung verdiene. Wie äußerſt unbedachtſam und durchaus falſch würde ein Geſchichtforſcher nicht urtheilen, der zwey tauſend Jahre nach uns aufträte, und nach dem Tagebuche einer Seereiſe, welche die Ruſſen noch im

(1) Cteſias in Ind. c. Herod ex ed. Weſſelingii, p. 830. et ibid. in Fragment. p. 862. (apud Aelianum de nat. anim. Lib. IV. c. 46.)

(2) Ibid. p. 826. Sect. 3. p. 828.

(3) Mannert, T. I. p. 72. 78.

im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts unternommen haben, entſcheiden wollte, daß die großen Unternehmungen und Entdeckungen zur See, welche Portugieſen, Spanier und Britten ſchon Jahrhunderte vor uns ausführten, falſch und erdichtet wären. Die Griechen verhielten ſich damals in Abſicht des Seeweſens zu den Phöniziern, wie die Ruſſen zu den Britten. (1) Ueberdem iſt auch das, was Hanno wirklich ausgeführt hat, eine Thatſache, die ein unpartheyiſcher Schriftſteller nicht wohl bezweifeln darf.

§. 5.

Vorhin hatte ich vorzüglich nur ſolche Thatſachen und Verbindungen nachgewieſen, wodurch die Perſer und Griechen in einem ſehr frühen Weltalter, blos durch den Handel zur See, allerdings ſchon Nachrichten, ſogar Naturprodukte aus Oſtindien erhalten konnten.

Eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß die Griechen ſowohl als die Perſer, noch durch andere Verbindungen mit ihren Nachbarn, ſogar durch einen lebhaften Karavanenhandel, und blos über dem feſten Lande her, von den entfernteſten und reichſten Ländern Aſiens, Nachrichten, und Kenntniſſe, und indiſche Waaren ſchon in einem ſehr frühen Zeitalter erhalten haben.

1) Ariſteas Proconneſius, ein Griechiſcher Dichter und Geſchichtſchreiber, lebte wenigſtens 540 Jahr v. C. G.

(1) Heeren, T. II. p. 741.

C. G. (1) Einige behaupteten ſogar, daß er v. C. G. gelebt habe. (2) Er kannte viele ſehr öſtlich-aſiatiſche Völker; die Arimaſpen, die Iner, die Hyperboreer.

Die nur mißverſtandene Beſchreibung und Nachricht von den Goldwäſchen und Wache haltenden Greiffen, welche nach ihm Herodotus, und ſoviel andere mehr ebenfalls vortragen, war ihm ſchon völlig bekannt. (3)

2) Spätestens in eben dieſem Zeitalter mußte der Gebrauch Statt finden, den Herodotus von den Hyperboreern als eine Sage der Delier anführt. Es ſchikten nämlich dieſe Hyperboreer jährlich eine religiöſe Geſandtſchaft nach Delos, um dem Apoll Geſchenke zu überbringen. Dieſe waren in Korngarben verwahrt; ſie wurden von einigen Hyperboreern bis nach Delos begleitet, und dieſe Geſandtſchaft von den dazwiſchen liegenden Völkern freundſchaftlich aufgenommen. (4)

Die Wahrheit dieſer Angabe darf um ſo weniger bezweifelt werden, da ſie andere bewährte Schriftſteller der Grie-

(1) Fabricii Bibl. Graeca ed. Harleſ. Hamb. 1790. Vol. I. Lib 1. cap. 2. pag. 10.

(2) Mannert. Tom. IV. p. 114. Herodotus. L. IV. S. 15. ed. Weſſel. p. 287.

(3) Pauſanias. Lib. I. cap. 24. pag. 58. Ed. Kuhnii.

(4) Herodotus lib. IV. cap. 32. ſeqq.

Griechen, nemlich ein Callimachus und Pauſanias, wenn gleich mit einiger an ſich unbedeutenden Abweichung, im Ganzen und der Hauptſache nach ausdrücklich beſtätigen. (1)

Dieſe Hyperboreer, (die man nicht mit jenen verwechſeln muß, welche im Weſten wohnten,) (2) da ſie die Erſtlinge von ihren Früchten überſandten, und bey ihnen der Eſel häufig aufgezogen wurde, den ſie auch dem Apoll opferten, mußten nothwendig den Ackerbau treiben und unter einem milden Himmelsſtriche wohnen.

Aus mehreren Umſtänden aber, beſonders aus ihrer Verehrung des Apolls, dieſes Nationalgottes des Joniſchen Stammes, ihrer Vorliebe für die Griechen, ihrer Anhänglichkeit an Delos, aus dem Umſtande, daß ſie den Apoll ſogar in ihrem Lande in einem Tempel verehrten, endlich aus ihrer fortdauernden Verbindung mit Synope, dürfte man beynahe vermuthen, daß dieſe Hyperboreer bey Gelegenheit des Aſiatiſchen Landhandels, eine von Joniſchen Griechen ſchon im erſten Zeitalter tief in Oſt-Aſien eingeführte Kolonie geweſen ſey.

3) Daß

(1) Callimachi Hymnus auf die Inſel Delos v. 281. f. Pauſanias, lib. I. p. 59. lib. V. p. 7. (ed. Sylb. 1613.) Mannert, Tom. IV. pag 51. ſeqq.

(2) Gesneri Diſſ. de Phoenicum nauigationibus extra Columnas Herculis ad calcem edit. Orphei.

Diodorus Sic. Lib. II. p. 130. ed. Rhodomanni.

3) Daß der Karavanenhandel nach China ſchon an die 500 Jahre v. C. G. völlig im Gange war, läßt ſich, nach einigen Nachrichten welche uns Herodotus, beſonders aber Cteſias mittheilt, nicht wohl bezweifeln. Zumahl ein Deguignes und Heeren über dieſen älteſten Handel nach China, ein ſo großes Licht verbreitet haben. (1)

4) Es iſt beynahe gewiß, wenigſtens höchſt wahrſcheinlich, daß ſchon einige hundert Jahre v. C. G. ein wichtiger Karavanenhandel mitten durchs Perſiſche Reich, durch Medien und Armenien geführt ſey, der ganz ausdrücklich Indiſche Waaren zum Gegenſtande hatte. Aus der umſtändlichen Nachricht welche ſich hievon beym Strabo findet, folgt dieſes wohl deutlich genug. (2) Es konnten alſo die Griechen dieſe Indiſchen Waaren entweder geradezu von den benachbarten Perſern erhalten, oder auch über dem ſchwarzen Meere her von den Aorſen. Letztere führten vorzüglich dieſen Handel mit Indiſchen Waaren, und hatten ihren Hauptſitz am Don. (3)

5) Man

(1) Cteſias, in Aeliani Hiſt. Anim. L. IV. C. 26. et 27. Deguignes, Memoir. de l'Acad. des Inſcript. T. 46. Heeren. T. 2. p. 695. ſeq. Mannert. T. IV. p. 111. ſeq. Herodotus. L. IV. S. 23. 24. 25. Edit. Weſſel. p. 291.

(2) Strabo. L. XI. p. (506.) 773. Mannert. T. IV p. 111. ſeq.

(3) Strabo l. c.

5) Man verbinde mit obigem eine Nachricht, welche Florus mittheilt. Es haben nämlich die Serer und die mit ihnen unter demſelben Himmelsſtriche wohnenden Indier ſogar ſchon eine höchſt glänzende und prachtvolle Geſandtſchaft an den Kayſer Auguſt geſandt. Dieſe Geſandtſchaft überbrachte ſehr koſtbare Geſchenke an Edelſteinen, Perlen und andern Seltenheiten; ſie führte auch viele Elephanten mit ſich; allein, der ganz außerordentlichen Entfernung ihrer Länder wegen, hatte dieſe Geſandtſchaft — ganzer vier Jahre auf der Reiſe zubringen müſſen, ehe ſie in Rom ankam. (1) Es läßt ſich nicht wohl denken, daß eine ſo prachtvolle und zugleich ſo beſchwerliche Geſandtſchaft aus ſo ſehr entfernten Ländern würde abgeſchickt ſeyn, wenn nicht ſchon durch einen langen Zeitraum vorher einige Art der Verbindung und Bekanntſchaft mit dieſen ſo entfernten Ländern Statt gefunden hätte, und dieſe Verbindung konnte nicht wohl etwas anderes, als eine Handelsverbindung mittelſt der hier durchziehenden Karavanen ſeyn.

6) Wenn man endlich noch darauf Rückſicht nimmt, wie in jenem Zeitalter ſo viel andere Handelsſtraßen mehr ſchon im Innern von Aſien im Gange waren, welches ein Heeren in ſeinen Ideen über die Politik und den Handel der Alten, mit eben ſo vielem Scharfſinne, als Beleſenheit ausgeführt hat, dieſe Handelsſtraßen aber gewiß durch unzäh-

(1) Florus, Lib. IV. Cap. XII.

unzählige Nebenzweige theils unter ſich einige Gemeinſchaft hatten, theils auch über benachbarte Nationen ſich ergieſſen mußten, ſo wird man meine Behauptung ſchwerlich noch bezweifeln können.

§. 6.

Es konnten aber auch die Griechen im Zeitalter Alexanders des Großen, durch eine unmittelbare Verbindung und Bekanntſchaft mit den Indiern, allerdings ſchon einige Kenntniſſe, ſogar Naturprodukte aus dem Innern von Indien erhalten:

1) Alexander ließ 326 Jahr v. C. G., unter Anführung des Nearch, zu Nicäa am Hydaſpes eine große Flotte ausrüſten, welche den ganzen Indus bis in die See hinunter ſchiffte, und von da aus in den Perſiſchen Meerbuſen zurückkehrte. (1) Aus mehreren Gründen läßt ſich behaupten, daß der größte Theil der Schiffe, deren ſich Nearch zur Transportirung ſeines Proviants für eine Flotte von beynahe 2000 Segeln bediente, den Indiern zugehört habe, welche im Panjab jenſeit des Indus wohnten, die alſo damals ſchon mit der Schifffahrt, mit den zunächſt liegenden Küſtenländern, und mit dem damit verbundenen Handel nothwendig mußten bekannt ſeyn. Durch dieſe konnten nun die Griechen

(1) Nearchi Paraplus ex Arriano, T. I. in Hudſ. Geogr. Min.

ſehr leicht Kenntniſſe von dem angrenzenden Indien erhalten. (1)

2) Am Ufer des Ganges hatte der König der Praſier ein ſtarkes Heer von Reitern, Streitwagen und Elephanten verſammlet, um dem Griechiſchen Eroberer, wenn er noch weiter in Indien vorrücken würde, eine angemeſſene Macht entgegen zu ſtellen. (2) Die Griechen in Alexanders Heere hatten dieſes erfahren, und dieſe Nachrichten konnten ſie nur durch Kundſchafter oder durch übergegangene Einwohner aus dem jenſeit des Indus liegenden Indien erhalten haben. Dieſe Gelegenheit wird indeſſen Alexander gewiß benutzt haben, um auch von den Produkten dieſes Landes einige Kenntniſſe einzuziehen, denn er war nichts weniger als gleichgültig gegen Länderkunde und Naturgeſchichte. Und in mehr als einer Rückſicht konnte keine Weltgegend ſeine Wißbegierde mehr reitzen, als eben dieſe.

3) Das Reich, welches Alexander dem Porus übergab, ſoll 2000 Städte enthalten haben, (3) und einige von dieſen Städten hatten 10000 Einwohner.

(1) Arrianus de Exped. Alexandri, L. VI. c. 18. p. 257. ed. Gronov. Rennells Memoirs of Indoſtan ed tert. p. 132. W. Vincents Voyage of Nearchus. London. 1797. p. 12. ſeq.

(2) Diodorus, L. XVII. p. 232.

(3) Arrianus de Exp. Alex. L. VI. c. 2. p. 236.

ner. (1) So übertrieben auch dieſe Nachrichten größtentheils ſeyn mögen, beſonders was Strabo, Plinius und Plutarch davon ſagen, ſo beweiſen ſie doch unwiderſprechlich, daß dieſe Indiſchen Nationen ſchon damals bis zu einem ſolchen Grade der Kultur und des Gewerbes geſtiegen waren, der ſich ohne Handelsverbindung mit den Nachbaren gar nicht denken läßt. Dies hat auch Hr. Vincent in ſeinem vortreflichen Werke über Nearchs Seereiſe gewiß ſehr gut ausgeführt, und mit vielen Gründen bewieſen. (2)

Unter ſolchen Umſtänden konnten nun die Griechen in Alexanders Heere vom ſo unmittelbar angrenzenden Indien ſehr leicht ausführliche Nachrichten, und ſogar mehrere Natur- und Kunſtprodukte erhalten.

4) Die bis dahin noch dunkle Frage, ob Taprobane (Ceylan) eine Inſel ſey, oder zum feſten Lande gehöre, wurde während den Eroberungen des Alexanders dahin entſchieden, daß es eine Inſel ſey. (3) Es mußten alſo die Griechen von Indiens weſtlicher Küſte bis nach Ceylan hinunter nothwendig einige Nachrichten eingezogen haben.

5) Ne-

(1) Ibid. L. V. c. 20. p. 221.

(2) W. Vincents voyage of Nearchus, p. 10. ſeq.

(3) Plinii H. N. L. VI. S. 24.

5) Nearch, der Befehlshaber der auf dem Indus hinausgeführten Flotte, erwähnt ganz beſtimmt der Perlenfiſcherey, welche an der weſtlichen Küſte von Indien, in der Meerenge von Ceylan getrieben wurde. Er führt aber dieſes nicht als eine neue, merkwürdige Entdekkung an, ſondern, wenn er Nachricht von der Perlenfiſcherey im Perſiſchen Meerbuſen giebt, ſo verweiſt er nur kurz auf die an der Indiſchen Küſte, als auf eine ſchon bekannte Sache. (1). Aber noch mehr: Nearch kannte nicht nur die Baumwolle und deren Bearbeitung, die feinen daraus verfertigten Zitſe, den Tiger und den Papagay, (2) ſondern ſogar ſchon das Zuckerrohr und den Zuckerſyrop, den man in Indien aus dieſem Rohre zubereitete. (3)

Ueberdem beweiſen es die vielen und ſo genauen Nachrichten von der Lebensart, auch den Sitten und Gebräuchen der Indier, die uns Strabo vorzüglich im 15ten Buche mittheilt, wie äußerſt aufmerkſam und wißbegierig

(1) Arriani Indica, p. 354. Sect. 38. Nearchi Paraplus in Hudſonii Geogr. Min. T. I. p. 32.

(2) Arriani Indica. Lugd. Bat. 1704. ex edit. Gronouii. p. 329. Sect. 15. et 16. Strabo, p. (709) 1036. S. C.

(3) Strabo, L. XV. India (694) p. 1016. Tradit idem (Nearchus) arundinem mel ſine apibus gignere: et cum non ſit arbor fructifera, ex fructu tamen ebrium facere.

gierig Nearch geweſen ſeyn müſſe, um auch vom innern Indien Kenntniſſe zu erlangen.

6) Oneſicritus, der zweyte Befehlshaber auf Alexanders Flotte, mußte, auf ausdrücklichen Befehl deſſelben, zu einigen Sophiſten oder Brachmanen reiſen, und ſich mit ihnen unterreden, um von ihrer Lebensart und ihren Lehren Nachricht einzuziehen. Er kannte den merkwürdigen Baum in Indien, deſſen Zweige in die Erde wachſen, und der ſeinen Umfang hiedurch immer mehr verbreitet, (nämlich den Banianbaum, oder Ficus Indica). Er hatte vom Lande des Königs Muſicanus welches jenſeit des Indus lag, ungefehr zwiſchen dem Panjab, Patalene und der Cutchbay, eine weitläuftige und genaue Beſchreibung zuſammengetragen. Ja, er wußte ſogar, daß die Elephanten auf der Inſel Taprobane (Ceylan) ungleich größer und kriegeriſcher wären, als die auf dem feſten Lande; auch daß die Schiffahrt vom Prom. Coliaco (Cap Comorin) nach Ceylan länger daure, und beſchwerlicher ſey, als es, nach der Entfernung, billig ſeyn ſollte, dieſes aber daher rühre, weil die Schiffe dort ſchlecht gebauet würden, und nicht gehörig mit Ballaſt verſehen werden könnten, außerdem auch der Wind in dieſer Meerenge nur ſelten zur Ueberfahrt günſtig ſey. (1)

7) Nach-

(1) Strabo, L. XV. p. 1041. (715.) p. 1016 (694) Plinius H. N. L. VI. S. 24. Strabo, p. 1012. (691).

7) Nachdem Alexander den Porus überwunden hatte, rückte er noch weiter in Indien vor. Einer von den Königen erſchien vor ihm im größten Schmucke. "Veſtis erat, auro purpuraque diſtincta, quae etiam crura velabat: aureis ſoleis inſeruerat gemmas: lacerti quoque et brachia margaritis ornata erant. Pendebant ex auribus inſignes candore et magnitudine lapilli. Baculum aureum Berylli diſtinguebant." (1)

Vermuthlich werden Alexander und ſeine Begleiter doch wohl nachgefragt haben, woher dieſe Schätze gekommen ſind.

8) Alexander muß auch wirklich genaue und umſtändliche Nachrichten davon erhalten haben, denn um ſeine Armee zu weitern Eroberungen in Indien jenſeit des Indus anzufeuern, verſichert er ſeinen Soldaten: maiora ſunt periculis praemia; diues eadem et imbellis eſt regio; itaque non tam ad gloriam vos duco, quam ad praedam; digni eſtis, qui opes, quas illud mare litoribus inuehit, referatis in patriam." (2)

Ein gleichzeitiger Schriftſteller iſt Curtius zwar nicht: allein, von dem was Alexander und ſeine Begleiter von Indien wiſſen konnten, und wirklich gewußt haben, hatte er zuverläſſig weit beſſere und weit glaubwürdigere Nachrichten, als wir: und geſetzt, daß er durch eine blühende und

(1) Curtius, L. IX. c. 1.

(2) Curtius, L. IX. c. 2.

und geſuchte Schreibart die getreue Vorſtellung der Sache hin und wieder etwas verfehlt und ausgeſchmückt habe, auch daß ſeine geographiſchen Kenntniſſe nicht immer die zuverläßigſten wären, ſo wird man ihm dennoch die Glaubwürdigkeit da nicht abſprechen können, wo andere bewährte Schriftſteller ſeine Angaben beſtätigen.

Ueberhaupt aber läßt ſich um ſo gewiſſer behaupten, daß nicht nur Alexander ſelbſt, ſondern auch die denkenden Männer, welche ihn begleiteten, von Indien und deſſen Produkten ſo genaue Nachrichten eingezogen haben, als es, den Umſtänden nach, nur irgend möglich war, weil Patrocles ganz beſtimmt verſichert: ihm ſey vom Schatzmeiſter Xenocles eine Beſchreibung derjenigen Länder mitgetheilt, durch welche die Griechen gezogen wären, und nicht nur Alexander habe alles ſelbſt zu erforſchen geſucht, ſondern überdem noch von den erfahrendſten Männern möglichſt genaue Beſchreibungen von allen Ländern zuſammentragen laſſen. (1)

Aus ſolchen und ähnlichen Gründen mehr, urtheilt nun Herr W. Vincent gewiß ſehr richtig, wenn er ſagt: "By the ſame means that Alexander obtained a fleet he acquired information in regard to the commerce of the country, and the different coaſts with which the natives traded. Taxiles and Porus were both in his intereſt; many of their ſubjects doubtles embarked with him,

(1) Strabo, L. II. p. (69.) 120.

kim, either for the purpoſe of conducting the fleet, or with à view to their own advantage; many poſſibly who had frequently made the ſame voyage, and knew the commerce of the coaſt. from whom the inquiſitive ſpirit of Alexander could not fail to extract the information neceſſary for the accompliſhment of deſigns he had contemplated ſo long. and with ſuch anxious ſolicitude. The evidence of this does not reſt upon deduction or conjecture, the report of Nearchus the Admiral, and Oneſicritus the pilot of the fleet, is ſtil extant in writings of Strabo, Arian, Diodorus, and Pliny. — From Nearchus Strabo proves, that all the native commodities which to this day form the ſtaple of the Eaſt Indian commerce were fully known to the Macedonians p 12.

Die vielen und gewiß entſcheidenden Beweiſe zu dieſen Behauptungen hat Hr. W. Vincent dort mit einer außerordentlichen Sorgfalt zuſammengeſtellt, und ſie verdienen auf alle Weiſe bey ihm ſelbſt nachgeleſen zu werden.

Der Luxus, der Hang zum Wohlleben, und die Induſtrie alle Produkte des Landes zu beyden Abſichten möglichſt zu benutzen, war in Indien ſchon zu den Zeiten der Macedonier bis zu einem ſolchen Grade der Höhe geſtiegen, daß man jetzt darüber erſtaunen muß. Denn außerdem, daß ſie die Kleider und den ganzen Leib mit Edelſteinen, Perlen und Gold möglichſt ausſchmückten, verfertigten

fertigten die Indier damals ſchon den ſchön geblümten Zits, (σινδόνας, ἐυάνθεῖς) (1) ein weinartiges Getränke aus Reiß (Arrak), (2) und ein berauſchendes Getränke aus dem Zuckerrohre (Rum) (3) welches weinartige Getränke lange nachher noch im Gebrauche war, (4) u. d. m.

Viele von den Koſtbarkeiten und Schätzen, welche aus dieſer Halbinſel auch andern Nationen durch den Seehandel zugeführt wurden, kannten die Griechen alſo damals gewiß.

§. 7.

(1) Cteſias in Indicis cf. Herod. ex ed. Weſſeling. p. 830. S. 21. Strabo, p. 1036. (709.) S. A.

(2) Strabo, p. 1035. (709.) S. C.

(3) Strabo, p. 1016. (694.) S. 13.

(4) Lucanus. Lib. III. Pharſ. v. 237. ſagt von den Indiern:

Quique bibunt tenera dulces ab arundine ſuccos,
Et qui tingentes croceo mediſamine crinem
Fluxa coloratis aſtringunt carbaſa gemmis.

Iſidorus: Hiſpal. Originum. Libr. XVII. Cap. VII. In Indicis ſtagnis naſci arundines calamique dicuntur, ex quorum radicibus expreſſum ſuaviſſimum ſuccum bibunt.

Varronis Atacini Fragmenta Carminum. cf. Poetae Latini minores ex ed. Wernsdorfii. Helmſt. 1792. T. V. p. 1407. Indica non magna minus arbore creſcit arundo,
Illius a lentis premitur radicibus humor,
Dulcia cui nequeant ſucco contendere mella.

Aeſchines in Oneirocrit: nennt dieſes Getränk ausdrücklich οἶνον ἐκ σακχάρεως, vinum ex ſaccharo.

§. 7.

Die vom Cteſias ſelbſt ausgearbeitete Beſchreibung von Indien beſitzen wir nicht, ſondern nur ſeinen Epitomator. Es iſt nur ein aus den Indicis verfertigter Auszug, eine vom Photius mehr oder weniger vollſtändig gelieferte Angabe von den Gegenſtänden, welche Cteſias beſchrieben hatte. Mit voller Gewißheit läßt ſich daher nicht beſtimmen, in wie weit man in den Indicis dieſe oder jene Bemerkung mit der folgenden unmittelbar in Verbindung bringen könne. So bald man ſich dieſes jedoch erlauben will und darf, um daraus eine genauere Beſtimmung der Angaben herzuleiten, ſo iſt auch ſo viel gewiß, daß die von den Onyxgebirgen mitgetheilten Nachrichten, auf jene Gebirge, welche bey den Alten unter den Benennungen von Imaus, Taurus, Paropamiſſus bekannt waren, überhaupt auf alle diejenigen, welche zwiſchen der großen und kleinen Bucharey, auch klein Thibet und Kaſchemire hindurchziehen, ganz und gar nicht paſſen; (1) denn,

a) Cte-

(1) Um das Verhalten aller dieſer Gebirge im Ganzen zu überſehen, iſt vorzüglich folgende Charte zu empfehlen: Map of the World on a Globular Projection; by Arrowſmith. London. 1794. und wegen der Namen, welche man den verſchiedenen Theilen dieſer Gebirge in den ältern Zeiten beylegte: Neue Charte des Perſiſchen Reichs, von G. Wahl; in deſſen Vorder- und Mittelaſien. Leipzig 1795. Th. 1.

a) Cteſias verbindet damit unmittelbar die Nachricht: de acerrimo calore, multique aeſtu ibi ſuffocentur. Jene Gebirge ſind aber gerade wegen ihres ewigen Schnees und großen Kälte bekannt. Eine Naturerſcheinung, die dem Griechen, der in ſo heißen Gegenden wohnte, höchſt auffallend ſeyn mußte; die er mithin um ſo mehr würde angeführt haben, wenn er jene Gebirge hätte bezeichnen wollen. Er ſagt aber gerade das Gegentheil: "montes, e quibus Sardo gemma effoditur, ſunt feruentiſſimi, aeſtuoſiſſimi. (καυμαδεςάτων.)"

b) Eine zweyte und zwar ebenfalls damit unmittelbar verbundene Bemerkung iſt die: "mare ibi non minus ſpatioſum, Graeco, eſt." Mit den Gebirgen zwiſchen der großen und kleinen Bucharey läßt ſich dieſes auf keine Weiſe vereinigen.

c) Auch erwähnt Cteſias der zwiſchen der Bucharey, Klein Thibet und Kaſchemire durchlaufenden Gebirge bald nachher ganz beſonders, und unterſcheidet ſie von den Imaygebirgen, denn er ſagt: "quod Indus flumen montes etiam permeet."

d) Wenn Cteſias von einem tractu inhabitabili regionis redet, ſo folgt daraus nicht, daß er nur allein die Wüſte Cobi hiedurch andeuten könne. Solcher Wüſteneyen und unbewohnbaren Sandſtrecken gibt es mehrere, auch jenſeit des Indus.

e) Wenn

e) Wenn endlich noch die Rede iſt: "de loco ſacro, qui eſt in tractu inhabitabili regionis, quem ſub nomine ſolis et lunae venerantur: ad quem a monte Sardonis quindecim eſt dierum iter," ſo beweiſt auch dieſes nicht, daß die Onyxgebirge nothwendig dieſſeits des Indus zu ſuchen wären. Vielmehr findet ſich hin und wieder einige Anleitung, nach welcher man wohl vermuthen darf, daß ſich der Sonnendienſt ſchon in den älteſten Zeiten auch jenſeit des Indus ausgebreitet habe. Bardeſanes, der unter der Regierung der Antonine lebte, verſichert, daß in Indoſtan in einem hohen Berge in der Mitte des Landes eine Höhle ſey, worin ſich eine koloſſaliſche Bildſäule finde. Die eine Hälfte derſelben ſtelle eine weibliche, die andere Hälfte eine männliche Geſtalt vor; auf ihrer Bruſt und den Armen aber wären Sonne und Mond abgebildet. (1) Will man dieſe Nachricht nicht ganz für Fabel erklären, ſo darf man wohl behaupten, daß ſie ſich füglich auf den Sonnendienſt deuten laſſe. Da nun die Phönizier ſchon in den älteſten Zeiten und viele Jahrhunderte hindurch mit den Indiern dieſer weſtlichen Halbinſel einen lebhaften Handelsverkehr getrieben haben, ſo ließe ſich leicht erklären, wie der Sonnendienſt ſchon im Zeitalter des Cteſias in dieſem Theile Indiens Eingang finden können.

§. 8.

(1) Porphyr's Leben von Lucas Holſtenius; fragmentum de Styge, p. 149. ſeq. ed. Rom. Meiners alte Denkmäler, S. 60. 61.

§. 8.

In jenen Jahrhunderten, die völlig bis zum Cteſias hinaufreichen, war nicht nur bey den Indiern überhaupt genommen, ſondern vorzüglich bey denen, welche dieſe weſtliche Halbinſel bewohnten, der Geſchmack an Edelſteinen, koſtbaren Naturprodukten und bildenden Künſten allgemein verbreitet:

a) Herodot verſichert, es ſey bey den Indiern ein beynahe allgemeiner Gebrauch, Siegelringe zu tragen. (1)

b) Aus der Abhandlung, welche Raſpe über die Paſten von Taſſie geliefert hat, erhellet wohl ziemlich gewiß, daß, wenn gleich die Indier nicht die Erfinder der Steinſchneidekunſt geweſen, dieſe Kunſt dennoch bey ihnen ſchon in den älteſten Zeiten mit vieler Kenntniß getrieben ſey. (2)

c) Megaſthenes lebte ungefehr 300 Jahr v. C. G. und 100 Jahr nach dem Cteſias. Er war Geſandter des Seleucus zu Palybothra, der Hauptſtadt der Praſier. Er ſagt, die Indier hätten ihm verſichert, daß der Indiſche Hercules die Perlenfiſcherey im Indiſchen Meere getrieben habe; (3) eine Sage, die wenigſtens ſo

(1) Herodotus, L. I. S 195. p. 93.

(2) Catalogue of Gems caſt by Taſſie, and deſcr. by Raſpe. London 1791. T. I. Introd. p XX. ſeq.

(3) Arrianus in Indicis, p. 321. S. 8.

ſo viel beweiſt, daß die Perlenfiſcherey in Indien bereits im grauesten Alterthume bekannt war.

d) Nearch erwähnt, wie ich vorhin anführte, der Indiſchen Perlenfiſcherey als einer ſchon überall bekannten Sache.

e) Plinius verſichert, die Onyxe und Sardonyxe wären ſo allgemein bey den Indiern im Gebrauche, daß ſie ſogar das gemeine Volk durchbohrt am Halſe trage, und daß man Degengefäße daraus verfertige. (1)

f) Die ſo bewundernswürdigen Denkmäler der Inſel Elephantis, die von Salſette, die bey Djegeſery, Monpeſer und Kenery, überhaupt an der ganzen Küſte von Indoſtan, beweiſen unwiderſprechlich, daß die Indier auf dieſer Halbinſel ſchon im früheſten Zeitalter einen ſolchen Grad der Kultur erreicht haben, als nur jemals Perſer und Aegypter erreicht hatten. (2) In gleich hohem Grade bewundernswürdig ſind die Ruinen zu Bijanugger oder Aulputtan. (3) Die Größe und Pracht der

(1) Plinii H. N. L. 37. S. 23.

(2) Niebuhrs Reiſen, Th. 2. S. 32. f. Hector Maceills vortrefliche Beſchreibung der Pagoden von Cannara, Ambola, Elephanta ꝛc. in Archaeologia Soc. Antiq. Lond. London 1787. 4to. Vol. VIII. p. 251. ſeq. Meiners alte Denkmäler, S. 52. f.

(3) Rennel 3te Edit. letztes Memoire, p. 40.

der Höhlen auf der Inſel Salſette iſt ſo beträchtlich, daß der Künſtler, der für den Gouverneur Boon Zeichnungen davon machen mußte, ſogar behaupten wollte, daß wenigſtens 40000 Menſchen 40 Jahre lang an dieſen Prachtgebäuden arbeiten müſſen, um ſolche ausführen zu können. (1) Die Pagoden zu Illura, achtzehn Meilen von Aurungabad, ſind ebenfalls aus dem Felſen gehauen, und noch bey weitem zahlreicher auch weitläuftiger, als die zu Elephanta und Salſette. Man ſoll daſelbſt über zwey Franzöſiſche Meilen weit, rund um dem Gebirge, nichts als Pagoden ſehen. (2) In einem Berge bey Mavalipuram, nicht weit von Sadras, ſind Höhlen, die mit der größten Pracht ausgearbeitet ſind. (3) Der Oberſte Call, Oberingenieur zu Madras, behauptet, die Bildhauerarbeit an manchen Pagoden und Tſcholtries, und die Größe dieſer Werke übertreffe alles, was man in unſern Zeiten zu Stande bringe, nicht nur an Feinheit des Meißels, ſondern auch an Koſten des Baues, wenn man bedenke, wie weit in manchen Gegenden die Materialien hergeholt werden müſſen. (4)

Das

(1) Archaeolog. Ind. vol. VII. p. 336.

(2) Voyages de Thevenot, Part. III. c. 44.

(3) Aſiatic Reſearches. Vol. I. p. 145. ſeq.

(4) Philoſophical Transact. Vol. LXVII. p. 354.

Das Zeitalter dieſer ſo erſtaunenden Monumente läßt ſich freylich nicht mehr beſtimmen. Es verliehrt ſich aber gewiß bis ins graueſte Alterthum, und dieſes hat, wie mich dünkt, der ungenannte Verfaſſer in Archaeologia Soc. Lond. mit eben ſo vieler Gelehrſamkeit als Scharfſinn erwieſen. (1) Ich will indeſſen annehmen, daß ſie erſt im letzten Jahrhundert v. C. G. errichtet wären. Dann aber wird man doch zugeben müſſen, daß dieſe Denkmäler, die in Abſicht des Geſchmackes und Größe der Unternehmung, die Aegyptiſcher und Perſepolitaniſchen weit übertreffen, ſchlechterdings weder in einem Jahrhunderte zugleich aufgeführt worden, noch die erſten Geburten einer rohen Nation ſeyn können. (2) Es mußte durchaus eine Kultur von mehreren Jahr-

(1) Archaeolog. Soc. Antiq. Lond. Vol. VIII. p. 286. ſeq. Dieſer Aufſatz verdiente es wohl, daß andere Gelehrte den hier angegebenen Gedanken weiter zu verfolgen ſuchten, um wo möglich über die erſte Cultur der Indier noch mehr Licht zu verbreiten, und die Vermuthung zu prüfen, daß die Indier ſowohl als die Aegyptier, von Aethiopien und Meroe aus ihre erſte Cultur erhalten haben. Daß Heerens vortrefliche Abhandlung über den Staat von Meroe, bey einer ſolchen Unterſuchung von äußerſter Wichtigkeit ſey, verſteht ſich von ſelbſt.

(2) So wird z. B. in Archaeolog. S. A. L. Vol. VIII. p. 259. geſagt: the firſt pillar, furniſhes us with the repreſentation of a tiger, a horſe, and two men, executed in ſo maſterly a manner, that we cannot help aſcribing particular

Jahrhunderten vorangehen. Und ſo würden wir dem Zeitalter des Cteſias wohl ziemlich gleich kommen.

Bey dieſen ſo ehrwürdigen Trümmern der Vorwelt, kann ich mir nicht verſagen, dasjenige hier einzurücken, was Robertſon in ſeiner Unterſuchung von Indien ſo ſchön und ſo treffend darüber urtheilt:

P. 284. ſeq. "Dieſe erſtaunlichen Werke ſind von einem ſo hohen Alterthume, daß die Eingebornen, da ſie weder aus der Geſchichte, noch aus der Tradition einige Nachricht über die Zeit ihrer Errichtung beybringen können, ihre Entſtehung allgemein der Macht höherer Weſen zuſchreiben. Aus dem Umfange und der Größe dieſer unterirdiſchen Gebäude, welche einſichtsvolle Reiſende mit den berühmteſten Denkmälern menſchlicher Macht und Kunſt in irgend einem

ticular excellence to the reſt. The tiger is couchant, and juſt ready to ſeize on his prey; but the terror and attitude of the horſe is equal to any thing of that kind I ever ſaw. ferner p. 260. The grand Cave of Cannara muſt ever be conſidered by the man of taſte as an object of beauty and ſublimity, and by the antiquary and philoſopher as one of the moſt valuable monuments of antiquity: endlich p. 268. A little below two female figures, the one in a ſitting, the other in a reclining poſture, are executed in a ſtyle equally elegant and ſingular. The ſculptor indeed ſeems to have excelled himſelf in the execution of theſe two figures, which in eaſe, attitude and ſymmetry would not perhaps disgrace the genius of Michael Angelo.

Theile der Erde vergleichen, ſieht man offenbar, daß ſie nicht auf jener Stufe des geſellſchaftlichen Lebens gemacht ſeyn können, wo die Menſchen noch in kleine Stämme getheilt leben, und nicht an die Anſtrengungen eines ausdauernden Fleißes gewöhnt ſind. Nur in Staaten von anſehnlicher Größe und bey einem ſchon längſt an Gehorſam und gemeinſchaftliche Arbeiten gewöhntem Volke, kann die Idee von ſo prächtigen Werken gefaßt, und die Macht ſie auszuführen, gefunden werden."

"Daß zu der Zeit, als man dieſe Höhlen auf den Inſeln Elephanta und Salſette machte, einige ſolche mächtige Staaten in Indien errichtet waren, iſt nicht der einzige Schluß, der ſich aus Betrachtung derſelben ziehen läßt. Der Styl in den Bildhauerarbeiten, welche ſie verzieren, zeigt, daß man in jener Periode ſchon große Fortſchritte in der Kunſt gemacht hatte. Bildhauerey iſt unter den nachahmenden Künſten die, worin der Menſch zuerſt ſeine Talente verſucht zu haben ſcheint. Allein ſelbſt in denen Ländern, wo ſie den höchſten Grad der Vollkommenheit erreichte, ſind ihre Fortſchritte ſehr langſam geweſen. Wer auf die Geſchichte dieſer Kunſt in Griechenland Acht gehabt hat, dem iſt es bekannt, wie weit der erſte rohe Verſuch, die menſchliche Geſtalt darzuſtellen, von einer vollkommnen Abbildung derſelben entfernt war. Aber ſo tief man auch die verſchiedenen in der Pagode von Elephanta noch unverſehrt vorhandenen Gruppen von Figuren herabſetzen muß, wenn

wenn man ſie mit den ſchöneren Werken Griechiſcher oder auch nur Etruriſcher Künſtler vergleicht, ſo iſt doch der Styl, worin ſie gearbeitet ſind, weit beſſer, als die harte, ausdrucksloſe Manier der Aegyptier, oder die Figuren an dem berühmten Pallaſte von Perſepolis. In dieſem Lichte haben mehrere kompetente Beobachter ſie geſehen; und nach verſchiedenen Zeichnungen, vorzüglich nach denen von Niebuhr, einem Reiſenden, der eben ſo genau beobachtet, als treu beſchreibt, müſſen wir von dem Zuſtande der Künſte in Indien während dieſes Zeitraums eine ſehr günſtige Meinung faſſen."

Noch verdient hiebey dasjenige nachgeleſen zu werden, was Winckelmann von dem Urſprunge und den Fortſchritten der bildenden Künſte ſagt. (1)

g) Auf den Figuren, welche Hr. Niebuhr von der Pagode auf der Inſel Elephanta liefert, ſieht man durchgehends die künſtlichſten Verzierungen von Ohrringen, Armbändern, Perlenſchnüren, mit Edelſteinen beſetztem Halsſchmucke, Kopfputze und Gürtel. Eine von dieſen Figuren hat ſogar vor der Stirn einen großen Edelſtein, und einen prächtigen Halsſchmuck, der von Edelſteinen und Perlen zuſammengeſetzt iſt, wie ſolches Hr. Niebuhr dort ſelbſt bemerkt. (2)

h) Noch

(1) Winckelmanns Geſchichte der Kunſt, Th. 1. c. 1.

(2) Niebuhrs Reiſen, Th. 2. Tab. V. S. 34.

h) Noch findet ſich in eben dieſer Pagode eine weibliche coloſſaliſche Figur mit vier Aermen. An den beyden linken Aermen iſt ein jeder Finger mit einem Ringe geziert, an den beyden rechten Aermen aber, nur allein der kleine Finger. (1)

i) Eben dieſe Gewohnheit aber, den Kopf, den Leib, ſogar die Kleider mit Gold und Edelſteinen auszuſchmükken, überhaupt Prachtliebe und ein hoher Grad von Luxus war ſchon zu den Zeiten der Macedonier unter den Indiern allgemein verbreitet. (2)

Alles dieſes zuſammengenommen, ſind nun gewiß redende und unwiderſprechliche Zeugen, daß die Einwohner dieſer Halbinſel ſchon im grauеſten Alterthume die reichen Produkte ihres Landes ſehr gut gekannt, geſchätzt und genutzt haben, und daß es wohl immer die natürlichſte Erklärung bleiben werde, wenn man die Quelle, aus welcher die Phönizier und andere Seefahrer den übrigen Aſiatiſchen Völkern die Edelſteine und Perlen zuführten, nur in dieſer weſtlichen Halbinſel aufſucht. Dieſes wird auch um ſo weniger bezweifelt werden können, da es mit den Ausſagen eines Dionyſius Periegeta, Strabo, Curtius und Plinius ſo ſehr übereinſtimmt. (3)

§. 8.

(1) Archaeol. Soc. Ant. Lond. Vol. VIII. p. 274.

(2) Strabo, p. 1036. (709.) Curtius, L. VIII, c. 9. S. 21.

(3) Curtius, L. VIII. c. 9. S. 19. Plin. H. N. L. IX. S. 54. Strabo, p. 1045. (717) S. A. p. 1046. S. B. Dionyſius Periegeta. V. 1118.

Alii

§. 8.

Ich beſcheide mich jedoch gern, daß alles, was ich bis jetzt aus der großen und ſo thatenreichen Weltepoche von der Semiramis an bis zum Alexander, auch vom Kunſtfleiße und der Prachtliebe der Indier angeführt habe, nur wenig Licht über den ältern Oſt-Indiſchen Handel verbreite, und noch weniger etwas Beſtimmtes von den Lagerſtätten der großen Onyxe enthalte. Es ſind freylich nur einzeln daſtehende Denkmäler, deren Sinn mehr als einer Deutung und Einſchränkung fähig iſt. Indeſſen glaube ich, daß noch ein ſicherer Führer vorhanden ſey, der uns über alles, was hierin dunkel oder zweifelhaft ſcheinen könnte, den beſten Aufſchluß geben wird.

Dies iſt der Verfaſſer vom Periplo maris Erythraei. Er lebte ſpäteſtens im Anfange des erſten Jahrhunderts n. C. G., und dieſes hat, wie mich dünkt, Herr Mannert gegen Dodwell wohl hinlänglich erwieſen. (1)

Dieſer

Alii veſtigant apud effluuia torrentium, aut Berylli glaucam gemmam, aut Adamantem relucentem, aut viridi colore pellucentem Jaspim, aut etiam glauco ſplendentem colore lapidem nitidi Topazi, aut dulcem Amethyſtum leuiter purpuraſcentem. Omnigenas enim terra apud illos homines (Indos) diuitias producit. Perennibus fluuiis irrigua hinc inde. Dieſer Dionyſ. Perieg. wenn es nemlich gewiß iſt, daß es eben der Dionyſius ſey, von welchem Plinius redet, lebte in der Mitte des letzten Jahrhunderts vor C. G. unter dem Auguſt. cf. Plin. H. N. Lib. VI. Sect. XXXI. p. 335. ed. Hard.

(1) Mannert, T. I. p. 125. T. V. p. 161.

Wäre

Dieſer Periplus enthält einen Schatz von Nachrichten über den ältern Indiſchen Handel, auch über die Koſtbarkeiten und Naturprodukte jener Länder, ſo, daß es für dieſen Theil der Literatur gewiß ein großer Gewinn ſeyn würde, wenn ein Beckmann uns mit einem vollſtändigen Kommentar über dieſen Schriftſteller beſchenken wollte.

§. 9.

In dieſem Periplo finden ſich folgende höchſt merkwürdige Stellen:

P. 14. 15. "Felix autem, quum prius fuiſſet vrbs ideo eſt appellata, quod, cum nondum ex India in Aegyptum nauigaretur, neque ex Aegypto quisquam interiora Indiae loca petere auderet, ſed eo vsque tantum procederetur, vtrorumque, tam Indorum quam Aegyptiorum, merces ipſa recipiebat. Quemadmodum Alexandria et externas merces, et quae ab Aegypto veniunt, recipit. At vero paulo ante noſtra tempora Caeſar eam deſtruxit."

Der Zuſammenhang beweiſt unwiderſprechlich, daß hier die Rede noch von den Zeiten ſey, welche nicht nur den Ptolemäern, ſondern auch der Perſiſchen Herrſchaft vorangiengen. (1)

Von

Wäre es nicht möglich, daß der Dionyſius Periegeta, deſſen Plinius gedenkt, der Verfaſſer von dieſem Periplo ſey??

(1) Rennell Introduction, p. XXXV. Heeren, T. I. p. 297.

Von Socotra, (Dioſcoridis inſula) am Eingange des Arabiſchen Meerbuſens, heißt es p. 17.: "Habitantes aduenae ſunt, ex Arabibus, Indis, Graecis quoque nonnullis mercaturae faciendae cauſa eo confluentibus, conflati."

Gewiß ein auffallender Beweis, wie genau ſchon die Bekanntſchaft mit den Indiern, und der unmittelbare Handel mit Indiſchen Waaren befeſtigt war.

Ferner p. 20. "Ex Barygazis (Baroach, im Meerbuſen von Cambay) quidem in vtrumque hoc Perſidis emporium nauigatur cum magnis nauibus, onuſtis aere, lignis Sagalinis, trabibus, cornu, phalangis Seſaminis et Ebeninis."

Ferner p. 30. "Ac Tyndis (Goa) quidem vicus eſt maritimus inſignis ſub Ceproboti imperio. Muziris (Merjee, zwiſchen Carvar und Onore) vero et ſub eodem eſt imperio, et nauiuttì ex Ariaca venientium, atque Graecorum copia frequentatur, ſita propter flumen."

Ferner p. 34. "Quibus in locis certorum quorumdam nauigiorum vſus eſt, quibus Limyricam vsque nauigatur. Sunt quoque alia maxima nauigia ex monoxylis nauibus compoſita, quae Sangara nominant. Quibus vero in Auream et per Gangem nauigant, Colandiophonta dicuntur, quae ſunt maxima. In haec loca importantur omnia ea, quae in Limyrica elaborantur. Res praeterea omnis generis, quae ex Aegypto omni tempore

pore aduehuntur, nec non ex Limyrica per hanc regionem maritimam ſubminiſtrantur."

Es wird hier alſo der Handel mit großen Schiffen nach Indien nicht etwa als eine im erſten Jahrhundert n. C. G. zuerſt verſuchte Unternehmung angeführt, ſondern als ein ſchon längſt im Gange geweſener Handelsgebrauch.

Wie allgemein aber der Handel nach Oſt-Indien ſchon in den älteſten Zeiten müſſe geweſen ſeyn, und wie ausgebreitet die Kenntniß der Oſt-Indiſchen Produkte war, erhellet aus unzähligen Stellen in dieſem Periplo. Man muß über die verſchiedenen Waaren und Reichthümer wirklich erſtaunen, die wenigſtens ſchon mit Ausgang des letzten Jahrhunderts v. C. G. durch die Seehandlung aus Oſt-Indien eingeführt wurden.

Von den vielen ſo intereſſanten Nachrichten will ich nur folgende ausheben:

P. 8. 9. "Praeterea ex intimis locis Ariaces atque Barygazorum in haec eadem vlteriora emporia ex more ſolito deuehuntur variae res, vt frumentum, oryza (Reiß), butyrum, oleum ſeſaminum, othonium monache, ſagmatogine, cingula, mel arundineum, quod ſaccharum dicitur (καὶ μέλι τὸ καλάμινον, τὸ λεγόμενον σάκχαρι)."

Alſo wurde ſogar auch der Zuckerſyrop ſchon im Ausgange des letzten Jahrhunderts v. C. G. den übrigen Nationen als eine bekannte Waare zugeführt, und zwar unter

ter der noch jetzt gebräuchlichen Benennung. Es haben zwar einige große Gelehrte behauptet, daß dasjenige, was die Alten Saccharum nannten, nicht eben daſſelbe Pflanzenprodukt ſey, welches wir jetzt Zucker nennen. Soviel iſt auch gewiß, daß die meiſten von den Stellen der Alten, welche man auf unſern Zucker deuten wollen, von einem ganz andern Pflanzenſafte reden, der eigentlich nur Manna und ein dieſem ähnliches Produkt war. Unter andern haben dieß Salmaſius und auch Hardouin mit vieler Gelehrſamkeit ausgeführt. (1)

Dagegen aber finden ſich doch einige Nachrichten in den alten Schriftſtellern, die, wenigſtens meiner Ueberzeugung nach, offenbar auf unſern Zucker nur allein gedeutet werden können. Statt mehrerer will ich nur folgende bemerken.

Dioſcorides, welcher im erſten Jahrhundert nach C. G. lebte, ſagt: "man verfertige in Indien, und zwar aus Rohre, eine honigſüße Subſtanz, welche man Zucker (Σακχαρον) nenne. Dem äußern Anſehn nach gleiche ſie völlig dem gemeinen Salze, und wenn man ſie zerbeiße, verhalte ſie ſich ihrer Brüchigkeit nach eben ſo wie das Salz." (2)

Archi-

(1) Salmaſii Plin. Exercit. Traj. ad Rhen. 1589., quibus adiecta exercit. de Manna et Saccharo, p. 108. 255. Plin. H. N. ex ed. Hard. L. XII. Sect. 17. not. 1. 2. et Claud. Salmaſii libell. pecul. de Manna et Saccharo. Pariſ. 1663. 8.

(2) Dioscorides. Lib. 2. c. 104.

Archigenes, ein Griechiſcher Arzt, lebte am Ende des erſten und im Anfange des zweyten Jahrhunderts nach C. G. (1) Er ſagt: "das Indiſche Salz gleiche ſeiner Farbe, überhaupt dem äußern Anſehen nach, völlig dem gemeinen Salze, dagegen dem Geſchmacke und ſeiner Annehmlichkeit nach, völlig dem Honig." (2)

Bey dieſen ſo beſtimmten Beſchreibungen dächte ich, daß man die Bekanntſchaft der Alten mit dem was wir jetzt Zucker nennen, kaum noch aus Ueberzeugung läugnen könne. Zumahl wenn man dasjenige damit vergleicht, was ich vom wein- oder rumartigen Getränke der Alten aus Zuckerrohre angeführt habe; ferner was Matthioli (3) über dieſe Frage geſagt hat; vorzüglich aber was Joh. Heinr. Meibom mit ſo vieler Beleſenheit über dieſen Gegenſtand ausgeführt hat. (4) Nach Verbindung aller dieſer Angaben

(1) Suidas im Lexico, Voce Ἀρχιγένης. Tom. I. pag. 345. Edit. Kuſteri. Fabricius in Biblioth. Graec. der ält. Ausg. Tom. XII. p. 580. Tom. XIII. p. 80. 4, 10.

(2) Paulus Aegineta. Lib. II. cap. 54. Avicenna. Lib. IV. ſen. 1. tr. 2. cap. 22. De Asperitate Linguae.

(3) P. A. Matthioli Epiſtolarum medicinalium Libri Quinque. Pragae. 1561. fol. Lib. I. p. 53 et p. 58. vsq. ad p. 63. in Epiſtola ad Iac. Boſellum disputatur, an Saccharum antiquorum noſtrum ſit Saccharum.

(4) Ioh. Heinr. Meibomii de Cerviſiis veterum Commentarius, in Gronovii Theſauro antiquitatum graecarum. Lugd. Bat. 1701. Fol. p. 598. Cap. 22.

ben bin ich nun überzeugt, daß Dupinet ſehr Recht habe, wenn er behauptet, daß dieſer den Alten ſchon bekannte Indiſche Zucker unſer Zucker-Candi geweſen, mithin auch das μελι καλαμινον, ἁλς Ἰνδικον, Σακχαρον der Alten, allerdings dafür zu erklären ſey.

Im Periplo heißt es ferner p. 22: "Contra exportatur coſtus, — callaina gemma (καλλαϊνὸς λίθος, nonne καλλαϊκὸς?) (1) — Sapphirus (Lapis Lazuli), filum ſericum (νῆμα σηρικὸν, Seide,) (2) Indicum nigrum (Indigo, oder auch Chineſiſcher Tuſch)." (3)

Noch p. 37: "Quotannis vero ad confinia Sinarum commeare gens quaedam ſolet, — quam Seſatas vocant (Σησάτας-Σηρας?)"

§. 10.

Für meine Behauptung iſt es aber ſehr wichtig, daß unter den vielen aus jener Halbinſel überbrachten Schätzen und Koſtbarkeiten ausdrücklich auch die Onyxe und überhaupt die Edelſteine angegeben werden.

Denn ſo heißt es in obgedachtem Periplo p. 27. 28:

"Ibidem

(1) Saggi del Acad. di Cortona, T. V. p. 62. Plin. H. N. L. 37. S. 33. S. 56.

(2) cf. Pauſanias, Lib. VI. cap. 26. in fine p. 519. ex ed. Kuhnii.

(3) Dioſcorides, L. V. Cap. 107. et Plin. H. N. L. 35. Sect. 27. Beckmanns Geſch. d. Erfindungen. Th. 4. S. 490.

"Ibidem quoque verſus ortum eſt ciuitas, Ozene dicta, vbi olim fuit regia. Ex hac omnia, quae ad regionis commoditatem felicitatemque faciunt, Barygazam deportantur, nec non quae ad noſtram mercaturam pertinent, vt *lapides onychini* et *murrhini*, (Chineſiſcher Speckſtein), ſindones Indicae et molochinae, multumque othonii vulgaris."

Ferner p. 28. 29: "Ex iisdem locis exportatur nardus, coſtus, bdellium, ebur, *onychini* lapides, myrrha, lycium, othonium multiplex ſiue variegatum, et ſericum, molochinum, filum, piper longum, atque alia huiusmodi ex emporiis exportari ſolita."

Ferner p. 32: "Eo (nach Barace) quoque conuehitur piper etc. — praeterea multae et eximiae margaritae, ebur etc.; — item varia et multiplicia pellucidorum lapidum genera, adamas hyacinthus etc."

Es wird aber ſogar die Gegend genau beſtimmt, woher dieſe Onyxe kamen, und zur weitern Verſendung nach Baroach geführt wurden:

p. 29: "Ex Plythanis quidem lapides onychini plurimi, ex Tagaris vero multum othonii vulgaris etc., alineque huiusmodi merces, quae ex maritimis partibus eo (nach Barygaza) deferuntur."

§. 11.

Um die Oerter, wovon in dieſen Stellen die Rede iſt, ſogleich nach ihrer wahren Lage aufzufinden, will

ich

ich hier einige derſelben nach ihrer jetzigen Benennung angeben:

Ozene das jetzige Ougein.

Barygaza — Baroach am Golph von Cambaya.

Tyndis — der Golph von Goa.

Lymirica — die Küſte zwiſchen Bombay und Goa.

Nelcynda — Nelyſuram.

Muziris — Merjee.

Barace — Barcellore.

Plithana — Pultanah.

Tagara — Daulatabad. (1)

Daß Plithana das neuere Pultanah am ſüdlichen Ufer des Fluſſes Godvery ſey, und 270 Engl. Meilen von Baroach liege; ferner, daß Tagara das jetzige Daulatabad ſey, und daß die Waaren in den älteſten Zeiten nach Baroach über die hohen Balla-Gauts-Gebirge geführt wurden, iſt in den Aſiatic Reſearches umſtändlich bewieſen. Vol. I. p. 369. ſeq.

§. 12.

Endlich iſt ſo viel wohl gewiß, daß der mons Sardus, (Σαρδούς,) wovon Cteſias ſagt, daß man den Sardonyx daſelbſt finde, und daß dieſes Gebirge in feruentiſſimis et aeſtuoſiſſimis regionibus Indiae liege, eben derſelbe mons Sardonyx ſey, den Ptolemäus in Indien noch beſtimmter nachweiſt. Denn letzterer ſagt davon: "montes autem inſignes

(1) conf. Rennell Introduction, p. XXXVIII.

inſignes in expoſita ſunt parte Indiae, Apocopi montes, qui Deorum poenae appellantur, — et Sardonyx Mons, in quo eiusdem nominis Lapis eſt, cuius medium 117° 30′21″; ferner: inter Sardonychum montem et Bittigum tenent Tabaſſi, gens magna." Nach Anleitung dieſer Angaben hat man daher auf den zum Ptolemäus entworfenen Charten mit Recht angenommen, daß es diejenigen Gebirge wären, welche zwiſchen Ozéne (Ougein) und Tagara (Daulatabad) hindurchziehen. (1)

§. 13.

Wer jetzt alles dasjenige ohne Vorliebe prüfen will, was ich bisher über den älteſten Oſt-Indiſchen Handel, über die Mittel und Gelegenheiten, wodurch Perſer und Griechen einige Nachrichten, ſogar Produkte, aus Indien erhalten konnten, über den Kunſtfleiß der älteſten Indier, endlich über des Teſias Beſchreibung von den Onyxgebirgen geſagt habe, und dann noch die ſchätzbaren Aufſchlüſſe damit verbindet, die ſich im Periplo Mar. Erythr. und im Ptolemäus finden, der wird, wie mich dünkt, diejenige Gegend ſchon von ſelbſt mit Sicherheit nachweiſen können, welche Teſias als die Lagerſtätte der Onyxe angegeben hat:

a) Jene hohen Gebirge ſind wohl gewiß die eigentlichen Balla-Gauts, von welchen Rennell folgende Nachricht liefert: "This tract is naturally very ſtrong, parti-

(1) Ptolemaeus ex Edit. Bertii. Lugd. Batav. 1618. fol. p. 199. 203. et Tab. X. Aſiae.

particularly on the weſt ſide towards the ſea, where a ſtupendous wall of mountains, called the Gauts, riſes abruptly from the low country, called the Concan, (or Cockun), ſupporting, in the nature of a terrace, a vaſt extent of fertile and populous plains, which are ſo much elevated, as to render the air cool and pleaſant (ſee Index, article Gauts). This elevated tract is continued not only through the Mahratta territories, but extends through the peninſula, to the ſouthern extreme of Myſore; and is named Balla-Gaut, throughout its whole extend; meaning literally, the higher, or upper Gauts: or perhaps more correctly the countries lying Above or Below the Gauts." (1)

b) Der tractus inhabitabilis regionis iſt die große Sandwüſte, welche jenſeit des Indus liegt, und ſich aus der Gegend von Cutch bis an die Grenzen von Moultan hinaufzieht; beynahe 550 Engl. Meilen lang und 100 bis 150 Engl. Meilen breit iſt. (2)

c) Der locus ſacer, quem ſub nomine Solis et Lunae Indi venerantur, könnte wohl gar noch der heilige Ort ſeyn, wobey

(1) Rennell. Introduction. p. CXXVII. Ein großer Theil der Gautsgebirge iſt auf folgender Charte äußerſt genau angegeben, und vorzüglich ſchön ausgeführt: Map of the Peninſula of India, by Faden. London. 1795. 2 Edition.

(2) Rennell. Sect. III. p. 183.

wobey auf den neuern Engliſchen Charten unweit Radampour bemerkt wird: "a ſacred ſpring with a temple," und vielleicht auch eben der Tempel, in welchem Bardeſanes eine mit Sonne und Mond gezierte Bildſäule antraf. (1)

d) Die vom Teſias angegebene Entfernung von funfzehn Tagereiſen wird ungefehr 75 bis 80 geographiſche Meilen betragen, da die Alten auf eine Tagereiſe gewöhnlich 5 geographiſche Meilen zu rechnen pflegten. (2) In dieſer Entfernung von der zuvor erwähnten großen Sandwüſte nehmen nun die Gauts-Gebirge wirklich ſchon ihren Anfang.

§. 14.

Mich dünkt aber, daß ein nicht unwichtiger Beweis für dieſe Erklärung noch in folgendem liege:

a) von Cambaya und Baroach, überhaupt aus dem Golph von Cambaya, wird noch jetzt der Sarder in erſtaunender Menge ausgeführt, und daß wir dergleichen Sarder wirklich aus Cambaya erhalten, hat der Herr Leibmedikus Brückmann ſchon längſt geſagt. (3)

b) nach

(1) Unter mehr andern kann deshalb nachgeſehen werden: India by de la Rochette. London 1788.

(2) Mannert; T. I. p. 199.

(3) Brückmanns Abhandlung von Edelſteinen. Braunſchw. 1773. S. 202. 1ſter Beytrag S. 149.

b) nach Amſterdam und Coppenhagen werden eben dieſe Sarder zuweilen in ganzen Fäſſern und als Ballaſt gebracht. Noch vor wenig Jahren hat ein Hr. Voigt aus Amſterdam dergleichen aus dem Golph von Cambaya erhaltene Sarder und Chalcedone mit Onyxſtreifen in Braunſchweig, und zwar centnerweiſe, zum Verkaufe angeboten, den Centner zu 38 Fl.;

c) der Hr. Leibmedikus Brückmann zu Braunſchweig beſitzt in ſeiner ſchätzbaren Sammlung gegenwärtig noch mehrere davon, die völlig Sarda nobilis antiquorum ſind, und wovon einige ſogar ſchöne Onyxſtreifen haben; Endlich

d) iſt eine Sarder- und Chalcedongrube nicht weit von Guſurate wirklich noch jetzt im Betriebe, die auch auf einigen neuern Engliſchen Charten angegeben iſt. (1)

§. 15.

Dem äußern Anſehen nach, iſt es jedoch nicht wahrſcheinlich, daß man die Chalcedone und Sarder welche wir jetzt von Cambaya erhalten, aus feſten Lagern gebrochen habe. Es ſcheinen eigentlich nur Geſchiebe zu ſeyn, die von den Einwohnern an den Einhängen der Gebirge aufgeſucht werden.

Daher zweifle ich ſehr, daß ſie aus eben den Brüchen erfolgen, welche vormals die lagerhaften und gleichſchichtigen Sardonyxe und Sarder geliefert haben.

(1) Ebenfalls auf der ſchon vorhin bemerkten Charte von Indien, by de la Rochette. London 1788.

Die natürlichſte Vermuthung wäre wohl die, daß alles was wir jetzt erhalten, nur Geſchiebe ſind, welche, durch Bergſtröme und Länge der Zeit, von den hohen Balla-Gauts abgeriſſen worden; daß aber diß feſtere, größere und regelmäßigen Lager, ſich noch etwas höher hinauf in eben dieſen Balla-Gauts finden müßten.

Hiezu kommt noch, daß vormals Plithana, oder das jetzige Pultanah, der eigentliche Handelsplatz war, von wo aus die Onyxe und Sarder ausgeführt wurden.

Aus dieſen Gründen zuſammengenommen, würde ich nun wünſchen, daß ein Naturkündiger der die hiezu nöthigen Kenntniſſe beſitzt, nach Anleitung der unter ſich abwechſelnden Stein- und Gebirgslager, auf den Balla-Gauts, vorzüglich da gründliche Unterſuchungen anſtellen könnte, wo ſich dieſe Gebirge gegen Oſten verflächen, und nach Aurungabad hinunterziehen. Vielleicht wäre es gar noch möglich, einige der älteſten Berghalden dort aufzufinden, und dann würde es freylich nicht ſchwer ſeyn, eben dieſelben Onyx- und Sardonyx-Lager wieder auszurichten, welche bey den Alten im Betriebe waren.

Doch, wie wenig Hoffnung iſt hiezu!

Eine der roheſten, unduldſamſten, wildeſten und grauſamſten Nationen beherſcht jetzt dieſe ganze Gegend.

§. 16.

Damit man aber meinen Behauptungen keine größere Ausdehnung beylegen möge, als ſie wirklich haben können

nen und ſollen, ſo finde ich nöthig noch folgendes zu bemerken.

Ich bin gewiß weit entfernt zu bezweifeln, daß man auch in denen Gebirgen, welche dieſſeit des Indus, zwiſchen Thibet, auch der großen und kleinen Bucharey ꝛc. hinaufziehen, nicht ebenfalls Onyxe und Sardonyxe finden könne. Denn welche Schätze und welche Reichthümer, an Edelſteinen und Metallen, ſollte wohl die ſtolze Leibbinde nicht enthalten, womit Aſien ſich vom Indiſchen Meere an bis nach Kamtſchatka umgürtet hat. Aber, alles was man bis jetzt zu gründlicher Aufſchließung dieſer ungeheuren Gebirgskette ausgeführt hat, iſt, im Ganzen genommen, doch wärlich höchſt unbedeutend, und von eigentlichen Edelſteinen hat man hier noch weiter nichts entdeckt, als den Aquamarin (Smaragdus Scythicus Plinii), den Lapis Lazuli (Sapphirus antiquorum), und den Topas. Wer aber wird jemals jenen majeſtätiſchen Erdgürtel von Grund aus löſen!

Eben ſo wenig würde mir einfallen zu glauben, daß alle Onyxe und Sardonyxe der Alten, nur allein aus den Balla-Gauts und den Gebirgen jenſeit des Indus gekommen wären. Der bloße Augenſchein ergiebt es ſchon deutlich genug, daß ſie nicht einerley Vaterland, und noch weniger einerley Gebirgslager gehabt haben. Die von den Onyx-Vaſen, z. B. die von S. Denis, das Mantuaniſche Gefäß, ꝛc. waren vermuthlich Nieren, gleich den bekannten Achat-Nieren und Melons du mont Carmel. Dagegen müſſen

die

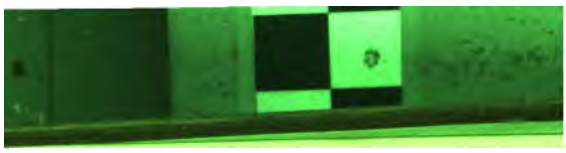
die von den großen Onyx-Kameen, wie z. B. der Römiſche Adler, urſprünglich in kurzſchichtigen, abgeſetzten Steinlagern gebildet ſeyn, etwa wie die Feuerſteine, Chalcedone, Chryſopraſe. Jene große Onyx-Kameen, z. B. die Apotheoſe Auguſt's, der Römiſche Adler, ꝛc. ſind offenbar Römiſche Arbeiten, und zwar aus den Zeiten der Kaiſer. Die Onyx-Vaſen ſind dagegen gewiß nur Griechiſche Arbeit, und aus einem weit früheren Zeitalter.

Beynahe möchte ich glauben, daß die Alten den größten Theil derjenigen Onyxe und Sardonyxe, welche als Nieren gebildet ſind, aus Arabien und den Sarderbrüchen bey Babylon erhielten (cf. Plin. H. N. "haerens in ſaxo cordis modo;") 1) die, welche nur Geſchiebe waren, von den Einhängen am Indus, Aceſines und Ganges, (cf. Plin. H. N. "conſtat ibi torrentibus detegi;") (2) diejenigen endlich, welche aus großen, regelmäßig abwechſelnden und flachen Lagen beſtehen, aus den hohen Gebirgen der Balla-Gauts.

Uebrigens bevorworte ich ausdrücklich, daß ich hier eigentlich nichts weiter habe unterſuchen und beſtimmen wollen, als: "Welches ſind die Onyx- und Edelſteingebirge, von welchen Cteſias redet? und wie konnten die Perſer und Griechen damals ſchon einige Nachrichten, auch Steinarten aus dieſer Gegend erhalten?"

(1) Plinii H. N. L. 37 S. 74. et S. 31.

(2) Ibid. L. 37. S 76. et S. 23.



Von den goldgrabenden Ameisen und Greiffen der Alten, eine Vermuthung.

Herrn

Hofrath Beckmann

gewidmet

vom Verfasser.

Res ardua, vetuſtis nouitatem dare, nouis auctoritatem, obſoletis nitorem, obſcuris lucem, faſtiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam, et naturae ſuae omnia.

Plinius.

Nicht leicht wird man einen Schriftſteller der Alten nachweiſen können, der ſo ſtrenge, ich möchte ſagen, ſo unbillig behandelt iſt, als Cteſias.

Lange vor ihm hatte nicht allein Heſiodus, (1) ſondern auch Ariſteas Proconneſius, (2) ja ſogar Herodotus die bekannte Fabel von den Greiffen vorgetragen, und letzterer außerdem noch die Sage von den goldgrabenden Ameiſen umſtändlich erzählt. (3)

Unge-

(1) cf. Scholion zu Aeſchyli Prometheus. v. 803.

(2) Pauſanias in Atticis, Cap. 24. p. 58. ed. Kuhnii Fabricii Bibl. Graeca, ed. Harles. Hamb. 1790. Vol. I. Lib. I. Cap. 2. p. 10.

(3) Herodotus, Lib. III. S. 116. p. 255. Sect. 102. ſeq. p. 249. L. IV. S. 13. p. 286. ed. Weſſ.

Ungefehr achtzig Jahre nach dem Cteſias verſichert Nearch, daß er Felle von jenen Ameiſen ſelbſt geſehen habe. (1) Vom Megaſthenes und Strabo (2) ſo gut, wie vom Pomponius Mela, und Arrian, und Plinius, werden dieſe Fabeln von neuem aufgewärmt. (3) Ja, Aelian und Philoſtratus beſchreiben ſogar die Geſtalt und Farbe der Greiffe mit einer beynahe Linné'iſchen Genauigkeit. (4)

Außerdem erzählen alle dieſe Schriftſteller noch hundert Fabeln mehr. Demungeachtet aber wird wohl niemand dieſe Claſſiker ſo ganz verwerfen wollen. Herodotus heißt vielmehr der Vater der Geſchichte. Cteſias hingegen, der ſich wegen jener Sagen noch weniger zu Schulden kommen läßt, als was ſich dort ſeine Mitbrüder erlauben; Cteſias, den wir nicht einmal ſelbſt beſitzen, ſondern nur durch den Mund eines andern reden hören, und zwar

(1) Strabo, Lib. XV. p. (706.) 1032. Sect. A. ed. Amſt. 1707.

(2) l. c. p. (702. 705. 706.) 1028. 1032. Sect. A. et B. Lib. II. p. (70) 121. Sect. C.

(3) Pomp. Mela, Lib. III. C. 7. Arrianus in Indicis, p. 329. ed. Gronov. Plinii H. N. Lib. VII. S. 2. Lib. X. S. 70. Lib. XI. S. 36. Lib. XXXIII. S. 21. ed. Hard.

(4) Aeliani Hiſt. Anim. Lib. IV. c. 27. Ed. Schneideri. Lips. 1784. p. 118. Philoſtratus in vita Apollonii, Lib. III. cap. 48. p. 134. ed. Olear.

zwar nur fragmentariſch; von dem wir alſo nicht wiſſen, ob er nicht hie oder da ſelbſt einige Zweifel und Bedenken beygefügt habe; dieſer Cteſias, weil er ebenfalls die Fabel von den Greiffen vorbringt, wird ohne weitere Unterſuchung, ohne alle Gnade, als völlig unbrauchbar, ſogleich über Bord geworfen. Sehr kurz iſt freylich dieſer Prozeß, ob er aber gerecht und billig ſey, das iſt doch eine andere Frage.

Wie, wenn nun Pontoppidan von Kraaken redet; Bruce Länder beſchreibt, wo die Berge auf der Spitze ſtehen; Byron unglaublich große Patagonier ſelbſt gemeſſen hat, der Abbe' Rochon von einer Zwergnation in Madagascar Nachricht gibt; große Aerzte durch den thieriſchen Magnetismus Wunder thun; und alles dieſes in unſerm ſo aufgeklärten 18ten Jahrhundert vorfällt! Ja, wenn ſelbſt jene Fabel von den Greiffen und goldgrabenden Ameiſen, nicht nur im 13ten, ſondern ſogar bis ins 17te Jahrhundert n. C. G. wieder aufgewärmt und als glaubwürdig vorgetragen wird, und zwar von Männern, denen man in anderer Rückſicht die Glaubwürdigkeit und Verdienſte gewiß nicht ſo ganz abſprechen kann; mit welchem Rechte, mit welcher Billigkeit will man dieſes denn nur dem Cteſias ſo aufmutzen? Marco Polo, der im 13ten Jahrhundert die Tartarey bereiſete, ſagt: ego Marcus, quum primum haec de illa ave (Ruec) audiviſſem, putabam eſſe Gryphonem, qui inter quadrupedia dicitur

eſſe

eſſe pennatus, leoni ex omni parte ſimilis, niſi quod faciem habet aquilae ſimilem. (1) Maudeville vergleicht die Stärke eines Greiffen mit acht Löwen und hundert Adlern. Goropius verſichert, daß er in Ungarn die Klaue von einem Greiffe geſehen habe: (2) endlich der berühmte de Thou, der bekanntlich 1617 ſtarb, und eine Geſchichte ſeiner Zeit von 1545 bis 1607 ſchrieb, behauptet mit der größten Zuverläſſigkeit, (3) daß Schach-Thamas, Sophi von Perſien, A. 1559. durch ſeinen Geſandten dem Soliman, nebſt vielen andern Geſchenken, auch eine goldgrabende Indiſche Ameiſe überſandt habe, welche ungefehr von der Größe eines Hundes, aber ungemein wild und beißig geweſen ſey! Aber was will man ſagen, wenn ſogar in unſern Tagen ein noch lebender Gelehrter, der Mitglied einer vormals ſo berühmten Akademie war, mitten in Paris, die Exiſtenz dieſer goldgrabenden Ameiſen öffentlich vertheidigt. Dies iſt nemlich der ſo bekannte, gelehrte und verdienſtvolle Larcher. (4)

Sollen

(1) Marco Polo in Itinerario, L. III. c. XL. p. 128. ed. Helmſtad. 1585.

(2) Dict. de Moreri, Art. Griffon ou Gryphon.

(3) de Thou in Hiſtoriar. ſui temp. Opp. Lib. XXIII. p. 461.

(4) Herodote trad. p. Larcher. Paris 1786. 8. T. III. notes ſur le 3me Livre. p. 339.

Sollen dieſe Schriftſteller, um deswillen, auch ſogleich der literariſchen Guillotine überliefert ſeyn? Ich dächte nicht. Warum denn Cteſias, der 400 Jahre v. C. G. ſchrieb, der Nachrichten aus der Naturgeſchichte eines noch unbekannten Wunderlandes zuſammentrug, und dieſe nur von Kaufleuten erhalten konnte, die entweder äußerſt unwiſſend, oder mit den Landesſprachen zu wenig bekannt, oder abſichtlich falſche Erzähler, oder muthwillig windige Prahler waren? Man muß ſich hiebey billig in jenes Zeitalter und in die Lage denken, worin ſich Cteſias befand. Alsdann wird man es leicht erklären können, wie hin und wieder die ſonderbaren Thiere die er beſchreibt, aus den verſtümmelten Nachrichten vom Tieger, vom Rhinozeros, vom Orang-Outang, und ſo viel andern mehr, entſtehen konnten, ohne daß man gerade berechtigt ſey, ihn für einen Schriftſteller zu erklären, der wiſſentlich und vorſätzlich Unwahrheiten erzähle, auch überall keinen Glauben verdiene. Ich vermuthe ſogar, daß er über einige Gegenſtände zuverläſſiger und brauchbarer ſey, als manche andere Schriftſteller der Alten, z. B. wegen der Geſchichte von Perſien.

Ohne jedoch länger hiebey zu verweilen, will ich nur einen Verſuch wagen, ob ſich die bekannte Fabel von den Greiffen und goldgrabenden Ameiſen nicht mit einiger Wahrſcheinlichkeit erklären laſſe, und zwar aus dem Verfahren und der Methode, wie überhaupt die älteſten Völker in jenem Zeitalter ihre Goldwäſchen betrieben haben.

Bey

Bey einer Sage, ſie laute übrigens ſo fabelhaft als ſie wolle, die ſich vom Heſiodus und Herodotus an bis zum de Thou, alſo über 2000 Jahre erhalten hat, und während dieſer Zeit ſo oft wieder in Umlauf gebracht iſt, vermuthe ich immer, daß doch etwas Wahres, etwas dem Aehnliches wirklich zum Grunde gelegen habe. Davon kann hiebey nicht die Frage ſeyn, ob in den älteſten Zeiten eine Scytiſche Völkerſchaft exiſtirte, welche man die Gryphen nannte. Der Gegenſtand meiner Unterſuchung iſt hier lediglich die Fabel. Ich ſage jedoch ausdrücklich, daß meine Erklärung nur ein Verſuch ſey. Denn ich bin weit entfernt, alle einzelne Angaben ſchon für ausgemachte Thatſachen auszugeben. Indeſſen wird man mir billiger Weiſe erlauben, daß ich hiebey in ſolchen Fällen etwas als wahr, wenigſtens als höchſt wahrſcheinlich vorausſetzen und einrücken dürfe, worüber wir in den Schriften der Alten zwar keinen beſtimmten Aufſchluß finden, aus der Verbindung des Ganzen aber ſich dieſes, oder doch etwas dem Aehnliches, vermuthen läßt. Wenn ich mich alſo durchgehends beſtimmt ausdrücke, ſo geſchieht dies lediglich, um meine Vermuthung nur kürzer, deutlicher und mehr im Zuſammenhange vorzutragen. Dagegen überlaſſe ich gern einem jeden, nach Gutdünken, entweder meine Erklärung zu berichtigen, oder ihr noch etwas zuzuſetzen, oder ſie mehr einzuſchränken, oder — überall gar nichts davon zu glauben.

Meine

Meine Vorstellung von dieser so berüchtigten Fabel ist nun folgende:

Die Gegend, wo das Gold gewonnen und eingesammelt wurde, ist die bekannte Sandwüste Schamo oder Cobi, welche in der großen Tartarey, an der Grenze von Groß-Thibet und der Chinesischen Tartarey hinaufzieht, und zu den größten Sandwüsten mit gehört, die sich auf unsrer Erde finden.

Die Methode um das Gold hier zu gewinnen, war eben dieselbe, die unter dem Namen von Seifarbeit oder Goldwäsche überall bekannt ist, und noch jetzt in Ungarn, in Amerika und in andern Ländern mehr angewendet wird, um den metallischen Gehalt der güldischen Sand- oder Erdlager gehörig auszuscheiden.

Die älteren Nachrichten stimmen darin überein, daß das jährlich als Tribut dort abzuliefernde Product, äußerst ansehnlich und beträchtlich war. Es mußte also eine große Anzahl von Menschen dabey angestellt, und immerwährend damit beschäftigt seyn.

Unter der strengen Aufsicht einiger Vorgesetzten, wurde diese Seifarbeit von Sklaven, von Kriegsgefangenen, von Staatsverbrechern, größtentheils aber nur von Kindern getrieben, wie denn dieses, von den ältesten Zeiten an, auch bis jetzt noch gewöhnlich ist.

Wegen der großen dort herrſchenden Hitze und beſtändigen Arbeit im Waſſer, gingen alle ſo damit beſchäftigt waren, unbekleidet. (1)

Beym

(1) Agatharchidis Periplus Maris rubri. in Hudſonii Geogr. Min. Vol. I. p. 23. Extremos illic et abiectae ſortis hominis in aurifodinarum ſeruitutem acerbiſſimam tyrannis abducit: quarum alii cum vxoribus et liberis, alii etiam absque illis, aerumnas tolerant: quas cum tragice exaggerauit auctor, quod ad ſummam calamitatem nihil reliqui ſibi faciant, modum exponit, quo aurum illud elaborent. — p. 24. Pueri autem impuberes, in cuniculos ab illis effoſſos irreptantes, etiam lapillos de proiectis multo collectos, extrema oſtium deportant. — Labor hic eſt feminarum, quae vna cum maritis aut parentibus in ergaſtula ſunt abductae. Plures enim ordine molae agitantur — etc. tam foedo ſuccinctu, vt ſola corporis pudenda contegant. — etc.: a femineo ſexu puluerem ita ſubactum excipiunt alii, quos Selangeos nominant. etc.

Diodorus, ed. Weſſ. T. I. Lib. III. p. 181 ſeq. "In metallicis ergaſtulis praefecti magno operantium numero aurum elaborant. Reges Aegypti, damnatos ob maleficia, belloque captos, et iniuſtis calumniis circumuentos, aut ex ira cuſtodiae traditos, interdum ipſos duntaxat, interdum cognationem ſimul omnem, in ſodinas illas compingunt: tum vt poenas de reis ſumant, tum vt horum opera magnos ſibi quaeſtus faciant. Detruſi eo numero infiniti, omnesque compedibus alligati, continenter in

opere

Beym Waſchen ſelbſt verfuhr man nach eben der Methode, die auch bey andern der älteſten Völker im Gebrauche war. Es wurde nemlich der güldiſche Sand von dieſer zahlloſen Menge von Menſchen, und vorzüglich von Kindern, unter freyem Himmel auf eben ſolchen Herden verwaſchen, welche noch jetzt in unſern Pochwerken zum Verwaſchen der metalliſchen Schliche im Gebrauche ſind. (1)

Allein

opere perſeuerant, nèc per dies nec per noctes totas vlla conceſſa quiete, omnique auſugiendi copia ſtricte intercluſa. Barbarorum enim militum variis vtentium linguis excubiae illis imminent, ita vt nemini per ſermonis commercia, aut familiaris congreſſus blandimenta, quanquam excubitorum corrumpendi ſit facultas" p. 183 "Et quia nulli corpus curare licet, adeo vt nec quod pudenda velet religaculum adſit: nemo eſt, qui miſellos intuens, extremas horum calamitates non commiſeretur Nulla enim venia, nulla omnino remiſſio, neque aegroto, neque mutilato, tribuitur. At neque ſenilis aetas, neque muliebris infirmitas quicquam excuſat, omnes inflictu plagarum ad vrgendum opus adiguntur" etc.

(1) Agatharch. Peripl. Mar rubr. l. c. p. 25. Operatio ita ſe habet: Marmor ita commolitum in tabula effundunt lata (ἐπὶ σανίδος πλατείας) quidem ad rectam Sectionem politae quae tamen non recto incumbit loco, ſed exiguam declinationem habet. In hac puluerem, affuſa aqua, manibus terunt initio leuiter, deinde preſſius. Vnde opinor, terreſtria eliquantur et ad tabulati nutum defluunt. Id autem

Allein ſtatt der Planen, um die Goldkörner aufzufangen, bediente man ſich hier der Felle von einigen dort einheimiſchen

quod validum eſt et aliquid pollet, in ligno ſubſiſtit immobile. Cum igitur crebro aquis materiam eluit Selangeus, ſpongiis mollibus et denſis marmor leuiter attrectat et aliquando premens, quod leue eſt et laxum, fungoſitati implicatum e cauerna extrahit et ablicit, quod vero graue eſt et ſplendet, in tabula ſecretum relinquit, quia propter grauitatem natura haud facile mobilis ei ſubeſt. Hoc igitur modo Selangeus poſtquam auri ramenta expurgauit, coctoribus transmittit: qui ſimul ac coactum illud ad menſuram et libram acceperunt, etc. etc. — Elaboratio autem huius generis quodammodo antiquiſſima eſt. Nam a primis loci regibus inuenta eſt ea metalli natura. Deſiitque in actu eſſe tum, quando Aethiopum olim agmen Aegyptum incurſauit. Agatharchides lebte in Aegypten zu den Zeiten des Ptolemäus Alexanders, deſſen Vormund er war. cf. Hudſonii Geogr. min. Vol. I. in Diſſert. p. 68.

Diodorus p. m. 183. "In tabula lata (ἐπὶ σανίδος πλατείας) aliquantulum decliui puluerem lapideum bene commolitum affuſa aqua lauant, tum quicquid in eo terrenum eſt, humore eliquatum per aſſamenti deuexitatem defluit, aurum vero grauitate ſua ſubſidens in tabula remanet. — Haec eſt illa auri circa extremam Aegypti oram praeparatio." p. 184. "Horum metallorum inuentio perantiqua eſt, vt quae priſcos olim reges habuerit auctores."

ſchen Füchſen: (1) und dieſe Gewohnheit, bey den Gold-wäſchen, ſtatt der Planen, behaarte Felle anzuwenden, hat ſich in den Morgenländern ſogar bis in neuere Zeiten erhalten. (2)

Um

(1) Strabo, Lib. XI. p. (499.) 763. ed. Amſt. 1707. "Aiunt apud hos (Soanes, ſumma Caucaſi habitantes, quae Dioscuriadi immiuent) aurum deferri a torrentibus, idque barbaros excipere alueolis perforatis et Velleribus lanoſis: vnde etiam aurei velleris exſtitit fabula."

Appianus de bello Mithrid. Vol. I. p. 797. ed. Schweigh. "In illo monte fontes ſunt auri ramenta ferentes minutiſſima et vix conſpicua: adcolae vero Vellera villoſa in riuos demergere ſolent, atque ita aureas arenulas his adhaereſcentes colligere. Ac fortaſſe tale fuit inclytum Aeetae aureum vellus."

Dieſe Soaner wohnten am Caucaſus. Die älteſten Könige von Colchis hatten die Gold-Wäſchen bey ihnen zuerſt eingeführt, und dadurch unglaubliche Schätze geſammelt. Plin. H. N. Lib. XXXIII. Sect. XV. p. 614. ed. Hard. "Iam regnauerat in Colchis Salaucus et Eſubopes, qui terram virginem nactus, plurimum argenti aurique eruiſſe dicitur in Suanorum gente, et alioqui velleribus aureis inclyto regno." Ibid. Lib. VI. Sect. IV. p. 303. "Flumen Cobum e Caucaſo per Suanos fluens."

(2) Ayeen Akbery's hiſtorical and geograph. Deſcription of the 12 Soobahs or Viceroyalties of Hindoſtan. Calcutta 1784. gr. 4to. Tom. 2. daſelbſt heißt es p. 167. im Abſchnitte

von

Um mit den Fellen von dieſen Thierarten hinlänglich verſehen zu ſeyn, war es nothwendig, daß jährlich eine große Anzahl derſelben eingefangen wurde. Viele davon unterhielt man vielleicht unmittelbar neben den Goldwäſchen, einige auch wohl, als eine merkwürdige Thierart, in den Menagerien der Großen. (1)

Jedermann wußte und ſahe es, daß ſie ihren gewöhnlichen Aufenthalt unter der Erde ſuchten, ſich eingruben, und gleich den Ameiſen, hiedurch große Sand- und Erdhügel

von der Soobah of Caſhmeer von einem Paſſe zwiſchen Kamraj und Caſghur: On the Weſt lies Pukely, where Gold is found in the following manner. In the Stream of the river they ſpread goat ſkins with long hair, faſtening them down with ſtones, ſo that the water cannot move them. After 2 or 3 days, they take up the ſkins, and expoſe them to the Sun. When they are perfectly dry, they ſhake them, and obtain grains of gold, ſome of which will weigh 3 tolahs. Dieſe Nachricht habe ich der freundſchaftlichen Mittheilung des Hrn. HR. Blumenbach zu danken.

(1) Herodotus, Lib III Sect. 102. p. 249 ed Weſſ. "Circa hanc enim plagam vaſta ſunt propter arenam loca, in ea igitur ſolitudine arenoſa formicae gignuntur, canum quidem magnitudine minores, vulpium vero maiores. Earum quippe nonnullae et apud regem Perſarum viſuntur, hinc venatu captae. Hae formicae in faciendis ſub terra domiciliis egerunt arenam, vt apud Graecos formicae."

igel aufwarfen. (1) Dieſes iſt nun ganz die Gewohnheit des Canis Corſak Linnéi, (2) der ſich auch grade in ſen Gegenden häufig aufhält.

Eben ſo allgemein bekannt war es auch, daß man ſie y den Goldwerken in großer Menge gebrauche, und daß ſchlechterdings dabey unentbehrlich wären; vom eigentlichen Gebrauche aber war man nicht unterrichtet.

So

(1) Arrianus in Indicis. p. 329. ed. Gronouii. De formicis etiam ſcribit Nearchus, ſe quidem eas non vidiſſe, cuiusmodi nonnulli tradunt in India naſci. Pelles tamen earum non paucas abs ſe viſas, in caſtra Macedonum allatas. Megaſthenes certa veraque eſſe, quae de formicis ſcribuntur, dicit: eas nimirum eſſe, quae aurum e terra effodiunt, non quidem auri ipſius cauſa, ſed vt ſibi antra in quibus deliteſcant parent: quemadmodum noſtrae etiam formicae exiguae quum ſint, nonnihil terrae eruunt. Eſſe autem formicas illas vulpibus maiores, ratione magnitudinis earum, terramque fodere, quae aurum mixtum habeat, et ex ea Indis aurum fieri; ſed Megaſthenes auditum narrat.

(2) Schreber von den Säugthieren. Erlang. 1778. 4. Th. 3. S. 360. ſagt: "Der Korſak bewohnt die bergigen Gegenden der Steppen zwiſchen dem Jaik und Irtiſch, wo er ſich in Bauen unter der Erde aufhält. Die Kirgiſen jagen ihn mit Berkuten und Hunden ſo häufig, daß ſie jährlich allein an die Ruſſen 40-50000 Stück Bälge vertauſchen."

So wie man mit den Goldwäſchen weiter rückte, blieb natürlicherweiſe der verwaſchene und vom Golde gereinigte Sand in unzählbaren einzelnen Haufen liegen, welche denn großen Ameiſenhaufen völlig ähnlich waren, und unüberſehbare Landflächen einnahmen.

Alle dieſe ſo verſchiedenen Nachrichten, dunkelen Sagen und halbwahren Ideen, verwechſelte und vermiſchte nun das unwiſſende und rohe Publikum ſehr leicht mit einander und durch einander. (1)

Den Monarchen und Fürſten, welche jährlich einen ſo anſehnlichen Tribut von dieſer Goldwäſche erhielten, ſo wie auch denen, welche die unmittelbare Aufſicht über die Arbeit führten, mußte äußerſt daran gelegen ſeyn, daß benachbarte nomadiſche Völker, Räuberbanden, vorüberziehende Karavanen, überhaupt alle unberufene Neugierige, von dieſer ganzen Gegend abgehalten würden, kurz, die Gemeinſchaft mit andern gänzlich abgeſchnitten ſey. In dieſer Abſicht waren mehrere Anſtalten getroffen.

Ein anſehnliches Heer zu halten, um gegen willkürliche Einſchleichung zu ſichern, war in dieſer ſo äußerſt wüſten Gegend weder thunlich, noch rathſam, noch der Sache angemeſ-

(1) Rennell in ſeinem Memoir of a Map of Hindoſtan London. 1793. 4to. p. XXIX glaubt, daß jene von Nearch und den Alten beſchriebene goldgrabende Ameiſen wirkliche Ameiſen geweſen wären, und zwar die ſo bekannten weißen Indianiſchen Ameiſen.!!!

gemeſſen. Man mußte alſo andere Mittel ergreifen, und dieſe waren folgende:

Einem jeden, der nicht unmittelbare und ganz ausdrückliche Erlaubniß dazu erhielt, war bey Lebensſtrafe unterſagt, dieſe Gegend nur irgend zu betreten.

Eben ſo wie es in Braſilien wegen der Diamantgruben eingeführt iſt, waren auch hier um dieſe ganze Gegend die Hauptzugänge mit einzelnen Wachen beſetzt.

Gewöhnlich führten dieſe einige von den bekannten ſehr großen Indiſchen Hunden mit ſich, theils um bey Anfällen doch einige Unterſtützung und Vertheidigung in Bereitſchaft zu haben, theils um bey Verſuchen zum nächtlichen Einſchleichen, auch frühzeitig durch ſie gewarnt zu werden, theils um das Entlaufen der zur Arbeit verdammten Gefangenen und Sklaven zu verhüten.

Um jedoch dieſer an ſich ſo ſchwachen Beſchützung, noch mehr Anſehen und allen nur erforderlichen Nachdruck zu geben, benutzte man nicht allein jene dunkele Sage von goldgrabenden und ſehr beißigen Thieren, die von ſelbſt ſchon in Umlauf gekommen war, ſondern man erſann überdem noch höchſt abentheuerliche und fürchterliche Nachrichten von dieſer goldreichen Gegend. Man verbreitete und unterhielt ſie mit der größten Vorſicht und Staatsklugheit. Es war um ſo leichter, dieſen fabelhaften Erzählungen einen allgemeinen Glauben zu verſchaffen, da überall die Naturgeſchichte in dieſem Zeitalter noch in ihrer Kindheit war, da

man

man Indien allgemein für ein Land voller Wunder und übernatürlicher Geſchöpfe hielt, da die in dieſer Gegend umherziehenden nomadiſchen Horden und Räuberbanden und Kaufleute, in gleich hohem Grade unwiſſend und abergläubiſch waren, und da ohnehin dieſe ſo äußerſt wüſte, durchaus öde und völlig unbewohnte Gegend nicht leicht von menſchlichen Geſchöpfen beſucht werden konnte.

Die aufgeworfenen unzähligen Sandhügel gab man daher für Arbeiten von großen und äußerſt gefährlichen Ameiſen aus. Die fremden Geſandten und auswärtigen Kaufleute, denen die Naturgeſchichte dieſes entfernten Landes, beſonders in jenem Zeitalter, völlig unbekannt war, konnte man ſehr leicht glauben machen, daß die Felle von jenen Fuchsarten die Felle von eben den Ameiſen wären, welche dort die großen Sandhügel aufwürfen.

Zur völligen Beſchützung und Sicherheit aber, verpflanzte man auch in dieſe Gegend noch höchſt grauſame und unbezwingliche Wunderthiere, nemlich die Greiffen. (1) Und damit

(1) Ich ſage ausdrücklich, daß man die Vorſtellung von den Greiffen nur aus andern Gegenden hieher verpflanzt habe. Denn, meiner Ueberzeugung nach, iſt dieſe Sage weit älter als die Goldwäſchen hier im Betriebe waren. Aus mehreren Gründen vermuthe ich auch, daß dieſe Fabel in Aegypten, und zwar lange ſchon vor Moſes, in Umlauf geweſen ſey. Daß ſie in Perſien und den hier angrenzenden Ländern entſprungen, auch, wie einige vermuthen,

damit dieſe um ſo weniger geläugnet werden könnten, bedurfte es nur eines einzigen Hülfsmittels, welches eben ſo leicht in der Ausführung, als entſcheidend für die Abſicht war. Man brauchte nur alle funfzig bis hundert Jahre einmal, einen von den großen Indiſchen Hunden, der beſonders hiezu abgerichtet war, oder wohl gar nur einen von den Wachen ſelbſt, mit den ſchönfarbigſten Zeugen der daſigen Länder, in die Figur der Greiffen auszukleiden, ihn mit künſtlichen Flügeln zu verſehen, und ſo auf Anhöhen zur Wache auszuſtellen, wo er vorzüglich ins Auge fiel. Dies letzte hätte denn genau den Greif mit einem Menſchenkopfe vorgeſtellt, wie er ſo ſchön und vollſtändig in ſeiner künſtlichen Bekleidung auf den Ruinen von Perſepolis abgebildet iſt; (1) erſteres aber den Greif mit dem Hinder-

muthen, vom Lämmer-Geyer entnommen wäre, bezweifele ich unter andern auch darum, weil der Lämmer-Geyer bekanntermaßen in dieſer Gegend ganz und gar nicht exiſtirt. Eher noch hätte der Gold-Adler einige Veranlaſſung dazu geben können. In dieſer ganzen Gegend gibt es jedoch überall keine ſehr große Raubvögel. Der Königs-Geyer von Pondiſcheri und der große Indiſche Geyer, welches hier die größten ſind, ſind nicht größer als unſere Gänſe. cf. Sonnerat's Voyages dans les Grandes Indes et en Chine. Tab. CIV. und CV.

(1) Voyages de Chardin en Perſe, etc. Amſterd. 1711. Tab. LVII. Voyages de le Bruyn en Perſe etc. Amſterd. 1718. fol. T. II. Tab 123.

Niebuhrs Reiſebeſchreibung. Koppenh. 1778. Th. 2. Tab. XX. Fig. B. S. 126.

Hundekopfe, der ſich ebenfalls auf jenen Ruinen noch vollkommen erhalten hat. (1)

Die in einiger Entfernung und auf den benachbarten Gebirgen vorüberziehenden Horden oder Karavanen mußten alsdann um ſo zuverſichtlicher die überall verbreiteten höchſt furchtbaren Erzählungen für wahr annehmen, da ſie ſelbſt für alle Fabeleyen und abergläubiſche Sagen höchſt empfänglich waren, da ſie die großen und unzähligen Ameiſenhügel wirklich vor ſich ſahen, da ein zahlloſes Heer von braunen, nicht genau zu unterſcheidenden Geſchöpfen zwiſchen dieſen Hügeln, gleich den Ameiſen, ſich fortdauernd bewegte, da Felle von den großen Ameiſen vorgezeigt wurden, da hin und wieder einmal ein fürchterlicher Greif auf Anhöhen deutlich Wache hielt, endlich da alles dieſes eine durch Jahrhunderte mit möglichſter Vorſicht und Staatsklugheit unterhaltene Erſcheinung war.

— Quid non mortalia pectora cogis,
Auri Sacra Fames!

Noch bitte ich, daß man mit dieſen Angaben auch den ſo bekannten Argonauten-Zug vergleichen wolle. Bey den Goldwäſchen der Colchier wurden, wie ich vorhin ſchon nachgewieſen habe, vorzüglich Felle gebraucht, und dieſe waren dabey unentbehrlich. Daß ein krauſes und dichtes

(1) Chardin Tab. LVI.
Le Bruyn Tab. 130.
Niebuhrs R. Tab. XXV. Flg. e. S. 136.

dichtes Fell der Schaafe hiezu weniger tauglich sey, als ein feineres und schlichthaariges Fell, weiß ein jeder, der Goldwäschen gesehen hat. Jason erbeutete ein Fell, welches durch einen edlen Beynahmen von den gewöhnlichen Fellen unterschieden wurde. Bald hieß es das güldene, bald das hellglänzende, bald das purpurfarbige. Die Goldschätze, die er in Colchis raubte, waren durch grausame Wunderthiere bewacht. Wenn, wie es nicht ganz unwahrscheinlich ist, die Griechischen Dichter und Geschichtschreiber manches, was diese Unternehmung betrifft, aus ältern und besonders Syrischen Schriftstellern entlehnt und aufgenommen haben, so ist auch leicht möglich, daß eben dadurch einiger Mißverstand hiebey veranlaßt sey. Denn im Syrischen bedeutet (ܓܙܐ) Gasa nicht allein einen Schatz, sondern zugleich auch ein Fell. (1)

Dieß wäre nun kürzlich dasjenige, was ich mir immer bey jener so berüchtigten Fabel gedacht habe. Ich übernehme es zwar nicht, von allen diesen einzelnen Angaben auch den vollen Beweis zu führen. Indessen glaube ich, daß meine Erklärung von jener abentheuerlichen Sage, wohl eben so vielen Glauben verdiene, als man bisher in der gelehrten Welt so manchen Erklärungen von andern Fabeln der Alten geschenkt hat.

Ueberdem sind noch so viel ähnliche Phönizische und Griechische Kaufmanns-Legenden bekannt, welche die Politik, bey

(1) Bochart Phaleg. Lib. IV. c. 31.

bey der damaligen Unkunde der Naturgeſchichte, zu gleichen Zwecken erſann und verbreitete. (1) Dieſe Wundermärchen wurden ſogar in ganzen Büchern aufbewahrt. (2)

So viel iſt auch gewiß, daß der Begriff und die Vorſtellung von den Greiffen, ſo wie auch die Meinung, daß die Weſen von höherer Art mit Flügeln begabt wären, ſchon in den älteſten Zeiten, und bey den älteſten Völkern, den Aegyptiern, den Indiern, den Perſern und den Griechen, ſo weit nur irgend die Geſchichte reicht, im Umlaufe geweſen ſey. Dies beweiſen unzählige Ueberreſte aus dem höchſten Alterthume. (3) Es findet ſich hier der Greif

(1) cf. Gesneri praelectt. de nauigat. Phoenic. b. 5. Orpheus p. 448. Beckmann ad Antigonum Caryſt. p. 87. Idem in Hiſt Natural. veterum p. 144.

(2) Gellius in N. A. Lib. IX. cap. 4.

(3) Chardin Voyages en Perſe etc. Tab. LVI.

Caylus Recueil d'Antiquités. Tom I. p. 140. tab. 53. p. 174. tab. 65. Tom. III. p. 84. tab. 22. p. 168. tab. 60.

Muſ. Flor. Gemm. Theſ. Med. Flor. 1732. T. II. p. 144. Tab. 94. n. 5. 8. 2. 3 4. 6.

Winckelmann Deſcr. des pierres gravées du B. de Stoſch. p. 559 Nr. 208 209. 213. 217. 218.

Deſcript. des Pierres gravées du Duc d'Orleans. Paris. 1780. fol Tom. I tab. 86 p. 275.

Gemme antiche di Cauſeo. Roma. 1700. Tab. 156.

Raſpe

Greif unter mancherley Geſtalten und Abweichungen, theils genau ſo, wie ihn Herodotus, Cteſias, Philoſtratus beſchreiben, theils ſo, daß er dem Sphynx mehr oder weniger ähnlich iſt. Unter den Mediceiſchen Gemmen, wird ein geſchnittener Stein aufbewahrt, der wohl gewiß zu den älteſten noch vorhandenen Aegyptiſchen Gemmen zu rechnen iſt. Es iſt ein völlig ausgebildeter Greif, auf deſſen Rücken Canopus ſitzt. (1) Auf der bekannten Tabula Iſiaca iſt der Greif zweymal genau ſo abgebildet, wie ihn jene beſchreiben, (2) mehrmals aber nur mit Veränderung des Kopfes. (3)

Noch ſtehen auf eben dieſer Tafel zwey menſchliche Figuren mit geſenkten Flügeln, welche den Eingang zum Alters-

Raſpe Catalogue of Gems caſt by Taſſie. London 1791. T. II. tab. 3. 4. 5. 10. 11. 13. 20.

Hamilton's Collection of Etruſcian etc. Antiquities. Naples 1766. fol. T. I. tab. 80. 99. 120. T. II. tab. 56. Contin. ex ed. Tiſchb. 1795. Vol. II. tab. 9. 24.

Encyclopedie. Art. Griffons.

(1) Muſeum Flor. Gemmae Theſ. Med. Flor. 1731. T. I. p. 110. Tab. 58. n. IX.

Aleſſandri Maffei Gemme antiche. Roma. 1707. Tom. II. Pl. 15.

(2) Caylus Ant. Tom. VII. p. 34. Nr. 28. und Lit. L.

(3) Ibid. Nr. 11. 25. 37. 50.

Allerheiligſten der Iſis mit einem Schwerdte bewachen. Außerdem finden ſich auf einigen der älteſten Aegyptiſchen Kunſtwerke, ſo bedeutende und merkwürdige Vorſtellungen, daß ſie bey dieſer Gelegenheit, und zwar in mehr als einer Rückſicht, billig noch einige Betrachtung verdienen. (1) Es ſind nemlich vollkommene menſchliche Figuren mit großen vorwärts gebogenen Flügeln, überhaupt den Vorſtellungen ganz ähnlich, die man ſonſt auch vom Cherub findet. Den Stein beym Caylus, (2) mit der Unterſchrift: XPOYBIC, halte ich jedoch für ſpäteren und zwar gnoſtiſchen Urſprungs, auch für eine Zuſammenziehung der Worte Χρυσο-Ιβις. Ob nun die Benennung Cher-ubis einer etwas ähnlichen Ableitung fähig ſey, will ich gern andern Sprachforſchern zur Entſcheidung überlaſſen.

Könnte ich hoffen, daß ein oder anderer ſtreng-orthodoxer und ſchrift-gerechter Theologe mich nicht unwiederbringlich verdammen wolle, ſo mögte ich gern noch die Frage unterſuchen, ob die Fabel vom beflügelten Gryphe mit dem Adlerskopfe, der einen Schatz oder auch den Zugang zu einem geheiligten Orte verwahrt, überall nicht älter als Moſes ſey, und ob er nicht aus eben der Quelle entnommen

(1) Caylus Ant. Tom. II. p. 34. tab 9. Nr. II. Niebuhrs Reiſebeſchr. Coppenh. 1774. Th. 1. Tab. XXXIX. S. 208.

(2) Caylus Ant. Tom. V. tab. 23. Nr. VI. p. 68.

men worden, aus welcher der Begriff und die Vorſtellung vom Cherub entſprungen iſt. Der Cherub hütete und bewachte ebenfalls einen Schatz und eine heilige Stäte, er war auch ein Unthier, ſogar wie der Greif beflügelt, und hatte den Kopf bald von dieſem, bald von jenem Thiere, auch den vom Adler u. ſ. w. (1)

Meiner Ueberzeugung nach, wäre es nicht ſo ganz unmöglich, von allen dieſen Wunderthieren eine vollſtändige Geſchlechtstafel nach Buffons Methode anzufertigen, und ſowohl diplomatiſch als auch pragmatiſch nachzuweiſen, daß ſie alle, ohne Ausnahme, nur von einem einzigen gemeinſchaftlichen Stammvater entſprungen ſind.

Die nächſte Veranlaſſung zu ſolchen Vorſtellungen und Thiererfindungen, liegt wohl unſtreitig in dem natürlichen Ideengange aller noch uncultivirten Völker. Sobald der Begriff

(1) cf. Michaelis Diſſ. de Cherubis equis tonantibus Hebraeor. Deſſelb. Moſaiſches Recht. Th. 4. S. 191.

Spencer de Legib. Hebraeor. ritualib. Lipſ. 1705. p. 1123. Simonis Lex. hebraic. vbi voce כרוב (Cherub.) — vnde et graec. γρίφος aenigma, et γρυψ gryphus, animal fictum ex forma leonis atque aquilae compoſitum.

Der Jüdiſche Geſchichtſchreiber Joſephus in Archaeol. Lib. III. c. 6. nennt ſie ζωα ποικιλα, animantia volucria nulli eorum, quae ab hominibus viſa ſunt, ſimilia.

Im Dictionn. de Moreri iſt der Art. Cherubins, von Simon ausgearbeitet, und verdient ebenfalls nachgeſehen zu werden.

Begriff von Gottheit, Religion, höhere Weſen, nur irgend bey ihnen rege wurde, verbanden ſie damit auch noch die Vorſtellung von andern Weſen, welche der Gottheit zwar untergeordnet, dagegen über die Menſchen erhaben wären. Dieſen wurden nun ſolche Eigenſchaften beygelegt, welche den ſo verſchiedenen Beſtimmungen dieſer ausgezeichneten Weſen angemeſſen waren. Z. B. ganz außerordentliche Stärke, Geſchwindigkeit, Wachſamkeit, Weisheit, Klugheit, Geheime-Kenntniſſe, Liſt, Grauſamkeit. ꝛc. ꝛc. Um den Begriff von ſolch einem Wunderthiere nur einigermaßen zu verſinnlichen, war es das leichteſte und dem damaligen Zeitalter angemeſſenſte Mittel, daß man aus dem geſamten Thierreiche diejenigen Geſchöpfe auswählte, welche die Eigenſchaften am vorzüglichſten beſitzen, die man jenen Wunderthieren beylegte. Und ſo deutete z. B. der Mannskopf die Weisheit an, der Weiberkopf die Klugheit, die Schlange die Liſt, der Löwe die Stärke, der Adler die Geſchwindigkeit und Sendung aus den Regionen des Himmels, der Hund die Treue und Wachſamkeit, der Tieger die Grauſamkeit. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nach Anleitung der ſo verſchiedenen Vorſtellungen von ſolchen Wunderthieren, und nach Maasgabe von jenen Deutungen, wurden einzelne Theile der Thiere gewählt, und daraus ein Ganzes zuſammengeſetzt. Hieraus entſtanden denn — nach Verſchiedenheit der Zeitalter, der Climate, der Länder, die eben ſo verſchiedenen Arten

und

und Abarten der Wunderthiere. Nemlich vom Cherub an, als den gemeinſchaftlichen Stammvater, die Greiffe, die Sphynxe, der Baal-ze-Bub, der Hyppogryph, die Chimaera, die Drachen, der Satan, der Lindwurm, der Berg-Kobold u. ſ. w. Sie waren alle höchſt furchtbar und gefährlich für die Menſchen, die ſich ihnen näherten; ſie bewohnten beſonders heilige oder doch höchſt einſame Orte, deren freyer Zutritt den Menſchen verboten war; ſie verwahrten große Schätze, zu deren Beſitze die Menſchen nicht anders gelangen konnten, als daß ſie dieſe Wunderthiere überwanden, oder ſich ihrem Dienſte gänzlich widmeten, u. w. d. m. Aufs ungewiſſe wagt ſich jedoch unſer einer an ſo etwas nicht.

Natura manifeſtum prodit argumentum, quod aurum et laborioſe comparetur et difficulter afferuetur, et ſtudium vbique maximum requirat, vſum denique in medio voluptatis et aegritudinis poſitum habeat.

Diodorus.